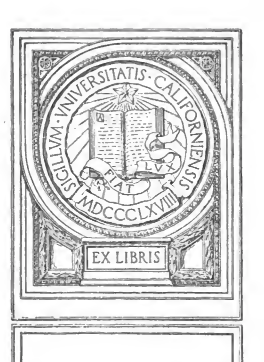


EIN VERWANDTER GOETHES IM RUSSISCHEN FELDZUGE 1812

AUS DEM LEBEN EINES SACHSISCHEN HUSAREN VON THEODOR GOETHE / BEARBEITET UND HERAUSGEGEBEN VON

PAUL HOLZHAUSEN


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS


NON·EST·MORTALE
QVOD OPTO

Den Umschlag dieses Buches zeichnete Walter Holzhausen in Bonn. / Den Druck besorgte die Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

EIN VERWANDTER GOETHES IM RUSSISCHEN FELDZUGE 1812

AUS DEM LEBEN EINES SÄCHSISCHEN HUSAREN VON THEODOR GOETHE/BEARBEITET UND HERAUSGEGEBEN VON PAUL HOLZHAUSEN

MORAWE & SCHEFFELT VERLAG/BERLIN
1912

VORWORT

Im Sommer des Jahres 1812 weilte die Kaiserin Marie Louise in Karlsbad. Die erlauchte Dame mußte sich von den Festlichkeiten erholen, mit denen man sie und ihren Gemahl bei der Entrevue in Dresden gefeiert hatte, dem letzten großen Fürstenkonvent, den Napoleon um sich versammelte. »Im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad« widmete damals Goethe der Kaiserin mehrere höfische Gedichte, unter denen sich eins durch besonders hohe Formvollendung auszeichnet, auch durch eine gedankenreiche Schlußstrophe, an deren Ende der große Poet, in Übereinstimmung mit einem schon von Kant und Jean Paul geäußerten Wunsche, an den Sieger in so vielen Schlachten — als letzte, endliche Vollendung seiner Laufbahn — die Aufforderung richtet, der Welt den Frieden zu schenken:

Der alles wollen kann, will auch den Frieden.

Zu derselben Zeit, als der Fürst im Reiche des Gedankens den Beherrscher des europäischen Festlandes in dieser Weise ansang, zog einer aus Goethes eigenem Blute, ein dem Dichter selbst völlig unbekannter weitläufiger Verwandter — jedenfalls aber ein Mann, der denselben Namen trug und sich genau so schrieb wie Se. Exzellenz, der Weimarische Staatsminister — als Fourier des sächsischen Husarenregiments in der großen Armee mit nach Rußland.

Schon diese Beziehung würde den Verfasser des Buches »Aus dem Leben eines sächsischen Husaren« interessant machen — wenn er es nicht auch durch die Summe des von ihm Erlebten und Erzählten wäre, nicht zuletzt durch die gemütliche, hier und da auch eines gewissen Humors nicht entbehrende Art, in der er seine Erlebnisse vorträgt. Da nun aber, wie die Welt einmal beschaffen ist, ein berühmter Bruder, Vetter oder Onkel in der Regel eine Empfehlung bedeutet, die wir Buch und Verfasser doch nicht vorenthalten möchten, so halte ich es für angezeigt, das Verwandtschaftsverhältnis zwischen dem sächsischen Husaren und dem Dichter schon hier kurz auseinanderzusetzen:

Bekanntlich war JOHANN WOLFGANG GOETHES Vater, der in den zahlreichen Biographien seines Sohnes mit gebührender Gründlichkeit behandelte Kaiserliche Rat JOHANN KASPAR GOETHE, das Kind eines Frankfurter Bürgers, der den Namen FRIEDRICH führte.

FRIEDRICH GOETHE stammte aus dem unweit des Kyffhäusers in der goldenen Aue gelegenen Städtchen Artern, wo sein Vater HANS CHRISTIAN als Hufschmiedemeister gelebt hat. HANS CHRISTIAN aber hatte einen älteren Bruder, den um 1632 geborenen, am 29. August 1669 verstorbenen HANS CHRISTOPH. Dieser HANS CHRISTOPH war der Gründer einer zahlreichen Familie.

Auch sein vierter Sohn HANS NIKOLAUS (1660—1720), der im Kirchenbuch zu Berka bei Sondershausen als Geschworener und Syndikus bezeichnet steht, war mit einer reichen Nachkommenschaft gesegnet. Von seinen acht Kindern wurde das vierte, JOHANN CHRISTOPH, am 22. November 1693 geboren.

Nun heiratete am 2. November 1721 in Wiehe bei Artern, laut dem dortigen Kirchenbuch, ein JOHANN CHRISTOPH GOETHE, »Junggeselle, Bürger, Schwarz- und Kunstfärber«, die Witwe des Färbers Pabst. Von diesem JOHANN CHRISTOPH steht fest, daß er nicht in Wiehe geboren, vielmehr dort eingewandert war. Seine Identität mit dem in Berka am 22. November 1693 geborenen Sohne des Syndikus HANS NIKOLAUS GOETHE konnte mangels weiterer Angaben in dem Kirchenbuch und den Ratsakten zu Wiehe bisher nicht absolut sicher festgestellt werden, ist aber bei der Nähe der Ortschaften, dem seltenen Vorkommen des Namens GOETHE, endlich dem Umstande, daß der zuletztgenannte Träger dieses Namens und der beiden gleichen Vornamen in Wiehe eingewandert ist, höchstwahrscheinlich, ja, so gut wie gewiß.[1]

Zweifellos steht fest, daß der Schwarzfärber JOHANN CHRISTOPH GOETHE in Wiehe der Urgroßvater des Husaren gewesen

[1] Hierzu kommt eine für ein schärferes Auge unverkennbare Ähnlichkeit im Familientypus, die von Nachkommen des im Text genannten JOHANN CHRISTOPH zu dem Dichter GOETHE hinüberführt.

ist. Seinem zweiten Sohne, Gottfried Christian (geb. 1723) wurde im September 1752 das erste Kind geboren, gleichfalls ein Sohn, der auf die Namen August Christoph getauft wurde und später in das sächsische Infanterieregiment Prinz Clemens eintrat. Er ist der zu Anfang unseres Buches erwähnte Vater Theodor Daniels, des Teilnehmers am russischen Feldzuge.

Es wird Bedenkliche geben, die an der einzigen, nicht ganz fest zu überbrückenden Lücke des Stammbaumes der Familie Goethe Anstoß nehmen. Diesen Leutchen mag eins gleich gesagt werden: daß Theodor Daniel Goethe, sollte seine Verwandtschaft mit dem Dichter auch wirklich eine noch etwas entferntere sein, als der Stammbaum wahrscheinlich macht, jedenfalls ein Mann war, der seinen Namen mit Anstand und Würde getragen hat. Er ist kein großer Mann geworden, aber doch auch kein schlechter. Trotzdem würde er für seine Person eine unbekannte Größe geblieben sein, die sich nicht in wissenschaftlichen Bibliographien verzeichnet fände, wenn er nicht zu einer Zeit gelebt hätte, die sich, *aere perennius*, mit unverlöschlichen Spuren ins Gedächtnis der Nachwelt gegraben hat. So aber und da er, wenn ihm auch die goldene Feder des Weimarer Vetters gefehlt hat, immerhin Talent genug besaß, um das Tatenbuch seines Lebens zu schreiben, wird auch sein Name nicht ganz vergessen werden, und es steht zu erwarten, daß seine Aufzeichnungen, durch deren erste Veröffentlichung im Jahre 1853 die Hinrichssche Buchhandlung in Leipzig sich ein Verdienst erwarb, gerade heute wieder einen Leserkreis finden werden, im Zentenarjahre des russischen Feldzugs. Denn dieser bildet das bei weitem anziehendste Kapitel in dem Kriegs- und Kriegerleben des freilich auch sonst noch über allerlei Verhältnisse ganz unterhaltend plaudernden alten Husaren.

Er ist deshalb auch auf dem Titelblatt unserer den Anforderungen der Gegenwart entsprechend eingerichteten neuen Ausgabe des Buches besonders hervorgehoben worden. Aus dem gleichen Grunde und wegen der Eigenart des Kriegsschauplatzes, auf dem, abseits von der leidenvollen Heerfahrt der großen Hauptarmee, das sächsische Korps gestanden, habe

ich dem Buche eine einführende Studie über die höchst seltsame Kampagne vorausgeschickt.

An deren Schlusse wird auch noch einiges über den Charakter unseres Helden gesagt werden. An dieser Stelle will ich nur noch derjenigen dankbar gedenken, die sich um die neue Bearbeitung seines Werkchens verdient gemacht und sie mir erleichtert haben: es sind das die Verwaltung des Königlich Sächsischen Kriegsarchivs in Dresden und von den Verwandten THEODOR DANIEL GOETHES dessen Tochter, Frau KLARA BARTENSTEIN in Halle a. S., seine Schwiegertochter, Frau Landesökonomierat LUISE GOETHE in Darmstadt, und deren Sohn Herr Kapitänleutnant WALTER GOETHE in Wilhelmshaven, sowie Herr Forstrat KARL HERMANN THEODOR GOETHE in Graz.

BONN,
ZUR ZEIT DER HUNDERTJÄHRIGEN WIEDERKEHR DES RUSSISCHEN FELDZUGES,
PAUL HOLZHAUSEN.

EINFÜHRUNG.

DER FELDZUG DES ÖSTERREICHISCH-SÄCHSISCHEN KORPS IN POLEN, LITAUEN UND WOLYNIEN.

Die während der Heerfahrt Napoleons nach Moskau von Österreichern und Sachsen im südlichen Litauen, in Wolynien und Polen geführte Kampagne nimmt in dem weitgespannten Rahmen des ganzen Feldzugs eine Sonderstellung ein. Diese Heeresteile haben etwas weniger gelitten als die mit dem Kaiser nach der Zarenstadt gegangene Hauptarmee; aber sie sind doch anders von dem eisigen Hauche des Winters gepackt worden als die in Kurland unter ziemlich geordneten Verhältnissen lebenden und kämpfenden Preußen. Sie haben vor allem in ganz anderer Weise mit den Bodenverhältnissen zu ringen gehabt als jene, die in einem verhältnismäßig kultivierten Lande standen, während Sachsen und Österreicher in fast undurchdringlichen Wald- und Sumpflandschaften hin- und herzogen, in Gegenden, auf die der Begriff Terrain — *terra*, Erde — überhaupt nur in beschränktem Maße angewendet werden kann und das, was man eigentlich Boden nennt, den marschierenden Truppen oft buchstäblich unter den Füßen entschwand. Dazu kamen noch andere abnorme Verhältnisse, welche die Stärke der fechtenden Truppen und das Kommando betrafen.

Um mit dem letzteren zu beginnen, so standen die Österreicher unter dem Befehl des Fürsten Schwarzenberg, eines soldatisch braven, aber als Stratege wegen seiner Bedächtigkeit und Langsamkeit in der Geschichte recht übel beleumdeten Führers, dessen Haltung zudem nicht ausschließlich von militärischen, vielmehr auch von politischen Motiven geleitet wurde.

Bekanntlich hatte sich Österreich ähnlich wie Preußen zur Stellung eines Hilfskorps von 30000 Mann für den russischen Feldzug verpflichtet. Es wollte ausdrücklich nur als Hilfsmacht, nicht als gegen Rußland eigentlich kriegführende Partei angesehen werden, und die Stimmung im österreichischen Offizierkorps, wo man Marengo, Austerlitz und Wagram ebensowenig vergessen hatte, wie in Preußen die Niederlagen von Jena und Auerstädt,

war der napoleonischen Sache als solcher durchweg abhold. »Was will man halt machen, wenn man gern in Krieg geht und es keinen anderen gibt?« antwortete der österreichische General Prinz Aloys Liechtenstein dem sächsischen Obersten von Zezschwitz, als dieser seine Verwunderung darüber aussprach, ihn, den »erklärtesten Feind Frankreichs«, an der wolynischen Grenze zu sehen.[1]

Ähnliche Gefühle und Gedanken dürfen bei dem Fürsten Schwarzenberg vorausgesetzt werden. Und noch etwas mehr. Sein Verhältnis zu Metternich legt von vornherein die Vermutung nahe, daß er dessen Politik Schritt für Schritt folgen, ihr vielleicht vorausahnend entgegenkommen wird. Metternich aber, der zweizüngigste, der vielzüngigste aller Staatsmänner, die jemals auf dem glatten Parkettboden der Diplomatie gewandelt sind, wird in keinem Augenblicke die Sonderinteressen des österreichischen Kaiserstaates außer acht lassen. So lange es in Rußland gut geht, die Heerfahrt Erfolg verspricht, wird man mittun, ohne darum die geheime Verbindung mit dem russischen Kabinett fallen zu lassen oder auch nur einzuschränken, ohne sich anderseits aber Napoleon gegenüber zu kompromittieren. Denn man fürchtet den französischen Machthaber, obwohl er der legitime Schwiegersohn des Kaisers von Österreich ist, und man traut Rußland seiner Balkanpolitik halber ebenso wenig wie Frankreich — noch dazu nach den beim Tilsiter Frieden gemachten Erfahrungen.

Wenn hingegen Napoleons Unternehmen verunglückt, wenn sich der große Feldherr, wie schon im Anfang des Krieges mehrfach prophezeit wurde, in seinen Berechnungen diesmal getäuscht haben sollte, so wird es vielleicht an der Zeit sein, eine Schwenkung zu machen, die Rolle eines »Vermittlers« zwischen den kriegführenden Parteien anzunehmen. Das wird auf jeden Fall eine gute Provision abwerfen und dem damals etwas heruntergekommenen Kaiserstaate an der Donau wieder ein bischen auf die Beine helfen. Ob sich vielleicht schon jetzt in der Seele des ränkevollen Politikers der Gedanke an einen baldigen Sturz des gewaltigen Emporkömmlings geregt hat — wer wird es wagen, das bei einem

[1] Mitteilungen aus den Papieren eines sächsischen Staatsmannes, Kamenz, 1858, 166.

Metternich zu bejahen oder zu verneinen? Ganz ungerechnet, daß eine totale Niederlage des »Schwiegersohnes« immerhin nicht ganz in Kaiser Franzens Wünschen liegen konnte, zumal in Paris alles geschah, um dessen Tochter zu ehren, die Napoleon 1813 unter Umstoßung verfassungsmäßiger Grundgesetze sogar zur Regentin ernannte.

Unverkennbar hat die eigentümliche Stellung der Wiener politischen Kreise dem Feldzug des österreichischen Hilfskorps ein gewisses Gepräge gegeben. Nicht gerade in dem Sinn, als wäre man von vornherein entschlossen gewesen, einen bloßen »Scheinkrieg« zu führen. Solange Napoleon voll auf der Höhe stand, wäre das auch nicht wohl möglich gewesen. Auch von ihm wurde Dank für die Bundesgenossenschaft erwartet, und je wertvoller die geleistete Hilfe war, um so höher mußte sie belohnt werden. Was also in dieser Zeit — im französischen Sinne gesprochen — von dem österreichischen Hilfskorps verfehlt wurde, mag auf Schwarzenbergs Langsamkeit geschoben werden und wird auch darin eine ausreichende Begründung finden. Auch lassen sich noch manche andere Umstände zur Entschuldigung des österreichischen Feldherrn anführen: neben der noch im folgenden weiter auseinanderzusetzenden Eigentümlichkeit des Kriegsschauplatzes die fast systematisch zu nennende Vernachlässigung, die Napoleon den Ereignissen in Wolynien gegenüber zeigte. Er glaubte — gab sich wenigstens den Anschein, es zu glauben —, daß die den Austro-Sachsen gegenüberstehende russische sogenannte »Reservearmee« des Generals Tormassow schwach an Zahl sei und aus minderwertigen Elementen bestehe.[1] In dieser irrigen Voraussetzung, die er sich vielleicht selbst aufgeredet haben mag, tat Napoleon zur Deckung seiner rechten Flanke unleugbar zu wenig. Den Sachsen nahm er vier ihrer besten Reiterregimenter, Garde du Corps, Zastrowkürassiere und Prinz Albrecht Dragoner, die vor den Schanzen von Borodino verbluteten, und Prinz Johann Chevaulegers, die mit dem 9. Korps (Victor) noch an der Beresina gekämpft haben. Alle Bitten des Generals Reynier, der das 7. (sächsische) Korps kommandierte, um Verstärkung an Kavallerie blieben unbeachtet, und außer einer geringfügigen Ersatztruppe erhielten die Sachsen

[1] *Correspondance de Napoléon Ier, No. 18994, 19000.*

keinerlei Zuwachs an Reitern, blieben vielmehr auf drei Regimenter beschränkt, die Prinz Clemens und von Polenz Chevaulegers und das vom Obersten von Engel befehligte Husarenregiment, dem unser Theodor Goethe angehörte. Von diesen ging das erste bald nach Eröffnung des Feldzugs (durch die Kapitulation von Kobrin) verloren. Stärker an Zahl war die österreichische Kavallerie — etwa 4000 Mann — doch war auch sie, mit der sächsischen zusammen, der russischen weit unterlegen.

Im weiteren Verlaufe des Feldzugs änderte sich das gegenseitige Stärkeverhältnis noch sehr zu ungunsten der verbündeten Sachsen und Österreicher.

Zur Zeit des Beginns der Operationen, anfangs Juli, waren die durch Abkommandierung der zuerst genannten Reiterregimenter und durch eingerissene Krankheiten (besonders Typhus) schon um einige Tausende geschwächten Sachsen immerhin noch etwas über 17000 Mann gewesen. Schwarzenberg hatte mit 34000 Mann am Bug gestanden. Demgegenüber verfügte Tormassow über etwa 40000 Streiter. Um Mitte August waren die Austro-Sachsen zusammen der Tormassowschen Armee ungefähr gleich. In der Schlacht bei Gorodeczna, wo sie gemeinschaftlich gegen die Russen operierten, konnten nach einer österreichischen Berechnung Schwarzenberg und Reynier den etwa 34000 Mann des feindlichen Generals 33600 gegenüberstellen. Wenn sie gemeinschaftlich operierten; aber wir werden sehen, daß dies nach Lage der Dinge oft genug nicht der Fall war.

Schon die Aufgabe beider war ursprünglich eine ganz verschiedene. Anfangs gehörten die Sachsen zum rechten Flügel der französischen Hauptarmee unter Jérôme, die bestimmt war, den in der Gegend von Wolkowisk stehenden Fürsten Bagration abzuschneiden. Doch gelang es diesem, sich rechtzeitig rückwärts zu konzentrieren, worauf er sich später bei Smolensk mit dem Führer der I. russischen Westarmee, Barclay, vereinigen konnte. Die Sachsen waren schon bis in die Gegend von Slonim vorgerückt, als sie Befehl erhielten, zurückzugehen und Schwarzenberg abzulösen, der seinerseits bisher die Aufgabe gehabt hatte, das mit Napoleon verbündete Großherzogtum Warschau gegen einen feindlichen Einfall zu decken und zugleich das Vordringen der

Tormassowschen Armee aus Wolynien zu hindern. Dagegen sollten nunmehr die Österreicher an die Hauptarmee herangezogen werden und sofort in nordöstlicher Richtung — Direktion Slonim⸗Minsk — abrücken. Hierdurch war das sächsische Korps vor ein Problem gestellt, dessen Lösung, an sich schon mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, bei den gegenseitigen Stärkeverhältnissen fast zu den Unmöglichkeiten gehörte. Ein Blick auf die Karte wird genügen, um das zu erklären.

Um seinem Auftrag voll zu genügen, hätte Reynier mit seinen 17000 Mann einem doppelt so starken Feinde gegenüber die fast 60 Meilen lange Linie Brest⸗Litowsk—Pinsk—Mozyr halten müssen.

Eine heillose Gegend, dieses am rechten Ufer des Bug liegende Land. In der Nähe des Flusses zogen sich sandige Höhen hin, auf denen zur Sommerzeit eine unausstehliche Hitze brütete. Sie waren teils angebaut, zum andern Teil aber mit Waldungen bedeckt, zwischen denen nasse Wiesen lagen und Wasserläufe in mäandrischen Windungen sich schlängelten. Besonders berüchtigt waren der Bielowisker Wald und die podlesinischen Sümpfe. Ersterer war ein aus sumpfigen Wäldern bestehendes, unübersehbares Labyrinth, das von Norden nach Süden nur zwei Hauptstraßen durchschnitten, die über Brest und Pinsk nach Wolynien hinüberführten. Diese wichtigen Punkte und daneben noch das viel weiter ostwärts gelegene Mozyr hätte Reynier besetzt halten müssen, um ein Eindringen des Feindes von Süden her unmöglich zu machen. Bei der Schwäche der ihm zur Verfügung stehenden Truppen konnte dies nur ungenügend ausgeführt werden.

Noch schrecklicher als der Bielowisker Wald aber waren die podlesinischen Sümpfe, die am linken Ufer des westlich gegen Brest hin fließenden Murawiecbaches begannen und im Osten an die ewig stagnierenden Moräste des Pripet sich anschließen: wiederum ein abstoßendes Chaos von Wäldern und Sümpfen, durch welche die Straße von Brest nach Wolynien führte, die meist auf Dämmen dahinlief und die gefährlichsten Defileen bildete.[1]

[1] Die Terrainbeschreibung ist nach damaligen Quellen entworfen. Heutzutage ist das Gelände vielfach verändert.

Überhaupt bot die Beschaffenheit der Straßen eine der größten Schwierigkeiten dieses eigenartigen Feldzuges. Man zog auf Wegen, unmittelbar neben denen links und rechts jeder feste Boden aufhörte. Nicht selten führten sie geradezu durchs Wasser; man versank bis an die Lenden, mußte die Unterkleider ablegen, und ein sächsischer Kamerad GOETHES, der Feldwebel VOLLBORN, kann nicht unterlassen, schalkhaft darauf hinzudeuten, wie komisch sich die Marketenderweiber bei solchen Szenen aufgeführt hätten. Die Russen hatten die Brücken zerstört; oft dauerte es Stunden, bis der Übergang über ein einziges elendes Hindernis, einen der vielen, das Gelände durchkreuzenden Gräben und Wasserläufe, hergestellt werden konnte. Besonders unheimlich waren die Nachtmärsche, auf denen »gleich Zauberlichtern einzelne kleine, durch vorausgesendete Mannschaften unterhaltene Wachtfeuer den Weg bezeichneten.« Und solche Nachtmärsche wurden gerade beim sächsischen Korps vielfach nötig, um sich der Verfolgung des übermächtigen Feindes zu entziehen. So z. B. nach dem Gefecht bei Kobrin, als die Russen eine ganze Brigade der Sachsen abgefangen hatten und der übrige Teil des Korps schleunigst zurück mußte. Bei diesen Zügen zeigte REYNIER große Geschicklichkeit und verdiente sich die Anerkennung, die ihm NAPOLEON halb widerwillig in seinen auf St. Helena niedergeschriebenen Memoiren spendete: *Le général Reynier avait l'habitude de la guerre.* Ein bescheidenes Lob, dem der Tadel gegenüberstand, daß ihm die vornehmste Eigenschaft eines Chefgenerals, »Menschen zu elektrisieren, zu leiten, zu beherrschen,« gefehlt habe.[1] Die Sachsen waren anderer Ansicht. Voller Vertrauen blickte der gemeine Mann zu dem wortkargen Führer empor, über dessen Züge selten ein Lächeln dahinglitt. Mit Ausnahme des Generalleutnants VON FUNCK, der den französischen General nicht liebte, waren auch die höheren Offiziere diesem durchweg zugetan. Der Kommandeur der 1. sächsischen Division, LE COQ, sagte von REYNIER: »Er hat wohl einige Male gefehlt, demungeachtet war er ein großer General, zudem ein edler Mensch und ein Freund der Sachsen.«

Das war im ganzen richtig, aber auch das erstere traf zu; denn tatsächlich hat REYNIER durch einen gewissen Leichtsinn das Heil

[1] Damas-Hinard, *Dictionnaire-Napoléon*, Paris, 1854, Artikel: *Reynier.*

seiner Truppe, für die er sonst wohl sorgte, mehrmals ernstlich aufs Spiel gesetzt.

Er war überhaupt ein »Pechvogel«, der Graf Reynier, und ein neuerer Militärschriftsteller (v. d. Osten-Sacken) hat ihn ganz richtig als solchen bezeichnet. Er hatte sich in den Revolutionskriegen hervorgetan, wo ihm Pichegru, der Eroberer Hollands, ein gutes Zeugnis ausstellte. Das war gerade keine Empfehlung bei dem ersten Konsul Bonaparte, der die Militärs, die unter den republikanisch gesinnten Führern gedient hatten und deren politische Gesinnungen teilten, wenig liebte. Dazu kam, daß Reynier, ein schwieriger Untergebener, sich in Vorgesetzte schlecht zu schicken wußte. In Ägypten hatte er sich nach Napoleons Abzug und Klebers Ermordung mit dem Höchstkommandierenden Menou überworfen. Seine rücksichtslose Beurteilung von Personen und Zuständen des im Lande der Pyramiden gestandenen Heeres, die er auch literarisch angriff, hatte ein Duell mit dem General Destaing zur Folge gehabt, den er in diesem Zweikampf tötete. Die Wirkung war nicht ausgeblieben: fortdauernde Zurücksetzung Reyniers, dem das Großkreuz der Ehrenlegion und der Marschallsstab vorenthalten blieben. Er war in Napoleons Kriegen vorzugsweise auf Nebenschauplätzen verwendet, in Neapel, Spanien, Portugal und anderswo.[1] So ging er auch 1812 nicht mit nach Moskau, sondern wurde in die podlesinischen und wolynischen Sümpfe verbannt.

Hier kam es, an der schon genannten Linie Brest—Pinsk, am 27. Juli — bei Kobrin — zu einem ersten Treffen, das für das 7. Korps höchst unglücklich verlaufen sollte.

Das Städtchen Kobrin liegt am linken Ufer des Flüßchens Murawiec, eines der an ihren Ufern versumpften Wasserläufe Podlesiens. Auch dieser an sich unbedeutende Ort ist in strategischer Hinsicht nicht unwichtig, als Knotenpunkt zweier Straßen, von denen die eine in nordsüdlicher Richtung von Pruszana nach Dywin, die andere westöstlich von Brest auf Pinsk führt. Bei Pinsk war Reynier selbst, der die Österreicher abgelöst hatte. In Kobrin aber stand die Brigade Klengel, etwa 2500 Mann, zur 2. sächsischen Division (22. der großen Armee) gehörig. Gegen diese ging

[1] *Fastes de la Légion d'honneur*, Artikel: Reynier.

TORMASSOW vor, der von ihrer isolierten Stellung Kunde gehabt haben muß. Es gelang ihm, nach und nach den Sachsen alle Ausgänge aus der Stadt zu versperren. Bis das geschehen, hätte General KLENGEL freilich Zeit genug gehabt, sich nordwärts in der Richtung nach Pruszana oder ostwärts auf Pinsk zurückzuziehen, von wo ihm REYNIER entgegenkam. Aber er hatte den Befehl erhalten, bis zur Ankunft des Hauptkorps »Kobrin auf jeden Fall zu behaupten.« Der vom Chef des Generalstabes, Obersten VON LANGENAU, ausgefertigte Befehl ist noch erhalten. Der sächsische Generalmajor VON FUNCK ist der Ansicht, daß die Vielsprachigkeit, die im französischen Heere auch sonst während des Feldzuges manchen Schaden angerichtet, das Unheil verschuldet habe: Nach seinem (REYNIERS) Willen sollte dem General KLENGEL keineswegs geschrieben werden, »daß er Kobrin auf jeden Fall behaupten müsse«, sondern nur, »er möchte sich so lange als möglich halten, den 28. würde REYNIER selbst bestimmt bei ihm eintreffen.«[1]

Dem sei, wie ihm wolle; jedenfalls war KLENGEL nicht ganz zu entschuldigen, als er sich in Kobrin einschließen ließ. Als Führer einer isolierten Truppenabteilung war er auf selbständiges Handeln angewiesen. Auch der sächsische Generalstabsoffizier VON ODELEBEN, der ein achtbares Werk über den Feldzug des 7. Korps geschrieben hat, räumt das ein. »In zu strenger Befolgung jenes Befehls, Kobrin auf jeden Fall zu behaupten,« sagt er, »handelte KLENGEL zwar als entschlossener, braver Krieger, aber mehr im Sinne eines subalternen Postenkommandanten, als eines Generals, dessen Pflicht es ist, selbständig nach den Umständen zu handeln.«[2]

Das Unausbleibliche geschah. KLENGEL wurde in Kobrin eingeschlossen und mußte sich mit seiner Brigade ergeben. Ein Ereignis, das sich nur noch zweimal während des ganzen unglücklichen Feldzugs wiederholen sollte: bei Jelnia, wo zur Zeit des Rückzugs die Brigade Augereau kapitulierte, und an der Bere-

[1] (VON FUNCK), Erinnerungen aus dem Feldzuge des sächsischen Korps unter dem General Grafen REYNIER, Dresden und Leipzig, 1829, 63.
[2] (VON ODELEBEN), Sachsen und seine Krieger in den Jahren 1812 und 1813, Leipzig, 1829, 28.

sina, wo unter den verzweifeltsten Umständen die Division Partoüneaux demselben Schicksal erlag.[1]

Aber auch das Lob ODELEBENS, daß »KLENGEL als entschlossener, braver Krieger gehandelt«, traf zu. Die Russen beschossen die fast ganz aus hölzernen Häusern bestehende Stadt und drangen dann von allen Seiten in deren fünf offene Eingänge ein. »Jedes Haus, jeder Zaun wurde dem Feinde streitig gemacht.« Zuletzt mußten sich die Sachsen in eine alte Schanze zurückziehen, die sie mit einem daran stoßenden Kloster noch lange verteidigten. Erst als die Russen sich zum Sturm auf das Erdwerk anschickten, ließ KLENGEL, das Nutzlose weiteren Widerstandes einsehend, »Wirbel« schlagen und das Feuern einstellen.

General TORMASSOW ehrte die Tapferkeit des Feindes. Er behandelte die gefangenen Offiziere mit Auszeichnung und ließ ihnen sogar ihre Degen. Sie wurden mit ihrer Mannschaft nicht wie die meisten anderen Gefangenen ins Innere des Landes abgeführt, sondern nur bis Kiew gebracht, in dessen Umgegend sie interniert blieben. Auch die Behandlung war erträglicher als die der übrigen Gefangenen, über die man so grausige Schilderungen liest. Immerhin ist das mit Vorbehalt zu verstehen. Anfangs wurden die Mannschaften in Scheunen, Ställen und leeren Kasernen zusammengepfercht, so daß ihrer viele starben. Auch sonst fehlte es nicht an Szenen russischer Rohheit. Der sächsische Major VON BEVILAQUA vom Regiment König meldet einen besonders »empörenden Auftritt.« »Ein Korporal und ein Ulan waren entwichen und wieder gefangen worden. Ersterer erhielt nach russischer Art, nachdem er degradiert worden war, 150 Hiebe mit ‚scharfen Spießruten' und 300 Stockschläge, letzterer wurde mit 150 Stockschlägen vor versammelter Mannschaft abgestraft.«[2]

Einer guten Aufnahme hatten sich dagegen die gefangenen Sachsen von seiten der (großenteils polnischen) Landedelleute zu erfreuen, die sie auf ihren Schlössern herzlich bewirteten, auch die Offiziere nicht selten mit Geld und Wäsche beschenkten. Als

[1] Näheres über das Schicksal der Division Partouneaux in meinem Werke: Die Deutschen in Rußland II, 96, 97.

[2] Mitgeteilt von VON EXNER, Der Anteil der königl. sächsischen Armee am Feldzuge gegen Rußland, Leipzig, 1896, 157.

Verkehrsvermittler dienten dabei die zahlreichen Juden, die in ihrem köstlichen Deutsch die Einladungen zu überbringen pflegten. »Ihr sollt *sarras* (gleich) kümmen frassen zum Eidelmann!« kauderwelschten diese Allerweltskommissare, oder: »Die herrnde Gnesen[1] hat geschmießt,[2] ihr möcht kümmen frassen.«

Der Unglückstag von Kobrin hatte dem sächsischen Korps einen Verlust von rund 2500 Mann gebracht. Seine ganze Avantgarde war vernichtet. »Das Korps befand sich nun,« sagt ODELEBEN, »durch sein schnelles Andrängen in einer höchst gefährlichen Lage.« Um den übermächtigen Russen zu entgehen, mußte REYNIER schleunigst gegen Norden ausweichen, den Österreichern nach, die schon etwa 20 Meilen weit entfernt waren. Es gelang ihm, sich mit diesen bei Slonim zu vereinigen.

Hierauf kehrte SCHWARZENBERG mit REYNIER zusammen wieder um, und beide bekamen durch ein Gefecht bei Kozebrod den dort gelegenen wichtigen Engpaß in die Hände. Aber unmittelbar darauf nahmen die Russen hinter dem Gorodecznabache eine neue feste Aufstellung. Dieser Bach durchfließt in westöstlicher Richtung eine sumpfige Niederung, über die es nur zwei Übergänge gab, von denen der wichtigste vor dem Dorfe Gorodeczna, ein anderer, etwas westlich davon, bei der Ortschaft Poddubny[3] gelegen war. Ersteren hatten die Russen mit 30, den anderen mit 6 Geschützen

[1] Gnesen (Gnesin) jüdisch-deutsche Femininbildung von *knjas* (fälschlich *knäs*, entstanden aus dem deutschen *kuning)* = Fürst. »Gnesen« hier soviel wie: Edelfrau.

[2] schmießen, schmusen, jüdisch-deutsches, aus dem Hebräischen stammendes Wort für: sprechen.

[3] Schilderungen der Schlacht bei Gorodeczna finden sich in den angezogenen Werken von FUNCK und ODELEBEN, ferner bei: (VON CERRINI), Die Feldzüge der Sachsen in den Jahren 1812 und 1813, Dresden, 1821, O. B. (BUCHER), Die Teilnahme des sächsischen Heeres am Feldzuge gegen Rußland, Dresden o. J. Eine kritische Behandlung von sächsischer Seite hat VON EXNER in dem erwähnten Werk geliefert. Österreichische Darstellungen bei: VON GEBLER, Das k. k. österreichische Auxiliarkorps im russischen Feldzuge 1812, Wien, 1863; VON WELDEN, Der Feldzug der Österreicher gegen Rußland im Jahre 1812, Wien, 1870; VON ANGELI, Die Teilnahme des k. k. österreichischen Auxiliarkorps im Feldzuge NAPOLEONS I. gegen Rußland, Mitteilungen des k. k. Kriegs-Archivs, Wien, 1884, I. Die eingehendste Studie ist die von WIENER, Die Schlacht bei Poddubnie, Mitteilungen des k. k. Kriegs-Archivs, 1884, III.

armiert. Von dieser Seite war also nichts zu machen. Mehr Aussicht auf Erfolg versprach ein Angriff gegen die linke Flanke des Feindes. Auch sie war teilweise durch den Sumpf gedeckt, doch gelang es, einen Übergang zu finden. Hierhin zogen die durch die österreichische Infanteriebrigade Lilienberg, die Kavallerie Zechmeisters und einige Batterien verstärkten Sachsen. Die Russen wurden dadurch zu einer Frontveränderung gezwungen, da sie einen Teil ihrer Truppen den Sachsen gegenüberstellen mußten. Diese hatten lange Zeit harten Stand, namentlich ihr linker Flügel. Hier mußte die Brigade Sahr, die einzige, die nach Klengels Kapitulation von der 2. Division noch übrig war, die ganze Wucht des russischen Angriffs aushalten. Erst gegen Abend ließ Schwarzenberg zur Unterstützung der Sachsen einen Teil der österreichischen Brigade Hessen-Homburg vorgehen. Das Regiment Colloredo-Mannsfeld durchwatete den Sumpf, obwohl das Wasser den Leuten bis an die Hüften ging, während sie von einem Kartätschenhagel überschüttet wurden. Hierdurch bekamen die Sachsen Luft, und die Brigade Sahr konnte nunmehr vorgehen. Tormassow wurde gezwungen, seine Stellung bei Poddubny aufzugeben. Die eintretende Dunkelheit beendigte den Kampf.

Die Schlacht vom 12. August war unentschieden. Schwarzenberg war mit seiner Hauptmacht in der Stellung zwischen Gorodeczna und Poddubny stehen geblieben, wo es im wesentlichen nur zu einem Geschützkampfe kam. Es wird ihm zum Vorwurf gemacht, die Sachsen nicht kräftiger unterstützt zu haben. Auch ein guter Kenner auf österreichischer Seite hat das zugegeben.[1] Aber wenn der Führer der Österreicher den in ihn gesetzten Erwartungen nicht voll entsprach, so haben sich deren Truppen jedenfalls recht brav geschlagen, neben dem Regiment Colloredo vor allem die Brigade Zechmeister, die mehrere schöne Attacken ausführte. Der Verlust der Sachsen bezifferte sich auf etwa 800 Mann; die Österreicher hatten gegen 1300, die Russen fast 3000 Mann eingebüßt.

Die unmittelbar auf die Schlacht bei Poddubny folgende Epoche des Feldzuges ist die am wenigsten interessante und soll daher kurz abgemacht werden. Napoleon hatte Schwarzenbergs Umkehr gebilligt und auch das 7. Korps seinem Befehl unter-

[1] Wiener, a. a. O., 298.

stellt.[1] Was er erwartete, war eine energische Offensive gegen Tormassow. Aber Schwarzenberg ließ es nach der Schlacht bei Gorodeczna bei einer ziemlich lässigen Verfolgung des Gegners bewenden, der in südlicher Richtung bis an den Styrfluß zurückging. Ausdrücklich sagt Odeleben, daß die Russen ihren Rückzug »fast ohne allen Verlust und in großer Gemächlichkeit bewerkstelligt hätten.«[2] Hier am Styr standen beide Parteien längere Zeit tatlos einander gegenüber, indem die vereinigten Sachsen und Österreicher das linke, ihre Gegner das rechte Ufer des Flusses besetzt hielten. Einen Vorstoß auf dieses rechte Ufer zu unternehmen, verabsäumte Schwarzenberg. Von österreichischer Seite sind mancherlei Entschuldigungsgründe für sein Verhalten vorgebracht worden, vor allem die Stärke der russischen Stellung und die Schwierigkeit der Übergänge, die mit den durch die Moräste führenden Brücken besonders lange Defileen bildeten, deren Ausgangspunkte russischerseits durch gut vorbereitete Verschanzungen gedeckt wurden.[3] Man mag diese Gründe in gewissem Grade gelten lassen; aber ein tatkräftiger Feldherr würde sich schwerlich dadurch haben abhalten lassen, zumal bei längerem Zögern die Lage des österreichisch-sächsischen Heeres sich nur verschlimmern konnte, da die Russen eine namhafte Verstärkung ihrer Streitkräfte erwarteten. Denn eine neue Armee war mobil geworden, die unter dem Admiral Tschitschagow bisher in der Moldau gegen die Türken im Felde gestanden, jetzt aber, nachdem inzwischen der Sultan — sehr gegen Napoleons Wunsch — mit dem Kaiser Alexander Frieden geschlossen, dort entbehrlich geworden war.

Übrigens war die Zeit, wo man am Styrfluß in Wolynien lag, für das österreichisch-sächsische Heer wohl die erträglichste des ganzen Feldzugs. Vorüber war die brütende Sommerhitze, die den Kriegern auf den Märschen durch die Sandhügel am Bug und die stinkenden Sümpfe endlose Beschwerden bereitet hatte. Namentlich die Verwundeten hatten furchtbar zu leiden gehabt, da, wie in ganz Rußland, reinliches Wasser fehlte und ihr brennender Durst aus den ekelhaften Lachen, die sich zu beiden Seiten der

[1] *Corr. de Napoléon Ier*, No. 19035.
[2] (von Odeleben) a. a. O., 39.
[3] von Angeli, a. a. O., 25.

Straßen ausbreiteten, nicht gestillt werden konnte. Denn selbst die Pferde scheuten vor dieser Jauche zurück. Auch die Verpflegung war etwas besser geworden, obwohl die Armeeverwaltung viel zu wünschen übrig ließ. Auch das war eine Allgemeinerscheinung in dem ganzen Feldzug, und die Klagen, die General Funck über die sächsischen Intendanturbeamten erhebt, klingen nur wie ein schwacher Widerhall der Vorwürfe, die von allen Seiten gegen die französische Verwaltung erhoben wurden.

Nach dem Eintreffen der Moldauarmee aber war die Partie eine völlig ungleiche geworden. Den über 60000 Mann Tschitschagows — Tormassow wurde zur russischen Hauptarmee abberufen — konnte Schwarzenberg nur etwas mehr als 40000 gegenüberstellen. Er zog sich daher nordwärts in der Richtung auf Brest zurück, wohl das beste, das er in seiner gegenwärtigen Lage tun konnte. Der Rückzug wurde nicht ohne Geschick ausgeführt. Auch Reynier bewies nach dem Urteile der Sachsen wieder seine »Meisterschaft« in diesen Märschen und Contremärschen. Das hatte er in den Gebirgsländern des Südens gelernt. Mehrmals mußte über den Bug gegangen und zurückgegangen werden, was jedesmal in großer Ordnung geschah. In den vorfallenden Gefechten zeigte sich, daß auch die Haltung der Truppen nicht erschüttert war. An der Lesna, einem kleinen, unweit Brest auf dem rechten Ufer in den Bug einmündenden Flüßchen, kam es zu einem lebhaften Treffen, in dem sich sächsischerseits das erste leichte Infanterieregiment besonders auszeichnete, das im Bajonettkampf den über die Lesna vorgedrungenen Feind zurücktrieb. Bei dieser Gelegenheit wurde der Major von Metzsch erschossen, aber die Leiche des tapfern Mannes vor den Feinden gerettet. Diesem heroischen Zuge reihen sich andere ähnliche an, wovon der Husar Goethe umständlicher erzählen wird.

Durch die rückgängige Bewegung der vereinigten Austro-Sachsen war die diesen aufgetragene Sicherung des Großherzogtums Warschau recht problematisch geworden. Daher unternahm Schwarzenberg noch einmal einen Offensivvorstoß nach Süden, wobei es am 18. Oktober auf dem linken (westlichen) Ufer des Bug, ungefähr auf der Höhe von Brest, abermals zu einem Gefechte, bei Biala, kam, in dem die Russen geschlagen wurden. Trotzdem zog sich Schwarzenberg abermals zurück. Es wird

das österreichischerseits damit begründet, daß er den in Aussicht stehenden Verstärkungen auf halbem Wege entgegengehen wollte.

Diese bestanden neben einigen Bataillonen und sechs Eskadrons österreichischer Ersatzmannschaften aus der französischen Division Durutte, einer etwa 9000 Mann starken Truppe, die aber leider aus recht zweifelhaften Elementen, teils Neuausgehobenen, teils Strafbataillonen und wider ihren Willen im französischen Heere dienenden Spaniern, zusammengesetzt war. Verlaß war nur auf das deutsche Regiment Würzburg; die andern haben durch ihr disziplinloses Auftreten, mit dem sie auf den Märschen aus den Kolonnen brachen, sich eigenmächtig einquartierten und die Landesbewohner mißhandelten, fast mehr Schaden als Nutzen gestiftet. Übrigens traf jetzt — Ende Oktober — nur die erste Brigade, Maury, von den Durutteschen ein, während der übrige Teil erst unmittelbar vor dem letzten größeren Kampf bei Wolkowisk — am 13. November — zu den Sachsen stieß.

Mittlerweile waren Ereignisse von größter Wichtigkeit eingetreten. Man bemerkte ein Ausweichen der Russen. Das hing mit dem Tschitschagow zugekommenen Befehl zusammen, in der Richtung auf die Beresina zu marschieren, um dem von Moskau in trümmerhaftem Zustande zurückflutenden französischen Hauptheere den Weg zu sperren. Nun hatte Schwarzenberg seinerseits den Auftrag, auf keinen Fall zuzulassen, daß die vor ihm stehenden Russen gegen die Hauptarmee marschierten. Schon am 24. August hatte der Kaiser dem in Wilna residierenden Minister des Auswärtigen, Herzog von Bassano, befohlen: »Lassen Sie den Fürsten Schwarzenberg wissen, ich wünschte, er solle so verfahren, daß Tormassow und die Truppen, die der Feind in Wolynien haben kann, sich nicht gegen mich wenden. Ich befehle ihm, sie zu beschäftigen.« Und noch einmal am 10. September: »Schreiben Sie dem Fürsten Schwarzenberg: er solle den Bewegungen des Feindes lebhaft folgen und sich nicht täuschen lassen; wenn der ihm gegenüberstehende Feind sich auf mich wirft, soll er ihm seinerseits folgen und sich auf ihn werfen.«[1] Das war deutlich.

Als nun der österreichische Feldherr bemerkte, daß Tschitschagow, der erhaltenen Weisung entsprechend, in der Richtung nach

[1] *Corr. de Napoléon Ier*, No. 19128, 19186.

Minsk aufgebrochen war, folgte er ihm, zunächst mit den Sachsen, ließ dann aber diese in der Gegend von Wolkowisk zurück, da man weiterhin erfuhr, daß auch der Russe seine Streitkräfte geteilt und das Korps von SACKEN zurückgelassen habe. Soweit war alles in Ordnung; denn obwohl SCHWARZENBERG TSCHITSCHAGOW nicht mehr einholte, war er doch immerhin nicht allzuweit von diesem entfernt und mindestens in der Lage, den Admiral im Rücken stark zu beunruhigen.

Da lief von REYNIER die dringende Bitte um Unterstützung ein. Der französische General hatte sich von dem energisch vordrängenden SACKEN in Wolkowisk überfallen lassen.

Dieses Städtchen liegt auf dem rechten (nördlichen) Ufer des Flüßchens Wolkowiec. Auf dem hinter der Stadt sich hinziehenden Höhenzuge hatten die Sachsen mit der zum Teil erst eben eingetroffenen Division DURUTTE eine gute Verteidigungsstellung genommen. Eine »wunderliche Grille«[1] hatte den General REYNIER veranlaßt, sein Hauptquartier in der ungeschützten Stadt selbst zu nehmen. Wie es heißt, waren Rücksichten auf die Bequemlichkeit seines Stabes und der Intendantur bei dieser Wahl maßgebend. Er selbst soll unruhig gewesen sein und die Pferde gesattelt im Stalle haben stehen lassen. Nachts gegen 3 Uhr wurden die jenseits der Wolkowiec stehenden Feldwachen angegriffen. Zwei feindliche Kolonnen drangen fast gleichzeitig mit den zurückgeworfenen Vorposten in die Stadt ein. Eine dritte, zur Umgehung des Ortes bestimmte Abteilung scheint sich verirrt zu haben. Verrat war im Spiele. Wolkowisker Juden dienten den feindlichen Truppen als Führer. Fast wäre General REYNIER mit seinem Stabe selbst ein Opfer seiner Nachgiebigkeit geworden. Nur durch das entschlossene Benehmen des in Wolkowisk stehenden leichten Infanteriebataillons wurde das Hauptquartier gerettet. So berichten VON ODELEBEN und VON CERRINI, Kapitän im sächsischen Generalstabe und Verfasser der »Feldzüge der Sachsen in den Jahren 1812 und 1813«.[2] Nach der Erzählung

---

[1] So nennt es VON ODELEBEN, 61.

[2] Vergl. auch HOLTZENDORFF, Geschichte der königl. sächs. Infanterie, Leipzig, 1860, 92f. Bei dieser Gelegenheit zeichnete sich ein Leutnant VON PETRIKOWSKY hervorragend aus.

eines Artillerieoffiziers BUCHER scheint aber auch ein komischer Irrtum mitgespielt zu haben, indem einer der Juden die russische Kolonne zuerst vor das Haus des Intendanten führte, den er mit dem Höchstkommandierenden verwechselt haben soll.[1]

Eine schlimme Nacht hat das Städtchen Wolkowisk vom 14. zum 15. November durchgemacht. »Das Hurrageschrei der Russen,« sagt ODELEBEN,[2] »der gellende Appell der Trompeten und Signalhörner mit untermischtem Gewehrfeuer, der Kommandoruf der Anführer und das Getöse der flüchtenden Pferde und Wagen erregte einen heillosen Lärm.« Zwei sächsische Grenadierbataillone und ein Bataillon vom Regiment Friedrich stiegen von den hinter Wolkowisk gelegenen Hügeln herab, und es gelang ihnen, bis zum Tagesanbruch den Feind zu beschäftigen. Im Morgengrauen eröffnete dieser seinen Angriff auf die Höhen selber. Dichtes Schneegestöber verbarg die anrückenden Kolonnen. Der Feind richtete seinen Ansturm besonders auf den linken Flügel, den schwächsten Punkt der sächsischen Stellung, wurde aber hier von der kaum noch 1000 Mann starken Reiterei der Sachsen zurückgeworfen. Bei dieser Gelegenheit haben sich GOETHES Kameraden, die Husaren, besonders hervorgetan. Auch alle weiteren Angriffe der Russen gegen die Höhen wurden sächsischerseits zurückgewiesen.

Der folgende Tag (16. November) sah die Fortsetzung des blutigen Kampfes. Kanonenschüsse verkündeten die Ankunft der Österreicher in der rechten Flanke des Feindes. Das hob den Mut der hart mitgenommenen Sachsen wieder, die in den grimmig-kalten Nächten, zum Teil oft ohne Feuer, biwakieren mußten. Die Division Durutte wurde zum Sturm auf das Städtchen Wolkowisk befehligt — ihre erste Waffentat, die, wie die sächsischen Berichterstatter sagen, »ziemlich schülerhaft« ausfiel. Doch räumte der Feind den Ort und trat schleunigst den Rückzug an. Auf diesem verlor er an 8000 Gefangene.[3] Der Erfolg hätte noch entscheidender werden können, wenn die gegnerischen Feldherrn größere

[1] O. B. (BUCHER), a. a. O., 36.

[2] (VON ODELEBEN), a. a. O., 63. Schilderungen der Schlacht in den oben genannten Schriften.

[3] Nach ODELEBEN hatten die Sachsen in den verschiedenen Gefechten vom 2. November an gegen 1300 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen verloren, darunter 31 Offiziere.

Energie entfaltet hätten. REYNIER gewährte seinen Truppen sehr zur Unzeit einen Ruhetag, wozu ihn freilich deren tiefe Erschöpfung veranlaßt haben mag.

Noch mehr Tadel hat SCHWARZENBERGS Verhalten herausgefordert. Weniger der lässigen Verfolgung des Sackenschen Korps halber, als weil er überhaupt zur Hilfeleistung von seinem Marsche hinter TSCHITSCHAGOW umgekehrt war. Der Grundsatz, daß alle Bewegungen auf Nebenkriegsschauplätzen sich nach der Generalidee und dem großen Ziel des Feldzuges richten müssen, rief ihn gebieterisch nach der Beresina, wo sich in dieser selben Zeit die Katastrophe des Hauptheeres vorbereitete. Grausam zu sagen, aber doch vom militärischen Standpunkt richtig: er hätte das kleine Korps der Sachsen opfern müssen, um das Schicksal der großen Armee abzuwenden. Wäre er wenigstens nach dem Kampf bei Wolkowisk sofort umgekehrt, so hätte er zwar den inzwischen weitermarschierten TSCHITSCHAGOW nicht mehr erreichen, doch diesen besorgt machen und die ohnehin nicht bedeutende Energie des russischen Feldherrn lähmen können.[1]

Zur Rechtfertigung SCHWARZENBERGS ist allerdings angeführt worden, daß er über die Verhältnisse bei der Armee Napoleons höchst mangelhaft unterrichtet war, da man aus politischen Gründen alles tat, um die Lage zu verschleiern. Immerhin mußte er wissen, daß es dort schlimm stand, und auf jeden Fall ging seine Instruktion dahin, die ihm gegenüberstehenden Russen zu hindern, gegen NAPOLEON direkt zu marschieren.

Als die Aufforderungen des Herzogs VON BASSANO, seinen Marsch hinter TSCHITSCHAGOW her wieder aufzunehmen, bei ihm eintrafen, war es freilich zu spät, und eine jetzt noch, wieder im Verein mit den Sachsen, unternommene Bewegung nach Slonim hin ziemlich zwecklos, wenn man sie nicht weiter fortsetzen und auf diese Weise doch vielleicht noch etwas zur Entlastung der inzwischen über die Beresina entkommenen Teile der Hauptarmee tun wollte.

Mittlerweile erhielt aber SCHWARZENBERG genauere Nachrichten

[1] Das ist, mit Ausnahme einiger österreichischer Verteidiger SCHWARZENBERGS, die allgemeine Ansicht der Kritik über das, was dieser hätte tun müssen, aber nicht getan hat. Vergl. z. B. v. D. OSTEN-SACKEN, Der Feldzug von 1812, Berlin, 1901, 237 f.

über die gänzliche Zerrüttung des Hauptheeres. Nun noch weiter in das Innere Rußlands vorzudringen, hielt er nicht für rätlich, denn auch seine Truppen hatten begreiflicherweise stark gelitten, und deren Schonung war ihm von seinem Monarchen zur Pflicht gemacht worden. Hier beginnen politische Motive in Schwarzenbergs Handeln so deutlich mitzuspielen, daß man ihre Einflüsse nicht mehr verkennen kann. Er war eingeweiht in das Metternichsche Spiel, dessen Absichten darauf hinausliefen, aus der herrschenden Lage für Österreichs Interesse ein möglichst hohes Kapital herauszuschlagen und das Land womöglich aus dem drückenden Abhängigkeitsverhältnis zu Frankreich loszulösen.

So zieht sich Schwarzenberg nach Bialystok zurück. Diese Bewegung findet den Beifall Murats,[1] der nach Napoleons Abgang von der Armee an dessen Stelle den Oberbefehl über die Trümmer der französischen Armee führte, die zwar über den Njemen zurückging, aber anfangs die Weichsellinie noch zu halten suchte. Darum sollte Schwarzenberg bei Bialystok stehen bleiben und das Herzogtum Warschau decken. »Der König (von Neapel)«, muß ihm der Generalstabschef Berthier am 12. Dezember aus Kowno schreiben, »trägt mir auf, Sie zu benachrichtigen, daß Sie Warschau niemals aus dem Gesicht verlieren, mit dessen Deckung und Verteidigung Sie der Kaiser im besondern beauftragt hat.«

Aber Schwarzenberg wird nicht bei Bialystok stehen bleiben. Er zieht sich an die Weichsel zurück, gibt das rechte Stromufer und Warschau selbst auf. Ende Januar geht er mit den russischen Generälen eine Waffenruhe ein. Das entsprach den Absichten seiner Regierung, in deren leitenden Kreisen der Gedanke der »Vermittlung« immer festeren Boden gewann, deren Wert im Preise steigen mußte, je schlechter es um Napoleons Sache bestellt war. Vor allem aber mußte das österreichische Korps in möglichst guter Verfassung erhalten bleiben, da bei der augenblicklichen militärischen Lage der anderen kriegführenden Mächte jede einigermaßen intakte Truppe von besonders hoher Bedeutung

[1] Oder dieser machte gute Miene zum bösen Spiel. Daß man auf französischer Seite von Mißtrauen gegen Schwarzenberg nicht frei war, ist sicher. Auch Reynier hegte Besorgnisse wegen der Haltung des österreichischen Generals.

war. Der Abschluß des Waffenstillstandes wurde von dem österreichischen Kaiser gebilligt, der seinen General ausdrücklich dazu bevollmächtigt hatte. Aber Kaiser FRANZ hatte zur Bedingung gemacht, daß die Sicherung des sächsischen Korps in den Vertrag aufgenommen werden sollte. Nach den unlängst veröffentlichten Untersuchungen eines französischen Forschers hat es SCHWARZENBERG unterlassen, diese Klausel in den Vertrag aufnehmen zu lassen.[1]

Daß er trotzdem nachher die Sachsen und auch einige polnische Truppen durch seine Bewegungen geschützt und vor russischen Angriffen sichergestellt hat, ist richtig. Es wäre auch zu stark gewesen, das seinem Befehl mitunterstellte Korps ohne weiteres preiszugeben. Zudem war man auch den Russen gegenüber am Wiener Hofe von Mißtrauen noch immer nicht frei. Wenn sich also SCHWARZENBERG, wie er das in einem Brief an seinen Kaiser tat, auf die Bergung der Sachsen etwas zugute tat und österreichische Schriftsteller ihm deshalb Lob gespendet haben, so vermag man dem kaum beizupflichten. Er tat hierin kaum mehr, als die militärische Ehre unbedingt von ihm forderte. Dagegen hat er durch sein vorschnelles Aufgeben Warschaus das gleichnamige Großherzogtum den Russen überliefert und die dortige Neubildung polnischer Truppen empfindlich geschädigt, zum Teil unmöglich gemacht.

Wir wollen nicht anführen, daß SCHWARZENBERG NAPOLEON, der ihn mehrfach ausgezeichnet hatte,[2] persönlich einigermaßen verpflichtet war. Er war der Diener eines anderen Herrn, und das mag ihn hierin entschuldigen. Aus dem gleichen Grunde mag man auch den passiven Widerstand billigen, den er allen Befehlen des Vizekönigs EUGEN entgegensetzte, als dieser, der an MURATS Stelle das Kommando über die Trümmer der Hauptarmee übernommen, ihn aufforderte, Warschau nicht aufzugeben und im Fall eines notwendigen Rückzugs wenigstens in der Richtung nach Kalisch, also an die Franzosen heran, zu ziehen. Die von Wien kommen-

[1] Vicomte d'USSEL, *L'Intervention de l'Autriche,* Paris 1912, Kap. IV, ein ohne Zweifel sehr aufschlußreiches Werk, dessen Verfasser zwar den ganzen Sachverhalt vielleicht etwas zu sehr vom französischen Standpunkt ansieht, aber, auf eindringende Archivstudien gestützt, den Verteidigern SCHWARZENBERGS sehr energisch und in vielen Punkten erfolgreich zu Leibe geht.

[2] Erst unlängst hatte dieser für seinen späteren Gegner von Leipzig bei dem Kaiser FRANZ die Feldmarschallwürde beantragt.

den Befehle schrieben SCHWARZENBERG eine andere Marschrichtung, nach Galizien, vor. Hierin ist er, wie gesagt, entschuldigt, und das Odium seines Verhaltens fällt auf das amphibienhafte Verhalten Österreichs und seines Staatslenkers METTERNICH zurück. SCHWARZENBERG war kein YORCK, der alles auf seine Schultern nahm; er war nur der gehorsame Diener seines oder seiner Herren, deren diplomatische Winkelzüge er ins Militärische übersetzte,[1] wo sie sich freilich nicht sonderlich schön ausnehmen. Wenig geschmackvoll wird man z. B. den Ton finden, in dem SCHWARZENBERG in seinen Briefen an METTERNICH über den militärisch gerade um diese Zeit nicht sehr glücklichen, aber loyalen EUGEN redet, der sich vergeblich abmühte, das französische Heer wieder in wehrhaften Zustand zu setzen. Er spottet über dessen klägliche Art, die Dinge anzusehen, und witzelt darüber, daß das Kommando der großen Armee von einer Hand in die andere, von der eines Kaisers in die eines Königs und nun gar eines Vizekönigs gekommen sei, und meint, daß sich bald kein Liebhaber für das wenig verlockende Geschäft mehr finden werde![2]

Nach der endgültigen Trennung der Sachsen von den Österreichern mußte REYNIER darauf bedacht sein, so schnell wie möglich, sich dem Bereiche der russischen Gegner zu entziehen. Leider ließ er sich auf dem Rückmarsche von den nachsetzenden Feinden (dem Korps VON WINTZINGERODE) noch einmal erwischen. Es war geradezu eine Eigentümlickeit dieses Generals, daß er, der die gefährlichsten Defileen mit Gewandtheit passierte, sich im offenen Felde so sorglos zeigte. Auch dieser sonst so fähige Führer war von dem unter der französischen Generalität weit verbreiteten Fehler nicht frei, Meldungen und Vorstellungen, wenn sie von deutscher Seite kamen, mit einer gewissen Oberflächlichkeit zu behandeln. So hat er bei Kalisch, trotz aller Einwände des Generals LE COQ, die verschiedenen Truppenteile in ziemlich weit auseinanderliegenden Ortschaften unterbringen lassen, in denen sie von den Russen geradezu überfallen werden mußten. Daher besteht die Affäre bei Kalisch (13. Februar 1813) eigentlich aus einer

[1] Wenigstens während der letzten Zeit des Feldzugs. Das dürfte nach D'USSELS Forschungen einwandfrei feststehen.
[2] D'USSEL, a. a. O., 156, 170.

ganzen Reihe einzelner Gefechte, deren Beschreibung hier zu weit führen dürfte. Die interessantesten Momente bieten die Kämpfe bei Pawlowek und Pruschkow, in denen die von allen Seiten eingeschlossene Brigade STEINDEL (1. der 1. Division) sich nur dadurch zu retten vermochte, daß die Mannschaften das eiskalte Wasser des Flüßchens Prosna durchwateten. Obwohl verlustreich und eine Niederlage, war das Gefecht von Kalisch, bei dem sich übrigens auch einige Bataillone der Division DURUTTE nicht übel hielten, ein ruhmvoller Tag für die Sachsen. Denn ihrer Tapferkeit und den umsichtigen Anordnungen ihrer Generale hatte es REYNIER vor allem zu danken, daß er noch einmal mit einem blauen Auge davonkam.

Noch hatte sein Korps eine große Gefahr zu bestehen. Es stand zu befürchten, daß der Feind ihm auf dem Weitermarsch nach Glogau an dem Hundepaß bei Schlichtingsheim den Weg verlegen werde. Aber die Russen ließen den Gegner ungehindert abziehen, der in der Stärke von etwa noch 5000 Mann die sächsische Grenze erreichte. Darunter waren noch 3500 Sachsen. Auch ein kleinerer, infolge des Gefechts bei Kalisch abgesprengter Heeresteil, die Kolonne des Generals GABLENZ, hatte sich — auf österreichisches Gebiet — retten können.

Das ist eine kurze, schlichte Übersicht der Hauptereignisse der Kampagne des austro-sächsischen Korps, die auf absolute Vollständigkeit keinen Anspruch erhebt. Wenn sie dem Leser einigermaßen das Verständnis des höchst eigenartigen Feldzugs erschlossen hat, den dieses Korps, abseits von der Unglücksstraße des großen Heeres, im Jahre 1812 führte, so ist ihr Zweck erfüllt. Ganz andere Blicke in Soldatenleben und -leiden jener Tage, vor allem in das tiefe Elend, daß auch auf diesem Nebenschauplatze eines der schrecklichsten Kriege geherrscht hat, wird der Leser tun, der das Büchlein des Husaren GOETHE aufmerksam durchwandert.

Natürlich hat der Verfasser in seiner bescheidenen Stellung nicht alles übersehen können, was sich heute nach Eröffnung zahlreicher Quellen bequem überschauen läßt. Er scheint auch selbst so etwas gefühlt zu haben. Denn wenn er an einer Stelle seines Buches eine Erörterung der politischen Verhältnisse ausdrücklich ablehnt, so hat er nach eigenem Geständnis den Versuch gemacht, sich durch Lektüre über den strategischen Zusammen-

hang der Heeresbewegungen eine tiefere Einsicht zu verschaffen, als er sie durch eigene Erfahrungen im Jahre 1812 gewinnen konnte. Er gibt zu, neben eigenen Notizen das Tagebuch eines später in Freyburg an der Unstrut verstorbenen Kameraden WINKLER benutzt zu haben, der als Stabssekretär in der Umgebung des Regimentskommandeurs war und hier manches gehört haben wird, das anderen verborgen blieb. Aber auch der Stabssekretär WINKLER konnte von dem inneren Zusammenhang der Begebenheiten nur eine verhältnismäßige Kenntnis besessen haben. Steuerrat GOETHE hat sich daher auch in der gedruckten Literatur umgesehen, bevor er — im Jahre seines Todes — seine Erinnerungen herausgab. Von früher erschienenen Werken hat er zweifellos das CERRINIS benutzt. Ob auch ODELEBEN, der selbst in manchen Angaben wieder auf CERRINI fußt, mag dahingestellt bleiben.

Die Selbständigkeit der Darstellung unseres Buches hat durch diese Benutzung älterer Werke verhältnismäßig wenig gelitten. ODELEBEN und CERRINI haben als Generalstäbler den Feldzug ganz vorwiegend von der strategischen Seite aufgefaßt und behandelt. Husar GOETHE aber schildert vorwiegend das Soldatenleben, das er als Fourier noch von mancher besonderen Seite kennen lernte. Das Hin- und Herziehen durch die trostlosen Wälder und Sümpfe Litauens und Wolyniens, gefährliche Einzelritte durch diese gottverlassene Gegend, aufregende Gefechtsszenen, deren er manchen beiwohnte, das kameradschaftliche Zusammenleben, die gegenseitige Hilfe in Not und Elend, kurz alles, was ein Feldzug, und zumal ein Feldzug dieser Art, mit sich bringt: das findet der Leser in dem behaglich geschriebenen Büchlein vereinigt. Er sieht, wie die von Hunger und Durst gepeinigten Soldaten in ihrer rohen Weise die eingefangenen Schafe und Schweine der podlesinischen Bauern abgurgeln und zerstückeln. Wie ergreifend ist die Geschichte von dem armen Deserteur LEIDENFROST, der auf dem Sandhaufen noch begnadigt wird, als er schon dem Wahnsinn verfallen scheint. Grausig war der Anblick des Schlachtfeldes von Gorodeczna, besonders in der Gegend, wo die Brigade Sahr im Feuer der Russen gestanden hatte. Der Verfasser reitet am folgenden Morgen über den Kampfplatz, um sich nach seinem beim Infanterieregiment Clemens stehenden Bruder umzusehen. Er findet ihn als Leiche.

Aber schrecklicher als solche mehr oder minder mit jedem Kriege verknüpften Unglücksfälle sind die besonderen Qualen, die diese Kampagne ihren Teilnehmern auferlegte: die Verwahrlosung der Menschen, die beispiellose Läuseplage, das monatelange Biwakieren in Wald, Moor, Nässe und zuletzt in der eisigen Kälte. Bei Wolkowisk war es so grimmig kalt, daß »das herabströmende Blut an den Verwundeten zu Eiszapfen gefror«. Verständlich wird unter diesen Umständen die Sehnsucht des Fouriers GOETHE nach einem — Schweinestall, der »unbeachtet und verachtet« im Hofe seines Garnisonquartiers im Städtchen Artern an der Helme stand und in dessen übelriechendes Innere er sich von ganzem Herzen hineinwünschte, »um einmal so recht ruhig unter Dach und Fach ein paar Stunden ungestört schlafen zu können.«

Nicht ohne Humor beschreibt unser Autor das buntscheckige Aussehen seiner Truppe gegen Ende der Kampagne. Wir besitzen andere Schilderungen dieser Art. Zahllos sind die Berichte von Mitkämpfern, die dem Feldzug in der Hauptarmee beiwohnten. Keiner von ihnen hat vergessen, zu erzählen, wie sie in den letzten Stadien ihrer Existenz ausgesehen hat: in Bauern-, Priester-, Weiberröcke gehüllte, von Lumpen umflatterte Gestalten, die kaum noch soviel auf dem Leibe hatten, ihre Blöße zu decken. Unter den Sachsen haben wir noch einen in ähnlichen Verhältnissen wie THEODOR GOETHE stehenden Zeugen, auch einen Unteroffizier, den schon erwähnten Feldwebel VOLLBORN (7. Kompagnie des Infanterieregiments Prinz Clemens), dem die in dem Gefecht bei Kalisch bewiesene Tapferkeit die Epauletten eintrug. Beide, GOETHE und VOLLBORN, ergänzen sich trefflich und haben völlig unabhängig von einander geschrieben. Ich habe es mir daher nicht versagen können, in den unserem Text beigegebenen Noten an ein paar besonders charakteristischen Stellen einige Angaben VOLLBORNS einzuflechten.[1]

Geradezu grauenhaft sollte das Ende der Kampagne für unseren Helden werden. Der Ärmste war erkrankt und wurde mit Verwundeten der Kolonne nachgefahren — auf Gepäck- und Bauernwagen,

[1] Eine Abschrift des Vollbornschen Tagebuchs wurde mir von der Verwaltung des Königl. Sächsischen Kriegsarchivs zu Dresden mit dankenswerter Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt.

deren harte Stöße die Blessierten und Maroden zur Verzweiflung brachten. Bei der Annäherung von Kosaken durch einen mitleidlosen Bauern im Stich gelassen, schleppt sich der sieche Mann auf der Landstraße weiter, von Ort zu Ort, gleich einem verlausten Handwerksburschen, den jeder schleunigst abzuschieben sucht. Diese Wanderung aus der heutigen Provinz Posen bis nach seiner Heimat, der goldenen Aue, um derenwillen allein das Buch einen Neudruck verdiente, enthält Schilderungen wahrhaft abgrundtiefen Elends. Die Zustände in den Hospitälern, die Brutalität, mit der ein tapferer Soldat von Behörden und Privaten behandelt wird, die freundliche Teilnahme der Bessergesinnten, das Mütterchen in Waldau, die, des in Rußland verschollenen eigenen Sohnes gedenkend, ihn mitleidig aufnimmt, und die endliche Ankunft in der Heimat, wo der vor kurzem noch so schmucke junge Krieger als Bettler einzieht, um endlich am treuen Mutterherzen auszuruhen — das wird auch heute noch kein Mensch von Gefühl ohne Bewegung zu lesen vermögen.

Erfreulicher gestaltete sich das weitere Leben des vielgeprüften Mannes. Der Leser wird das am Schlusse selbst sehen. Nur über das Charakterbild, das uns aus dem Rahmen des Buches entgegenschaut, möchten noch ein paar Worte am Platze sein. Von seiner Verwandtschaft mit dem größten Vertreter des Namens Goethe ist im Vorwort die Rede gewesen. In einer Zeit, die im Zeichen der Deszendenztheorie steht, wo weit mehr als früher die Familiengeschichte an- und ausgebaut wird, außer rein historischen Gründen auch zu dem Zwecke, aus ihren Resultaten Belege für Vererbung von Merkmalen und Eigenschaften zu gewinnen, wird man besonders aufgelegt sein, nach Ähnlichkeiten auch in dieser durch einen Genius allerersten Ranges berühmten Familie zu suchen. Mit dem Dichter Goethe dürfte nun freilich der sächsische Fourier und spätere Steuerrat kaum eine nennenswerte innere Verwandtschaft aufweisen. Aber ein anderer Mann fällt einem ein, der auf einem alten Frankfurter Kirchhof begraben liegt — Goethes Vater, über den dieser selbst gesagt hat:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen.

In »Dichtung und Wahrheit« hat ihn der Sohn uns näher ge-

bracht, den kaiserlichen Rat, den ernsten, etwas morosen Mann, den Vertreter der strengen, nüchternen Pflichterfüllung. Ein solcher Mann scheint auch der alte Steuerrat gewesen zu sein, dessen scharfkantige Züge eine gewisse Herbheit verraten. Seine noch lebende Tochter erzählt, daß sie sich vor ihm gefürchtet habe und die Mutter den Kindern das Spielen verbot, um den Vater nicht zu stören, wenn dieser vom Spaziergange, den er täglich um dieselbe Stunde und in der gleichen Richtung auszuführen pflegte, nach seiner entlegenen Wohnung in der Taubengasse in Halle zurückkehrte. Der »gemütliche Sachse«, der in seinen Erzählungen aus jungen Jahren hier und da hervorschaut, war in dem im preußischen Dienst ergrauten Beamten allmählich untergegangen.

Aber der Mann muß doch ein warmes Herz besessen haben. Dafür spricht die Behandlung seines Pferdes, in dem er als echter Kavallerist einen Freund und Genossen sieht, von dem er, als der treue Gefährte zuletzt nicht mehr weiter kann, schmerzlich bewegt Abschied nimmt. Das beweist auch seine Teilnahme an dem Schicksal von Kameraden und Offizieren, z. B. des Majors Hoffmann von Altenfels, dessen Leiche er in Dresden als einziger Leidtragender folgt. Das zeigt sich vor allem in dem Verhältnis zu seinem Bruder und zu der Mutter, der er aus Zartsinn den Tod ihres Lieblingssohnes verschweigt; das zeigen viele andere Züge, die wir dem Leser noch nicht verraten möchten.

Ein Biedermann aus der Zeit der Biedermeier, der — zu Anfang der fünfziger Jahre! — über Luxus und Verschwendung bei der Jugend klagt und das noch strammere Regime der Zopfzeit zurückwünscht. Welche Augen würde er machen, wenn er heute wieder auflebte! Wir vermögen ihm in seinen Anschauungen gewiß nicht immer beizupflichten; aber es flößt auch dem Andersdenkenden Respekt ein, dieses Bild aus der Väter Tagen, das Bild eines ehrenfesten Mannes, eines Mannes von Eigenwert, der den Namen Goethe zu tragen sich nicht zu schämen brauchte, er, der unter dem schweigsamen Reynier bei Gorodeczna und Wolkowisk gefochten und einer der wenigen war, die durch physische Kraft und moralische Stärke dem Winterriesen von 1812 das Leben abgetrotzt hatten.



ERSTER ABSCHNITT.

EINTRITT BEIM SÄCHSISCHEN HUSARENREGIMENTE. MARSCH NACH WARSCHAU IM JAHRE 1808. FELDZUG 1809 IN POLEN. GEGEN DEN BRAUNSCHWEIGER HERZOG.

Den 24. März 1789 wurde ich zu Weißensee in Thüringen geboren, wo mein Vater, August Christoph Goethe, Sergeant bei dem dort in Garnison stehenden Infanterieregimente Prinz Clemens war.

Mein Vater, der, nachdem er vom Militär abgegangen war, eine kleine Anstellung bei der Akzise in Lobstädt und später in Borna bekommen hatte, starb zeitig, wie ich noch bei dem Akziseinspektor Zeidler in Kirchberg war, wohin ich gleich nach meiner Konfirmation gebracht wurde, um mich dort für das Expeditionsfach auszubilden. Später kam ich in die Expedition des Akzisekomissarius Porst in Pegau, wo ich aber nur zwei Jahre blieb, da meine Freiheit dort sehr beschränkt war. Denn außer den Geschäftsgängen in der Stadt durfte ich in der Woche nie ausgehen oder einen Spaziergang machen; nur Sonntags nach der Kirche war mir erlaubt, zwei Stunden des Nachmittags mich im Freien zu bewegen. Diese klösterliche Eingezogenheit verleidete mir den längern Aufenthalt in diesem sonst sehr achtbaren Hause. Da ich nun viel Lust zum Militär in mir verspürte, so schrieb ich an den Standartjunker Nerrlich, der bei den Husaren in Wiehe stand und meinen verstorbenen Vater gekannt hatte, daß ich willens sei, mich bei dem Husarenregimente zu engagieren, wenn Aussicht vorhanden wäre, daß ich als Fourier dabei angestellt werden könne. Nerrlich hatte meinen Brief an den Obersten des Regiments Damm von Pflugk abgegeben, worauf mir der Rittmeister Freiherr von Czettritz schrieb, daß er von dem Obersten, dem meine Handschrift gefallen, den Auftrag erhalten habe, mir zu eröffnen: daß zwar für den Augenblick die Stelle eines Fouriers im Regimente nicht offen sei, ich jedoch bei der ersten Erledigung einer solchen berücksichtigt werden solle, bis dahin aber als Husar mich engagieren müsse, um den Dienst kennen zu



lernen. Die in diesem Schreiben mir eröffnete Aussicht und die vorherrschende Neigung zum Soldatenstande bestimmten schnell meinen Entschluß; ich legte daher den empfangenen Brief meinem Prinzipal gleich vor und bat um meine Entlassung. Da der Akzisekommissar Porst sah, daß alles Zureden vergeblich sei, entließ er mich, nachdem er mir ein Dienstzeugnis ausgestellt hatte, worin unter anderem auch gesagt wurde: »daß, nachdem ich mir nützliche Kenntnisse erworben und mich für das Expeditionsfach brauchbar gemacht hätte, ich nun meiner Neigung zum Militär folgen wolle.«

Nachdem ich von meinem würdigen Prinzipal Abschied genommen, schritt ich, das Ränzel auf dem Rücken, zum Pegauer Stadttore hinaus, freudig und wohlgemut, denn ich fühlte mich frei wie ein Vogel in der Luft, da ich der Fesseln entledigt war, die mich seither an das Haus des Prinzipals gekettet hatten.

Es war im November 1806, wenige Wochen nach der jenaischen Schlacht, als ich in Artern ankam und mich in einem Alter von noch nicht vollen 18 Jahren beim sächsischen Husarenregimente daselbst engagierte, das, nachdem Sachsen für neutral erklärt worden war, seine alten Standquartiere in Thüringen wieder bezogen hatte. Nachdem ich mich bei dem Rittmeister Freiherrn von Czettritz gemeldet, sodann vom Regimentsarzt untersucht und gesund befunden worden war, wurde ich dem Obersten und Regimentskommandeur Damm von Pflugk vorgestellt. Dieser teilte mich seiner in Artern stehenden Eskadron zu, von der er Chef war und die der Rittmeister von Czettritz kommandierte, worauf ich als Husar eingekleidet und vom Auditeur auf die Kriegsartikel verpflichtet wurde. Bei meiner vorherrschenden Neigung zum Soldatenstande hatte ich deshalb bei dem Husarenregimente Dienste genommen, weil es mit seinen glänzenden Uniformen mir besonders wohl gefiel und dann dieses Regiment außer den bei der Errichtung im Jahre 1791 von den Dragonern und Kürassieren dazu abgegebenen Stammannschaften größtenteils aus Freiwilligen bestand. So gab es bei dem Husarenregimente Studenten, Kaufleute, Ökonomen, Schauspieler, Handwerker, mithin Leute aus allen Ständen, die sich freiwillig bei demselben engagiert hatten. Der Andrang war so groß, daß sie, wenn die

Eskadrons schon vollzählig waren nicht gleich einrangiert werden konnten, sondern einstweilen als überkomplette Rekruten wieder beurlaubt werden mußten. So hatte manche Eskadron gegen 20 und 30 solcher überzähligen Rekruten auf Urlaub, und es wurde, wenn eine Stelle in der Eskadron offen geworden war, jedesmal der passendste unter diesen Beurlaubten ausgesucht und zum Dienst einberufen, wobei hauptsächlich darauf gesehen wurde, daß es hübsche und ansehnliche, nicht ganz unbemittelte Leute waren, die neben ihrer Löhnung noch einen kleinen Zuschuß zu verzehren hatten. Daß ich bei meiner Ankunft in Artern gleich einrangiert wurde, konnte wohl nur dem Umstand beizumessen sein, daß ich vorher mich schriftlich beim Regimente zum Eintritte gemeldet und hierauf vom Rittmeister von Czettritz die Zusicherung meiner sofortigen Einstellung erhalten hatte.

Das Husarenregiment war sehr stark und bestand aus 1065 Mann und 1002 Pferden. Hiervon gehörten:

a) zum Stabe		b) zu den 8 Eskadrons	
1 Chef		8 Rittmeister	
1 Oberster		8 Premierleutnants	
1 Oberstleutnant		8 Sousleutnants	
2 Majors		8 Kornetts	
1 Regiments-Quartiermeister		8 Wachtmeister	8 Pferde
2 Adjutanten		8 Sekonde-Wacht-	
1 Auditeur		meister	8 Pferde
1 Regimentsfeldscher		8 Standartjunker	8 "
1 Stabsfeldscher		8 Fouriere	8 "
1 Stabsfourier		8 Feldschere	— "
1 Stabstrompeter	1 Pferd	72 Korporale	72 "
1 Roßarzt	1 Pferd	8 Vize-Korporale	8 "
1 Sattler		8 Trompeter	8 "
1 Büchsenmacher		8 Schmiede	— "
1 Profos		880 Husaren	880 "
17 Mann	2 Pferde	1048 Mann	1000 Pferde

Das Regiment hatte folgende Standquartiere: Artern, wo der Stab und 2 Eskadrons, Cölleda, Wiehe, Schloß Heldrungen, Roßleben, Kindelbrück und Gebesee, wo die übrigen 6 Eskadrons garnisonierten. Die Pferde waren von polnischer Rasse, da das Regiment

seine Remonten aus Polen geliefert bekam, wo die jungen Tiere eingefangen und gekoppelt nach Sachsen gebracht wurden. Es hielt sehr schwer und kostete viele Mühe, diese unbändigen Tiere, die das wilde Herumstreifen in den Wäldern Polens gewohnt waren, zu zähmen und zu dressieren, denn sie machten sich durch Beißen und Schmeißen nach hinten und vorn oft sehr unangenehm, wenn ihnen jemand zu nahe kam. So konnte ein neu angekommenes, sehr bösartiges Remontepferd nur mit vieler Mühe in den Stall gebracht werden, ließ aber den Husaren, dem es zugeteilt worden war, nicht hinein, indem es, wenn er die Stalltür aufmachte, wie ein Hund auf ihn zusprang und ihn zu beißen suchte. Es mußte daher in der ersten Zeit über dem Stalle ein Brett von den Dielen des Vorbodens in die Höhe gehoben und durch diese Öffnung das Futter in die Krippe herabgeschüttet werden, bis das böse Tier nach und nach ruhiger geworden war. Bei der Dressur dieser polnischen Remontepferde, wozu man die besten Reiter in der Eskadron bestimmte, trugen letztere oft erhebliche Verletzungen davon, denn es kamen beim Stürzen oder Durchgehen der Pferde, außer leichteren Quetschungen, noch Verrenkungen der Fußgelenke oder Beinbrüche vor. Auch war es nicht selten, daß die Korporale und Husaren, die immer zum Zureiten der Remontepferde gebraucht worden waren, Leistenbrüche bekommen hatten und deshalb Bruchbandagen tragen mußten. War diese Remonte aber auf der Reitbahn erst gehörig ausgearbeitet worden, so gab es keine bessern Pferde für die leichte Kavallerie, als eben diese polnischen, denn sie waren dann flüchtige Renner und zeigten eine große Ausdauer.

Bei meinem Eintritt in das sächsische Husarenregiment hatte dasselbe weiße Dolmans mit blauen Aufschlägen, Kragen, Borten und Schnüren, hellblaue Pelze mit schwarzem Vorstoße, weiße Borten und Schnüren, rote Schärpen mit weißen Knöpfen, hellblaue Säbeltasche mit dem weißgarnierten Namenszuge des Monarchen, schwarze, hohe Filzmützen, die daran befindlichen und mit dem Eskadronszeichen versehenen Flügel blau gefüttert, mit weißer Borteneinfassung, weißem Kordon und Federstutz, blaue Mäntel, kurze ungarische Stiefeln mit weißen Quasten. Bei Paraden oder sonst im Dienste zu Fuß wurden weiße wildhäutene Leder- oder Tuch-

hosen angelegt; die Reithosen waren von blauem Tuch mit schwarzen Streifen an den Seiten und Lederbesatz, auch waren die Schabracken blau. Die Offiziere trugen bei Paraden dieselbe Uniform mit silbernen Schnüren und Kordonquasten, außer denselben aber nur einen ungarischen hellblauen Überrock mit schwarzem Kragen und Aufschlägen, weißen Borten und Rundschnüren besetzt, einen dreieckigen Hut mit Federstutz, Kordon und Kokarde. Im Jahre 1810 wurden die ungarischen Filzmützen, desgleichen die weißen Dolmans und Hosen abgeschafft, an deren Stelle das Regiment Tschakos mit Federstutz, hellblaue Dolmans mit weißen Borten und Schnüren, auch dergleichen Tuchhosen mit weißen Streifen bekam.

Wer von den beim Regimente eingetretenen Freiwilligen die Geldmittel hatte, ließ sich Uniformen von feinerem Tuch und besserem Pelzbesatze machen, die außer dem Dienste getragen werden konnten. Da die runden ungarischen Filzmützen den Nacken gegen Hieb und Stich nicht gehörig deckten, so wurden von den Husaren lange und starke Haarzöpfe, auch außer dem Schnurrbarte noch zwei Seitenlocken im Gesicht getragen, was denselben ein verwegenes und wildes Aussehen gab. Wen daher die Natur mit einem starken Haarwuchse begabt hatte, der war stolz darauf und widmete ihm eine sorgfältige Pflege, da ein schönes Haar als eine besondere Zierde im Regimente betrachtet wurde.

Nach meiner Einkleidung begann das Exerzieren zu Fuß und zu Pferde. Jeden Abend vor 8 Uhr kam der Unteroffizier, zu dessen Korporalschaft ich gehörte, vor mein Quartier und ließ den Ruf vernehmen: »Husar Goethe«, worauf ich mit einem starken: »Hier« antwortete und an die Haustür eilte, um die vom Rittmeister für den andern Tag ausgegebenen Befehle zu vernehmen. Da hieß es nun: »Morgen früh 8 Uhr auf die Reitbahn mit Sack und Pack, das Pferd wohl gestriegelt, das Sattelzeug reinlich, Anzug proper; nachmittags 3 Uhr zum Fußexerzieren auf dem Ried an der Salpeterhütte, mit Karabiner, Säbel und Patronentasche, alles gut geputzt.« Das Exerzieren zu Fuß erstreckte sich auf Parademärsche, Griffe und Wendungen, Fechten mit dem Säbel, Übungen im Schießen, was mir alles nicht schwer wurde. Dagegen

fand ich am Exerzieren zu Pferde wenig Gefallen; denn ich war früher nie auf ein Pferd gekommen und sollte nun jetzt auf der Reitbahn stundenlang damit herumtraben und galoppieren, alles nach den Regeln der Reitkunst, mit fest anliegenden Schenkeln, gerader Haltung und regelrechter Führung der Zügel. Zu den Pferden, auf denen die Rekruten das Reiten lernen sollten, wurden gewöhnlich harte Gänger genommen, die ihre besondern Mucken hatten, so daß ich nach den beendigten Reitstunden am ganzen Körper wie zerschlagen war. In der ersten Zeit, wo ich noch ohne Steigbügel reiten mußte, um mich an einen festen Sitz zu gewöhnen, griff ich, als mein Pferd einstmals üble Laune hatte, sich bäumte und hinten ausschlug, in der Angst meines Herzens nach dem Sattelknopfe, um mich daran fest zu halten. Diese unerlaubte Selbsthilfe wurde aber von dem Korporal, der Reitunterricht erteilte, streng getadelt und mir ein für allemal untersagt. Mit dem Exerzieren zu Fuß und zu Pferde vormittags und nachmittags war aber noch nicht die ganze Tagesarbeit vollbracht, sondern ich mußte auch noch den Stalldienst lernen, das Pferd striegeln, Futter schütten und tränken, mich im Satteln und Packen üben, das Sattelzeug reinigen, die Streu in Ordnung halten, Säbel, Karabiner und Pistolen putzen, auch die Montierungsstücke reinmachen, damit, wenn der Korporal zur Visitation kam, was des Tages ein-, auch zweimal geschah und zwar gewöhnlich zur Zeit des Futterschüttens, derselbe alles in Ordnung fand. Daß bei diesen vielfachen Beschäftigungen während des Tages wenig Zeit zu meiner Erholung übrig blieb, läßt sich denken, weshalb denn auch, wenn ich abends sehr ermüdet mich zu Bette legte, das Husarenleben mir nicht mehr so reizend erscheinen wollte, als ich es mir früher vorgestellt. Doch hatte es auch wieder so manche angenehmen Seiten, denn ich fühlte mich als Soldat nicht nur freier und selbständiger, sondern es gewährte mir auch viel Vergnügen, wenn ich im Husarendolman, den klirrenden Säbel an der Seite und die klingenden Sporen an den ungarischen Stiefeln, in gemessenen Schritten und militärischer Haltung einherstolzieren, frisch und keck in die Welt schauen konnte. Der Unteroffizier, zu dessen Korporalschaft ich gehörte, hieß Apitzsch und war früher Ökonom gewesen. Er behandelte mich gut, war aber im Dienste etwas

strenge. Diesen Mann sehe ich noch immer im Geiste lebhaft vor mir stehen, eine kräftige und schöne Gestalt mit einem großen Schnurrbarte und zwei zierlich gedrehten Seitenlocken im Gesichte, dabei von gemessener militärischer Haltung, stets sauber und nett angezogen, so daß sich an seinem ganzen Anzuge nirgends ein Fältchen zeigte. Apitzsch erschien mir immer als die wahrhafte Mustergestalt eines Husaren, die ich stets mit vielem Wohlgefallen betrachtete. Da ich mit der humanen Behandlung, die er als mein nächster Vorgesetzter mir angedeihen ließ, zufrieden zu sein alle Ursache hatte, so schenkte ich ihm als ein Zeichen meiner Dankbarkeit eine Stammliste von unserer Eskadron, die ich sauber und zierlich angefertigt hatte, worüber er sich sehr freute. Diese Stammlisten im Oktavformate mußten das National eines jeden Mannes der Eskadron in tabellarischer Form enthalten, als: Vor- und Zunamen, Alter, Religion, Geburtsort, Größe nach Zollen, Zahl der Dienstjahre, Charge und Bezeichnung der Feldzüge. Von 127 Unteroffizieren und Husaren, aus welchen die Eskadron bestand, hatte ich daher die einzelnen Nationals in diese Stammliste aufzunehmen, was eine mühsame Arbeit war, mir aber eben nicht sehr schwer wurde, da ich in meinen früheren Dienstverhältnissen im Bureau des General-Akzisekommissars Porst zu Pegau schon Gelegenheit gehabt hatte, mich in tabellarischen Arbeiten zu üben. Die dem Korporal Apitzsch geschenkte Stammliste fand so vielen Beifall, daß auch der Rittmeister und Wachtmeister eine solche zu haben wünschten, weshalb ich meine wenigen Freistunden zur Anfertigung derselben verwenden mußte. Da ich nun für diese Arbeiten nichts bekam, von der geringen Löhnung eines Husaren aber nur mit der größten Einschränkung zu leben vermochte, auch auf einen Zuschuß von meiner Mutter, die als Witwe selbst in einer hilfsbedürftigen Lage sich befand, nicht rechnen konnte: so mußte ich mir noch durch Notenschreiben, da ich früher Unterricht auf dem Klavier und der Violine gehabt hatte, einen kleinen Nebenverdienst zu erwerben suchen, weshalb ich denn, wenn das Exerzieren beendigt, die Hausarbeit und der Stalldienst besorgt war, oft spät noch in der Nacht bei der Öllampe saß, um entweder Stammlisten anzufertigen oder zu schreiben. Meine damalige Lage war daher eben nicht sehr be-

neidenswert, hatte aber doch das Gute, daß ich mich frühzeitig an eine nützliche Tätigkeit gewöhnte, was mir in den späteren Lebensverhältnissen sehr zu statten gekommen ist.

Nachdem ich zu Fuß ausexerziert hatte, sollte ich nun zum erstenmal auf die Wache ziehen. Nur war man des Zopfes wegen in Verlegenheit, da meine Haare noch nicht lang genug gewachsen waren, um einen solchen daraus formieren zu können, weshalb denn der Korporal mir einen falschen Zopf vor der Wachtparade einbinden mußte, da ein solcher durchaus nicht fehlen durfte. Das Band, das diesen an meine Haare befestigte, mochte sich unbemerkt gelockert haben, denn wie ich mit der Ablösung über den Markt nach der Hauptwache marschierte, hatte sich der eingebundene Zopf abgelöst und war auf das Straßenpflaster gefallen. Ein solches Ereignis war noch nicht dagewesen und erregte zu damaliger Zeit, wo der Kamaschendienst überall noch streng gehandhabt wurde und der Zopf dabei eine bedeutende Rolle spielte, großes Aufsehen. Der Korporal, der mir den falschen Zopf eingebunden, wurde daher gleich darüber zur Rede gesetzt, kam aber noch mit einem kleinen Verweise davon, da er die Schuld auf meine noch zu kurzen Haare schob. So endete denn dieses komische Zopfdrama damit, daß der Flüchtling herbeigebracht und mir nochmals an den Haaren im Nacken festgebunden wurde und zwar so derb, daß er sich nicht wieder ablösen konnte. Später bekam ich ein so starkes und langes Haar, daß ich von andern Husaren, die keinen so reichlichen Haarwuchs hatten, deshalb öfters beneidet wurde. Denn mein hellblondes und seidenartiges Haar wallte, in einen mächtigen Zopf gebunden, weit auf den Rücken herab. Zu jener Zeit war nicht allein der Zopf, sondern auch der Stock mit dem Soldatenstande eng verwachsen, denn man konnte sich dazumal keinen Soldaten ohne Zopf und Stock denken. Bei jedem Vergehen wurden Stockschläge als Strafe diktiert, und selbst die Korporale konnten bei Nachlässigkeiten, z. B. unterlassenem Futterschütten oder wenn das Zeug nicht gehörig geputzt war, aus eigener Machtvollkommenheit sogleich auf der Stelle den nachlässigen Husaren mit einer gewissen Zahl Hiebe bestrafen. Zu diesem Behufe führte denn auch jeder Korporal im Dienste ein spanisches Rohr als Zeichen seiner Würde. Dieses

Prügelsystem wurde aber bei den Husaren nicht mit solcher Strenge ausgeübt wie bei den andern Regimentern, die keine Freiwilligen, sondern nur ausgehobene Leute hatten. Jedem Regimente war nämlich damals ein besonderer Werbedistrikt zugeteilt, in dem die Ortsbehörden größtenteils nur solche Subjekte zur Einstellung in das Militär überwiesen, die den Gemeinden lästig fielen und die sie daher als der Faulheit und Liederlichkeit ergeben, gern los sein wollten, indem dazumal der Soldatenstand gewissermaßen als eine Korrektionsanstalt betrachtet wurde. Man konnte also wohl annehmen, daß die Mannschaften der Regimenter, die sich in den ihnen angewiesenen Werbedistrikten rekrutieren mußten, größtenteils aus der Hefe des Volkes zusammengesetzt waren, weshalb denn auch zu jener Zeit der Soldatenstand nicht so geachtet war wie jetzt, wo namentlich in Preußen ein jeder verpflichtet ist, im Militär zu dienen, das Stockregiment aufgehört hat und durch angemessenere Strafen mehr auf das Ehrgefühl des Soldaten eingewirkt wird.

Das Tragen des Zopfes und Stockes war übrigens damals nicht allein bei dem Militär üblich, sondern diese Sitte auch in alle andern Schichten der menschlichen Gesellschaft eingedrungen. So schritt der ehrbare Bürger am Sonntage mit wohlgepudertem Haarzopfe und einem spanischen Rohre, an dem ein zierlicher Knopf mit einer großen Quaste nicht fehlen durfte, gravitätisch zur Kirche oder in seine geselligen Vereine. Es ist daher nicht zu billigen, wenn man die damalige Sitte, Zopf und Stock zu tragen, jetzt auf alle Weise lächerlich zu machen sucht und mit einer verhöhnenden Verächtlichkeit darauf zurückblickt. Im Fortschreiten der Zeit haben sich zwar so manche anderen Sitten und Gebräuche der menschlichen Gesellschaft aufgedrungen, die aber schlimmer sind, als die unschuldigen Zöpfe und Stöcke es waren, die unsere Vorfahren als eine Zierde und als gewisse Erfordernisse der damaligen Zeit trugen. Denn wo ist die edle Einfachheit, Sparsamkeit und Häuslichkeit, der Fleiß und fromme, bescheidene Sinn unserer Vorfahren hingekommen? Verschwunden sind sie mit dem Zopfe und Stocke, an deren Stelle die sogenannte Aufklärung gewisse andere üble Zustände eingeschmuggelt hat: Trägheit, Hang zum Luxus und Wohlleben, so daß die Einnahmen mit den Ausgaben in den

Familien nicht im Einklange stehen, Unzufriedenheit mit allen staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen, Mangel an religiösem Sinne, Mißmut der arbeitenden Klassen, denen der Lohn ihrer Händearbeit nicht mehr genügt, sondern die scheel auf den Wohlhabenden blicken und lieber mit diesem teilen als arbeiten möchten. Jede Zeit hat ihre Übelstände, aber die damalige, wo von den ehrbaren Bürgern noch Zopf und Stock getragen wurde, war in vieler Hinsicht besser als die jetzige, wo man über beide den Stab bricht, nicht bedenkend, daß unsere Nachkommen wieder so manche Gebräuche und Sitten, worauf wir uns viel einbilden, sonderbar und lächerlich finden werden. Denn Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche ändern sich mit den Zeiten.

Das Offizierkorps des Husarenregiments, das größtenteils aus gebildeten und humanen Männern bestand, war dem Prügelsystem eben nicht sehr geneigt, wie so manche Vorfälle zeigten. Es suchte nicht nur die Stöcke nach und nach zu beseitigen, sondern brachte es auch dahin, daß den Korporalen untersagt wurde, einen eigenmächtigen Gebrauch davon zu machen. Durch diese Anordnung ging nun der eigentliche Zweck verloren, der mit dem Tragen dieser Stöcke verbunden war, und es verschwanden schon damals viele derselben im Regimente. Nur die alten Korporale, die sich nicht gern von ihrem spanischen Rohr trennen mochten, trugen es noch fort, bis sie sich durch folgenden Vorfall zur Ablegung veranlaßt fanden. Der Rittmeiter von Niesemeuschel hatte seinem Wachtmeister Sterzel, der das stärkste Rohr im Regimente führte und damit bei jeder Gelegenheit tüchtige Hiebe austeilte, dasselbe für einen hohen Preis abgekauft und darauf vor seinen Augen gleich zerhacken lassen, woraus denn nicht allein der Wachtmeister, sondern auch die Korporale ersahen, daß der Rittmeister die Stöcke nicht mehr leiden könne, worauf nicht allein in dieser, sondern auch in den andern Eskadrons zur Freude der Husaren alle Stöcke verschwanden und das damit getriebene Unwesen ein Ende hatte.

Außer den Stockschlägen gab es auch noch andere Strafen beim Regimente, als: einfachen Arrest, Krummschließen, Satteltragen und Steigleder. Das Satteltragen war eine strenge Strafe, und es konnte kein Husar damit belegt werden, wenn er nicht vom Mili-

tärarzt vorher untersucht und von ihm bescheinigt worden war, daß der dazu Verurteilte vermöge seiner Körperkonstitution diese Strafe auszuhalten imstande sei. Es wurde ihm nun ein Stallbaum über die eine Achsel gelegt und an jedes Ende desselben ein kompletter Sattel mit den Pistolen in den Halftern gehängt. In dieser balancierenden Stellung mußte der Verurteilte mehrere Stunden hintereinander vor der Hauptwache stehen, was, da der Rücken und die Brust dabei sehr angegriffen wurden, selbst robuste Körper nicht lange auszuhalten vermochten, mithin dann die Strafe auf mehrere Tage und Stunden verteilt werden mußte.

Steigleder wurden bei Desertionen von dem Regimentsgericht erkannt, dabei aber unterschieden, ob der Deserteur bloß seine Montierungsstücke oder auch noch das Pferd nebst Sattel und Zeug mitgenommen hatte. Desertionen kamen in Artern nicht selten vor, da der hannöversche Ort Bisenrode,[1] unweit Berga an der Nordhäuser Straße nur 5 Stunden von Artern entfernt war, die mit einem guten Pferd bald zurückgelegt werden konnten. Es kam sogar einmal vor, daß, während die Wachtparade mittags auf dem Markte versammelt war, ein Husar die Frechheit hatte, vorbeizusprengen, um zu desertieren. Obgleich einige Korporale sich schleunigst auf die Pferde warfen und den Deserteur verfolgten, so war es ihnen doch nicht gelungen, denselben noch vor Bisenrode einzuholen, da er ein sehr gutes Pferd gehabt hatte. War bei einem wieder erlangten Deserteur auf Steigleder erkannt, so stellte sich bei der Exekution die Mannschaft in zwei Reihen auf, den vom Sattelzeuge ausgeschnallten Steigriemen in der Hand. Auf das Kommandowort: »Steigleder heraus« trat nun der Verurteilte seinen schweren Gang, aber nur im langsamen Schritte, durch die Reihen an, da er von zwei Korporalen, wovon der eine mit rückwärts gekehrter Säbelspitze vor ihm her ging und der zweite mit vorgehaltener Säbelspitze ihm nachfolgte, am schnelleren Gehen verhindert wurde. Dabei hatte man ihm eine Bleikugel in den Mund gegeben, damit er sich im Gefühle des heftigen Schmerzes die Zunge nicht verletzen möchte. Schritt für Schritt empfing er nun von jedem Manne in beiden Reihen

[1] Bösenrode, jetzt preußisches Dorf im Kreise Ilfeld zwischen Berga und Stolberg.

einen Hieb mit dem Steigriemen auf den entblößten Rücken, der schon im ersten Gange rot und blau, nach dem zweiten Gange aber schwarz aussah und sehr aufgeschwollen war. Hatte der Verurteilte seinen schweren Gang vollendet, so wurde er in das Lazarett geschafft, dort von dem Chirurgen der schrecklich zerlästerte Rücken aufgeschnitten, um das geronnene Blut zu beseitigen, was noch eine sehr schmerzhafte Operation war. Denn von den Steigledern wird der Rücken nicht so aufgerissen wie bei dem Spießrutenlaufen, welch letztere Strafe nur bei der Infanterie vorkam.[1]

Nachdem einige Monate im Garnisondienste verstrichen waren, wurden mir die Geschäfte des Fouriers bei der Eskadron interimistisch übertragen, da der Fourier Thieme, eines Pastors Sohn, krank geworden war. Gleichzeitig übergab mir auch der Oberst von Pflugk, ein alter guter Mann, der durch eine in der Jenaer Schlacht erhaltene Verwundung im Gesicht am Schreiben verhindert war, die Führung seiner Privatrechnungen und Korrespondenzen, wofür er mir eine besondere monatliche Zulage bewilligte. Auch der Regimentsadjutant Freiherr von Lindemann nahm meine Dienste in Anspruch, indem ich nicht nur die an das Generalkommando einzureichenden periodischen Rapporte nebst den dazu gehörigen Tabellen ins Reine schreiben, sondern auch noch bei dem von den Offizieren des Regiments gebildeten Privattheater, das von dem Regimentsadjutanten geleitet wurde, die einzelnen Rollen aus den aufzuführenden Stücken extrahieren und noch so manche sonstige Dienstleistungen dabei übernehmen mußte, für welche Mühwaltungen ich übrigens sehr gut honoriert wurde und freien Zutritt bei den Vorstellungen hatte.

Nach dem Absterben des Fouriers Thieme wurde auf den Vortrag des Obersten vom Generalkommando meine Anstellung als Fourier genehmigt. Durch die Erhöhung meiner Löhnung und die Nebenverdienste war ich nun in den Stand gesetzt, meine Mutter zu mir nehmen und für ihren Unterhalt sorgen zu können, was immer mein sehnlichster Wunsch gewesen war. Als Fourier hatte

[1] Die preußischen Militärstrafen waren bekanntlich noch viel härter. Namentlich wurde das Spießrutenlaufen in der preußischen Armee mit äußerster Grausamkeit betrieben.

ich nicht nur alle bei der Eskadron vorkommenden Schreibereien zu besorgen und die Listen zu führen, sondern auch die Löhnungen an die Mannschaften auszuzahlen und die Kriegsartikel bei Paraden vorzulesen. —

Im Frieden von Tilsit 1807 war das Herzogtum Warschau aus abgerissenen Stücken vom Königreich Preußen neu gebildet und unter die Souveränität des Königs von Sachsen gestellt worden. Dieser wollte im Jahre 1808 einige Zeit in Warschau residieren. Es wurde daher eine Abteilung sächsischer Truppen mobil gemacht, die im Frühjahr des gedachten Jahres nach Warschau marschieren und während der Anwesenheit des Königs dort als Besatzung verbleiben sollten. Hierunter befanden sich auch zwei kombinierte Eskadrons Husaren, wozu die besten Mannschaften und Pferde im Regimente ausgewählt werden sollten. Auch mich traf das Los zum Marsche, da ich einer dieser beiden Eskadrons als Fourier zugeteilt wurde. Obgleich ich nun darüber froh war, aus dem fortwährenden Einerlei des Garnisonlebens herauszukommen, so ging mir doch das Schicksal meiner armen Mutter sehr zu Herzen, die, nachdem sie erst nur kurze Zeit bei mir gewesen war, durch meinen Marsch nach Polen in ihre frühere hilfsbedürftige Lage wieder zurückversetzt wurde. Der Abschied zwischen Mutter und Sohn war daher ein sehr rührender, und obgleich ich ihr versprach, von Zeit zu Zeit zu schreiben und von meiner ersparten Löhnung etwas zu senden, so konnte dies zu ihrem Lebensunterhalte nicht ausreichend sein, da ich von der bloßen Löhnung, selbst bei der größten Einschränkung, nur wenig sparen konnte, auch bei der großen Entfernung zwischen Thüringen und Warschau, die über 100 Meilen beträgt, die Sendungen und Korrespondenzen vielen Schwierigkeiten unterworfen waren. Mit schwerem Herzen und besorgt über das Schicksal meiner guten Mutter, stieg ich zu Pferde. Sie aber begleitete die Eskadron, neben meinem Pferde hergehend, eine große Strecke über Artern hinaus, bis ich sie bat, umzukehren und nicht ganz zu verzagen, sondern auf Gott zu vertrauen, der gewiß helfen und uns gesund wieder zusammenführen werde. Nachdem wir unter Tränen nochmals Abschied genommen hatten, marschierte unsere Eskadron bis in die Gegend von Wiehe als dem ersten Marschquartiere, wo auch die zweite

Eskadron sich mit uns vereinigte und der Major VON GABLENZ[1] das Kommando beider übernahm. Den folgenden Tag wurde der weitere Marsch nach der vorgeschriebenen Route durch Sachsen und Schlesien bis an die polnische Grenze fortgesetzt und solche bei Fraustadt überschritten, wo wir Nachtquartier hatten. Von hier marschierten wir dann über Lissa, Rawicz, Krotoszyn, Ostrowo, Lenczíz nach Gora an der Weichsel, als dem vorläufigen Endpunkte unseres Zuges, da wir hier so lange Standquartier beziehen sollten, bis der König von Sachsen in Warschau eingetroffen sein würde. Auf dem Marsche durch Polen wurde ich mit zwei Husaren vorausgeschickt, um Quartiere zu machen, auch Fourage und Lebensmittel für die Eskadrons zu beschaffen. Da ich und die beiden Husaren von der polnischen Sprache nichts verstanden, so wäre die Ausführung des mir übertragenen Geschäfts mit vielen Schwierigkeiten verbunden gewesen, hätte ich nicht in den polnischen Orten hier und da Juden angetroffen, welchen ich mich in deutscher Sprache verständlich machen konnte und die ich als Dolmetscher gebrauchen konnte. Denn Münze, Maß, Gewicht und Lebensweise waren hier ganz anders als in Sachsen. So hatte, um nur ein Beispiel anzuführen, ein polnischer Groschen den Wert von 1½ Pfennig, ein polnischer Gulden den Wert von 5 Neugroschen. Die Juden, deren es fast in jedem polnischen Orte einige gibt, treiben allerlei kleine Handelsgeschäfte, Schlächterei und Bäckerei, auch haben sie die Schenkwirtschaft im Kruge, wie die Dorfschenke dort benannt wird. Es kann nicht im Zwecke dieser Schrift liegen, ein vollständiges Bild von Polen, wie ich es während des Durchmarsches gefunden habe, zu entwerfen, ich beschränke mich daher nur auf folgende kurze Bemerkungen darüber:

Die kleinern Städte in Polen sind unansehnlich, haben weder Umfassungsmauern noch Straßenpflaster, weshalb denn auch der Schmutz bei Regenwetter sehr groß darin ist, da überhaupt auf Reinlichkeit der Straßen in Polen nicht viel gehalten wird. Die Häuser, die man in diesen Städten findet, sind in weit schlechterem Zustande, als die Gebäude unserer Dorfbewohner in Sachsen. Schlimmer noch sieht es mit den polnischen Dörfern aus. Hier bestehen die Häuser nur aus von Lehm aufgeführten Hütten,

[1] Im russischen Feldzuge Oberst, dann Generalmajor.

worin eine einzige Stube ist, in der Menschen und Vieh zusammen ungeniert im Schmutze wohnen und schlafen; denn von Dielen ist keine Rede. Diese Stuben gleichen daher mehr Viehställen als menschlichen Wohnungen. Statt der Fenster sind einige mit bretternen Schiebladen versehene Öffnungen in der Mauer angebracht, die, wenn es kalt ist oder des Nachts, zugeschoben werden. In einer Ecke der Stube befindet sich eine Art Ofen von Lehm, in welchem ein Kamin mit Kochherd angebracht ist, auf dem das Feuer selten ausgeht, denn an Holz ist kein Mangel in Polen. Da es aber an einem Schornstein fehlt und bloß ein Loch im Dache zum Abzuge des Rauches vorhanden ist, so verbreitet sich derselbe durch die ganze Stube und bildet nach oben, dem Loche des Daches zu, eine Rauchatmosphäre, die dem Auge und der Nase sehr beschwerlich fällt und nur dadurch vermieden werden kann, daß man mit gekrümmtem Rücken und gesenktem Haupte beim Gehen darunter hinwegzukommen sucht. Ein Stuhl, Tisch oder Bett ist in einer solchen Hütte nicht anzutreffen, eine einfache, hölzerne, lange Bank repräsentiert das ganze Möblement. Sie wird zum Essen benutzt, indem die Familie sich auf den Boden um diese Bank herum lagert und mit großen hölzernen Löffeln das fast alle Tage vorkommende Gericht, kluski genannt, verzehrt. Die Zubereitung ist ganz einfach: Es wird nämlich ein Topf mit Wasser an das Feuer gesetzt, dann etwas Mehl in eine Schüssel getan, Wasser darauf gegossen und davon ein Teig geknetet, wie es bei den Mehlklößen geschieht. Sobald das Wasser kocht, werden von diesem Teige einzelne Stücke abgerissen und in den Topf geworfen, der nun so lange am Feuer stehen bleibt, bis diese Teigklumpen gar sind. Hierauf wird das Gericht in eine Schüssel geschüttet, etwas Milch oder milka[1], wie der Pole sagt, als Gemächte darüber gegossen und dasselbe dann mit etwas grobem Brote, das dem westfälischen Pumpernickel ähnlich sieht, verzehrt. Dieses Brot ist sehr schwarz, oft noch mit Kleie, ganzen und halben Körnern vermischt und schlecht ausgebacken, namentlich in solchen Dörfern, in deren Nähe es keine Mühlen gibt, wo also jeder Bewohner sich aus dem Getreide sein Mehl selbst bereiten muß. Hierzu benutzen sie einen

[1] Richtig: *mléko.*

runden hölzernen Klotz, in dem oben eine Öffnung ausgehöhlt ist. Darin ist ein Stein, ähnlich unsern Schleifsteinen, angebracht. In diese Öffnung werden die Körner geschüttet und durch den mittelst einer Vorrichtung in Bewegung gesetzten Stein zerrieben. Diese Verfahrungsart ist zwar einfach, aber sehr mangelhaft, indem dadurch kein Mehl, sondern nur eine Art Schrot, wie es in Sachsen zum Viehfutter verbraucht wird, gewonnen werden kann, weshalb denn auch das durch dieses Verfahren erlangte Mehl mit halben und nur oberflächlich zerquetschten Körnern vermischt ist. An Sonn- und Festtagen wurde als Gemächte zum kluski oder kapusty (Sauerkraut) ausnahmsweise ein Stück Speck gebraten, der aber so entsetzlich stank, daß dieser pestilenzialische Geruch den deutschen Nasen unausstehlich war. Da es in den Häusern keine Feueressen gibt, so muß nämlich der Speck an der Luft getrocknet werden, wo er stinkig und von zahlreichen Maden durchwühlt wird.

Daß es in den polnischen Dörfern, die nach der deutschen Grenze zu oder in der Nähe einer großen Stadt liegen, nicht so schlecht ist, läßt sich denken. Auch sind die Gebäude der Edelleute etwas besser eingerichtet und gleichen im allgemeinen, mit wenigen Ausnahmen, so ziemlich unsern Bauernhöfen. Bei der großen Unreinlichkeit jedoch, die überall in den polnischen Dörfern vorherrschend ist, da der gemeine Pole und oft auch der geringere Edelmann von Reinlichkeit des Körpers, Kämmen und Waschen gar keine Idee hat, kann es an allerlei Ungeziefer dort nicht fehlen, das nicht allein in den Bauernhütten, sondern auch beim Edelmann in Menge angetroffen wird. So hatte ich mich einstmals bei einem solchen einquartiert, als während des gemeinschaftlichen Abendessens, an dem die Familie teilnahm, einige dieser kleinen Tiere gemächlich auf dem Tischtuche auf und ab spazierten, die der Wirt ganz gleichgültig, ohne sich darüber zu ereifern, mit der Hand herabstrich.

Polen hat größtenteils einen fruchtbaren Boden, der selbst bei weniger Düngung und vernachlässigter Bearbeitung doch noch reichliche Früchte trägt. Es war mir daher auffallend, daß bei dem Produktenreichtum dieses Landes das Volk in einer drückenden Armut lebte, was wohl seinen Grund in der Leibeigenschaft haben mochte, die dazumal noch nicht aufgehoben

war. Denn der ganze Grund und Boden der Ortsflur, mit allem was darauf befindlich, gehörte dem Edelmann des Dorfes, der nach seinem Belieben hiervon einzelne Teile den Einwohnern zur Bewirtschaftung überlassen konnte, wofür diese wieder schwere Frohndienste leisten mußten. Nicht wie ein Mensch, sondern wie ein Vieh wurden zu jener Zeit die armen Bauern von den Edelleuten behandelt und bei dem geringsten Vergehen mit harten Strafen belegt, auch fehlte es nicht an Fußtritten und Schlägen. So war ich selbst Augenzeuge, wie ein Edelmann einen mit Lumpen bedeckten Bauern, wegen eines kleinen Vergehens, mit der Faust ins Gesicht schlug, daß diesem armen Manne Maul und Nase blutete, während er mit blutendem Gesichte vor dem Edelmanne auf die Knie niederfiel und diesem für eine so empörende Mißhandlung noch den Rockschoß küssen wollte, obgleich er von ihm mit dem Fuße stark gestoßen wurde. Daß bei einer solchen, die Menschenwürde verletzenden barbarischen Behandlung der gemeine Pole nur mit hündischer Unterwürfigkeit und Furcht dem Edelmanne sich naht, die Wirtschaft und den Ackerbau vernachlässigt, auch bei einer äußerst schlechten Kost nur dem unmäßigen Genusse des Branntweins fröhnt und dadurch die moralische Würde des Menschen ganz aus den Augen verliert, liegt in diesen eigentümlichen Verhältnissen. Wenn ich hier von Edelleuten im allgemeinen gesprochen habe, die mitunter selbst in drückenden Verhältnissen und oft schlechter leben müssen als unsere Bauern in Sachsen, so meine ich darunter nicht den höheren polnischen Adel; denn dieser zeichnet sich größtenteils nicht nur durch Reichtum, sondern auch mehrseitige Bildung, Gastfreundlichkeit und humanere Behandlung seiner Bauern vor der zahlreicheren Klasse der kleineren Edelleute vorteilhaft aus. — Seit dem Jahre 1808, wo das Husarendetachement nach Polen marschierte, mag dort wohl anders und besser geworden sein, namentlich in den zu Preußen gehörigen polnischen Provinzen, da dessen Regierung es sich hat angelegen sein lassen, die dort sehr zurückgebliebene Kultur zu beleben, die Leibeigenschaft aufzuheben, den Ackerbau und die Schulen zu verbessern, auch das Verhältnis der Gutsherren zu den Einsassen so zu regeln, daß diese nicht der bloßen Willkür der ersteren preisgegeben werden.

Auf dem weitern Marsche kam nichts Bemerkenswertes vor, nur hatte ich so manche Verdrießlichkeiten mit den Juden, die, wie es oft geschah, die Lieferung der Portionen und Rationen übernommen hatten und bei diesem Geschäfte dadurch, daß die gelieferten Gegenstände in der Quantität und Qualität geringer waren, als sie sein sollten, mich beschmuggeln wollten, indem sie es wahrscheinlich für keine Sünde hielten, einen christlichen Söldner, wie wir von ihnen immer genannt wurden, zu betrügen. Bei Übernahme der Lieferungen mußte ich daher sehr aufpassen, wenn ich mein richtiges Quantum haben wollte.

Das Städtchen Gora war den beiden Eskadrons zum vorläufigen Standquartier bestimmt, mithin nach dem Eintreffen dort unser Marsch beendigt. Dieser Ort liegt nahe am linken Ufer der Weichsel, fünf Meilen von Warschau, hat ein katholisches Kloster und eine Synagoge, da es viele Juden dort gibt. Mein Quartier erhielt ich bei einem polnischen Edelmanne, der aber sehr heruntergekommen war, da er nur ein schlechtes Häuschen besaß und von einer kleinen Anstellung im Kloster lebte. Da wir Fourage und Lebensmittel geliefert bekamen, so hatte der Wirt nichts weiter zu gewähren, als Quartier und Holz zum Kochen, das aber von den Husaren selbst besorgt wurde, da die polnische Kochkunst unserm Gaumen nicht behagen wollte. Jenseits der Weichsel, am rechten Ufer derselben, lag der Teil von Galizien, der zu Österreich gehört; es gab dort guten und billigen Ungarwein, weshalb wir uns manchmal über die Weichsel setzen ließen, um uns ein paar Flaschen von diesem herrlichen Gewächse in den benachbarten galizischen Orten zu verschaffen.

Da in Gora ein Wochenmarkt war, so hatte ich Gelegenheit, die polnischen Bauern beobachten zu können, die ihre wenigen Erzeugnisse, die größtenteils in etwas Getreide und Honig bestanden, zu Markte brachten, habe aber dabei allerdings keine erfreuliche Ansicht von einem polnischen Marktverkehr bekommen. Erstens war der Schmutz auf dem nicht gepflasterten Marktplatze, besonders wenn es geregnet hatte, sehr groß, da an ein Kehren oder Reinhalten desselben nicht gedacht wird. Dann haben die polnischen Bauern die üble Gewohnheit, einen Teil des Geldes, das sie aus dem Verkaufe ihrer Erzeugnisse gelöst

haben, sogleich zu vertrinken und in einem sehr betrunkenen Zustande auf der Straße herumzutaumeln und Spektakel zu machen. Alle Schenkwirtschaften, deren es in Gora viele gab, waren mit trinkenden, lärmenden oder zankenden Bauern ganz angefüllt, wobei ein Leierkasten beliebte Nationalgesänge oder Tänze aufspielte. Es kam oft vor, daß die zechenden Bauern sich so stark betrunken hatten, daß sie auf der Straße mitten im Kote liegen blieben, um ihren Rausch auszuschlafen, was ich selbst mehrmals gesehen habe.

Nachdem der König von Sachsen in Warschau angekommen war, marschierten wir im September 1808 von Gora dahin ab. Bei unserer Ankunft daselbst wurden wir von dem polnischen General Fürsten PONIATOWSKI auf dem Sächsischen Platze gemustert und führten dann einige Evolutionen vor ihm aus, worauf die Husaren der beiden Eskadrons in der sogenannten Missionar-Kaserne, die Pferde dagegen in den am Sächsischen Platze befindlichen Stallungen untergebracht, die Offiziere aber in Bürgerhäusern einquartiert wurden. Auch mir und dem zweiten Fourier SUPPE, sowie dem Chirurgen REBENTISCH wurde ein Quartier nicht weit vom Sächsischen Platze angewiesen, wo uns der Hausbesitzer eine große Hinterstube einräumte. Der König von Sachsen residierte mit der Prinzessin AUGUSTE[1] auf dem Schlosse, der alten Residenz der früheren polnischen Könige. Die beiden Eskadrons Husaren waren von ihm zu seiner Leibwache bestimmt worden, weshalb denn jeden Tag eine Eskadron im Paradeanzuge die Schloßwache beziehen und alle Eingänge zum Schlosse und in die inneren Gemächer besetzen mußte. Jeder von den auf der Wache befindlichen Husaren bekam jedesmal zur Ergötzlichkeit ein Quart gutes Bier und ein weißes Brödchen, die Offiziere aber Wein. Bei einer solchen Wache kam folgender sonderbare Fall vor: Ein Husar, der als Posten vor die Gemächer der Prinzessin AUGUSTE noch spät abends aufgeführt worden war, hatte, da in den Zimmern nach 10 Uhr alles stille geworden war, in der Meinung, daß sich die Prinzessin mit ihren Kammerfrauen zur Ruhe begeben habe, seine

[1] Prinzessin AUGUSTE, Tochter des Königs FRIEDRICH AUGUST I. von Sachsen. Es ist einmal die Rede von einer Verbindung dieser Prinzessin mit NAPOLEON I. gewesen.

Waffen und die Patronentasche abgelegt und sich auf dem ge-bohnten Fußboden hingestreckt, um ein wenig zu schlafen. Bald darauf hört er jedoch Fußtritte in dem Zimmer vor dem er Wache stehen soll, springt daher schnell in die Höhe, gleitet aber auf dem glatten Fußboden aus und stürzt in dem Moment nieder, als die Prinzessin Auguste die Tür öffnet und heraustreten will. Diese, darüber erschrocken, kehrt nun wieder um, sendet aber gleich darauf eine Kammerfrau heraus, die dem Husaren einen Spezies-taler überbringen und sich erkundigen soll, ob er durch den Fall Schaden gelitten habe, was jedoch nicht geschehen war. Dem Husaren mußte nun aber sehr daran gelegen sein, daß dieser Vorfall nicht zur Kenntnis der Offiziere gelangte, er hatte daher die Kammerfrau gebeten, niemandem davon etwas zu sagen. Sie mußte aber doch nicht geschwiegen haben, denn der Husar kam in Untersuchung und wurde dafür, daß er als Wachtposten die Waffen abgelegt und, statt zu wachen, geschlafen hatte, strenge bestraft.

Warschau hat gegen 160000 Einwohner, mit Einschluß des Militärs; darunter befinden sich ungefähr 30000 Juden. Der Handel in Polen, sowohl in den Städten als auf den Dörfern, liegt größtenteils in den Händen der Juden, da der Pole für kauf-männische Geschäfte wenig Sinn und Geschick hat. Als eigent-liche Handelsstädte von Bedeutung können nur Warschau und Lublin genannt werden, wo Messen sind. In Warschau befinden sich auch mehrere deutsche Handwerker, die auf ihrer Wander-schaft dahin gekommen sind und sich dort etabliert haben; so waren wir oft bei einem deutschen Glaser, der nebenbei auch eine Schenkwirtschaft hatte. Außer vielen Kaffeehäusern, Lust-gärten und Promenaden gibt es noch eine Menge Schenkwirt-schaften und einige hundert Droschken in Warschau, auch fehlt es nicht an Theatern, Bällen und Konzerten dort; mithin ist kein Mangel an Gelegenheit zu Vergnügungen aller Art. In der Nähe liegen die beiden schönen Lustschlösser Belvedere und Laziensky, deren hübsche Parkanlagen sehr besucht wurden. Der Pole liebt Tanz, Musik und Gesang leidenschaftlich, weshalb denn auch die Nachtwächter in Warschau von 10 Uhr abends ab die Straßen mit Drehorgeln durchziehen, auf denen sie die beliebtesten

Nationallieder und Tänze aufspielen, auch sich dazu mit einem Tamburin begleiten lassen. Wenn um diese Zeit noch eine frohe Gesellschaft in einem Schenklokale beisammen saß, so wurde öfters der vorbeiziehende Nachtwächter hereingerufen, um zum Tanze aufzuspielen, wozu die Schenkmädchen oder schenkarka[1], wie sie auf polnisch heißen, engagiert wurden. Auch wir Husaren vergnügten uns auf diese Weise manchmal, wenn wir bei der Bierflasche froh geworden waren, versäumten aber dadurch auch oft die Polizeistunde, so daß wir einigemal von den Militärpatrouillen, welche die Schenklokale abends nach 10 Uhr revidierten, an das Nachhausegehen erinnert werden mußten. Anfangs wollte es mit den polnischen Nationaltänzen nicht recht gehen, da wir die besonderen Stellungen und Wendungen nicht genau kannten, aber bald lernten wir mit Hilfe der Polinnen, die flotte Tänzerinnen sind, uns ebenso rasch drehen, rechts und links changieren; auch stimmten wir, wenn einigemal herumgetanzt war, in den Gesang eines Verses aus einem polnischen Nationalliede mit ein, worauf sodann der Tanz wieder begann. Da die Polinnen gelehrige Schüler an uns hatten und wir uns dabei so flink wie möglich machten, so tanzten sie recht gern mit uns.

Warschau hat außer der Alt- und Neustadt noch mehrere Vorstädte, unter denen sich die Neue Welt und die Krakauer Vorstadt besonders auszeichnen. Gegenüber von Warschau, am rechten Ufer der Weichsel, liegt Praga, eine Stadt von ungefähr 800 Häusern und etwa 4000 Einwohnern. Sie ist durch eine Schiffbrücke mit Warschau verbunden und wie eine Vorstadt zu betrachten, auch durch den polnischen Unabhängigkeitskrieg im Jahre 1794 und die Erstürmung Suworows berühmt geworden. Außer Praga mit seinen nicht unbedeutenden Festungswerken waren dazumal in Polen noch zwei Festungen vorhanden, nämlich Zamosk und Modlin, letztere am Einflusse des Bug in die Weichsel belegen. In Praga waren die Magazine befindlich, wo die Fourage für unsere Pferde jedesmal in Empfang genommen werden mußte. Die Portionen, bestehend aus Brot, Fleisch, Branntwein, Gemüse und Salz, wurden aus einem andern Magazine in Warschau, hinter dem Sächsischen Platze belegen, verabreicht und

[1] Richtig: *szynkarka*.

zur Empfangnahme derselben für beide Eskadrons jedesmal einer von uns beiden Fourieren kommandiert, so daß ich einen Tag um den andern die Fassung zu bewirken hatte. Da der Magazinverwalter ein französischer Beamter war, so mußten auch die Quittungen über die Zahl der Portionen von uns in französischer Sprache ausgestellt werden. Daß wir bei diesen Fassungen die besten und größten Fleischstücke zu unsern Portionen aussuchten, läßt sich denken. Anfangs gaben wir das Fleisch und Gemüse unsern Wirtsleuten zum Kochen, aber bald machten wir die Bemerkung, daß die Quantität und Qualität des gekochten Fleisches immer geringer war, als wir es geliefert hatten, weshalb wir uns denn entschlossen, das Kochen selbst zu übernehmen und dazu den in dem Ofen unserer Stube befindlichen Kamin zu benutzen. Da der Chirurge Rebentisch, der mit in unserm Quartier war, seine Portion in der Kaserne zubereiten ließ, mithin sich uns nicht anschloß, so kam ich mit meinem Kameraden, dem andern Fourier, dahin überein, daß jeder von uns eine Woche um die andere das Kochen besorgen sollte. Ein verwöhnter Gaumen würde freilich so manches an unserer Kocherei auszusetzen gehabt haben, denn als Anfänger kannten wir die Regeln der Kochkunst noch wenig; auch kam es wohl vor, daß bald zu viel oder zu wenig Salz und Schmalz zu den Speisen verwendet worden war. Denn in Warschau gab es nur Steinsalz, das aus den Salzgruben von Wieliczka auf der Weichsel heruntergebracht wurde und viel stärker salzte, als unser weißes körniges Salinensalz. Da wir uns jedoch auf bloße Hausmannskost beschränkten, ein Gericht Fleisch mit Gemüse, so kamen wir durch fortgesetzte Übung bald dahin, es schmackhaft bereiten zu können. Statt des Kaffees wurde jeden Morgen eine Wassersuppe gekocht und mit dem übrig gebliebenen Fette des Fleisches geschmelzt. Der von uns die Woche hatte, mußte daher zeitiger aufstehen und das Frühstück bereiten. Ich machte mir deshalb öfters den Spaß, wenn mein Kamerad, der Suppe hieß, die Woche hatte, denselben früh zu wecken und ihm zu sagen: »Suppe, steh auf und koche Suppe.« Da das mit den Portionen gelieferte Gemüse, Grütze und Graupen, uns für die Länge nicht recht mehr munden wollte, so wurden zur Abwechslung auf dem Markte andere Ge-

müse angekauft, womit wir entweder den Husaren, der unsere Sachen reinigte, beauftragten oder den Einkauf selbst besorgten.

So lange es noch nicht kalt war ging alles gut; beim Eintritt des Winters und einer starken Kälte hatten wir aber unsere Not mit der großen Stube, die nicht warm werden wollte, da der unförmliche, von bloßem Lehm aufgeführte Ofen schlecht heizte. Das Holzquantum, das uns der Hausmann jeden Morgen brachte, wollte für den ganzen Tag nicht reichen, weshalb wir ihm, um mehr Holz zu bekommen, ein kleines Geldgeschenk machten, worauf er uns denn jedesmal noch eine Quantität davon brachte. In unserer Stube standen zwei Bettstellen mit Strohsäcken, in der einen schlief ich mit meinem Kameraden, in der andern der Chirurge. Da nun aber keine Deckbetten vorhanden waren, so mußten wir unsere Pferdedecken dazu benutzen, in die wir uns jeden Abend förmlich einwickelten und bemüht waren, einander gegenseitig zu erwärmen; denn die Kälte hatte einen so hohen Grad erreicht, daß die Fenster ganz dick mit Eis bedeckt waren und auch den Tag über nicht auftauen wollten. Dabei wurden wir von unserem Stubengenossen, dem Chirurgen, im Schlafe gestört, da er gewöhnlich sehr oft spät in der Nacht in einem eben nicht nüchternen Zustande zu Hause kam, nach vielen mißlungenen Versuchen endlich sich Licht anzündete und dann in der Stube eine Zeitlang auf und ab ging, ehe er sich zu Bette legte. Wir sahen uns daher genötigt, diese Störung, die fast jede Nacht vorkam, uns ernstlich zu verbitten und da er von seiner üblen Gewohnheit nicht ablassen wollte, auf die Ausquartierung dieses unruhigen und störenden Stubengenossen anzutragen, die denn auch erfolgte. Überhaupt war dieser Mann ein eigentümliches Exemplar von einem Chirurgen oder Feldscher, wie sie damals mitunter noch genannt wurden. Dem Branntwein, den er Rachenputzer zu nennen beliebte, sehr ergeben, trank er ihn schon von früh morgens an nüchtern statt Kaffee, und wenn wir unsere Suppe verzehrten, langte er aus seinem Medizinkasten eine große Schnapsflasche hervor, um von Zeit zu Zeit einen derben Schluck daraus zu nehmen, wobei er seine Witze über unsere Wassersuppe machte. War der Anzug vollendet und die Schnapsflasche wieder im Medizinkasten ein-

geschlossen, so begab er sich in die Stadt, und wir sahen ihn gewöhnlich erst spät in der Nacht, und zwar betrunken, wieder, wo er uns im Schlafe störte. Kam er ja am Tage zu Hause, so geschah es, um die Leute, die seine ärztliche Hilfe beanspruchten und die er zu gewissen Stunden in sein Quartier bestellt hatte, abzufertigen und zwar vor der Stubentür auf dem Hausflur, damit wir von seinen Kuren nichts hören oder sehen sollten. Da nun aber in seinem Medizinkasten außer der großen Schnapsflasche an Medikamenten wenig oder gar nichts vorhanden war, so sahen wir ihn oft in der Stube etwas Kalk von den Wänden auf ein Papier kratzen, dieses zusammenfalten und dann den außerhalb harrenden Kranken, die gewöhnlich Deutsche waren, als Pulver zum Einnehmen reichen. Über ein so betrügerisches und gewissenloses Beginnen, wodurch Leben und Gesundheit der Hilfesuchenden gefährdet wurde, machten wir ihm oft sehr bittere Vorwürfe, und da wir die Leute auch gelegentlich warnten, so brachten wir es dahin, daß niemand mehr die Hilfe dieses ganz demoralisierten und unwissenden Mannes suchte, der nur ganz dürftige Kenntnisse in der Chirurgie besaß und von inneren Kuren gar nichts verstand. Denn die Feldschere damaliger Zeit hatten wenig wissenschaftliche Bildung, da sie größtenteils aus dem Stande der Barbiere hervorgegangen waren. So hatte jener, um nur ein Beispiel anzuführen, dem in der Kaserne krank gewordenen Korporal Klausnitzer, der ein starker Mann und ein ebenso starker Esser war, eine Masse Tee verschrieben, den er fortwährend trinken, dabei aber keine andere Nahrung weiter zu sich nehmen sollte. Es lag auf der Hand, daß dieser Tee einen Magen, der an kräftige Speisen gewöhnt war, für die Länge sehr erschlaffen und den Kranken schwächen mußte. Einstmals besuchte ich diesen Korporal in der Kaserne und fand ihn hinter einer großen Schüssel sitzen, eifrig beschäftigt, eine Flüssigkeit, in die große Stücke Kommißbrot eingebrockt waren, herauszulöffeln. Auf meine Frage, was er da esse, sagte er mir: Der Feldscher hätte ihm Tee verschrieben, den er den ganzen Tag über trinken solle, dieser habe aber seinen Magen so erschlafft, daß er sich genötigt gesehen, um nur etwas Festes in denselben zu bekommen, Kommißbrot in den Tee zu brocken und dann solchen als Suppe zu verzehren, gegen welches

Verfahren der Feldscher auch nichts zu erinnern gefunden habe. Dieser Fall gibt einen Beweis, wie wenig der Feldscher von der sachgemäßen Behandlung einer Krankheit verstehen mochte, da der Kranke eher wußte, was ihm zuträglich sei, als der Arzt, der ihn kurieren wollte.

In den ersten Tagen des April 1809 ging die uns allen sehr angenehme Ordre zum Rückmarsch nach Sachsen ein, denn der König war schon im Herbst 1808 nach Dresden zurückgekehrt. Gleichzeitig aber trat ein ganz unerwartetes Ereignis ein, wodurch der angeordnete Rückmarsch der sächsischen Truppen verhindert wurde. Zwischen Österreich und Frankreich war nämlich der Krieg plötzlich ausgebrochen und infolgedessen der österreichische Erzherzog Ferdinand mit einer Armee von 60000 Mann in Polen eingedrungen, um auf Warschau loszugehen, da Polen und Sachsen zu den mit Frankreich verbündeten Ländern gehörten. Der polnische Obergeneral Fürst Poniatowski, derselbe, der im Oktober 1813 bei Leipzig in der Elster seinen Tod fand, raffte daher in der größten Eile alle in und um Warschau stehenden sächsischen und polnischen Truppen zusammen, um mit ihnen gegen die Österreicher zu marschieren. Obgleich die Sachsen, Infanterie, Artillerie und die zwei Eskadrons Husaren, zusammen wohl gegen 3000 Mann stark sein mochten, so hatte doch der Fürst, mit Einschluß der polnischen Truppen, nicht mehr als gegen 30000 Mann zusammenbringen können, die er den Österreichern entgegenstellen konnte, mithin waren letztere an Streitkräften uns doppelt überlegen. Am Abend vor dem Abmarsche war der Fürst Poniatowski mit einem Adjutanten noch in den Stallungen am Sächsischen Platze gewesen, wo unsere Pferde standen, und hatte bestimmt, daß der Husar, der gerade die Stallwache hatte, ihm folgen sollte, weshalb derselbe gleich abgelöst werden mußte. Dieser Husar, an dem der Fürst ein besonderes Wohlgefallen gefunden hatte, blieb fortwährend als Ordonnanz bei ihm und traf erst nach abgeschlossenem Frieden beim Regimente wieder ein.

Es war ein kaltes und rauhes Aprilwetter, mit Schneegestöber untermischt, als unsere beiden Eskadrons Husaren bei Tagesanbruch aus Warschau marschierten, um, statt nach Sachsen zu gehen,

dem Feinde entgegenzurücken. Die Wege waren grundlos, auf denen wir dahinzogen, da es seit mehreren Tagen abwechselnd gefroren, getaut, geregnet und geschneit hatte; es mußten daher auch einige polnische Geschütze einstweilen stehen bleiben, da sie bis an die Achsen im Morast versunken waren. Der Marsch auf diesen bösen Wegen war um so beschwerlicher, als uns ein scharfer Wind die Schneeflocken in das Gesicht trieb, so daß man nicht gut vorwärts sehen konnte, die Pferde aber bis an die Knie im Schlamme waten mußten. Dieser Anfang des Feldzugs war allerdings nicht geeignet, uns mit großen Hoffnungen hinsichtlich eines guten Ausgangs zu erfüllen. Gegen Mittag wurde auf einer großen Feldfläche Halt gemacht und uns diese zum Biwak angewiesen. Es kam mir und so manchen unter uns, die das Biwakleben noch nicht kannten, sonderbar vor, daß wir unter freiem Himmel übernachten sollten und zwar auf einem kalten und sehr durchnäßten Boden, ohne Feuer und ohne eine andere Decke, als das Himmelszelt; denn ein Dorf oder Holz war nicht in der Nähe, auch mangelte es an Lebensmitteln. Am andern Tage war das Wetter besser geworden, auch trafen wir heute auf unserem Marsche einige Dörfer, wo wir Lebensmittel und Fourage fanden. Während das Hauptkorps die Marschrichtung nach Raczyn nahm, sollten unsere beiden Eskadrons Husaren die rechte Flanke decken, weshalb wir mit demselben in gleicher Höhe vorwärts gingen und einige Patrouillen ausschickten, um die Stellung des Feindes zu erforschen. Erst gegen Abend stieß eine von diesen Patrouillen auf ungarische grüne Husaren und wurde von diesen bis zu unsern Vorposten verfolgt. Da der Feind in der Nähe und ein Angriff zu besorgen war, so mußten beide Eskadrons schnell aufsitzen und sich in zwei Linien formieren; auch wurde befohlen, daß jeder Husar genau nachsehen sollte, ob der Karabiner und die Pistolen gehörig geladen wären. Während dies geschah und einzelne Schüsse auf den Vorposten sich vernehmen ließen, hielt der Kommandeur, Major von Gablenz, eine kurze Anrede an uns, in der er die gewisse Erwartung aussprach, daß wir, bei einem Zusammentreffen mit dem Feinde, uns brav halten würden. Es war ein eigentümliches Gefühl, das mich erfaßte, als ich zum ersten Male mit Schuß- und Hieb-

waffen auf fremde Menschen losgehen sollte, die ich in meinem Leben nicht gesehen und die mir nichts zuleide getan hatten. Nachdem wir fast eine Stunde lang in geschlossenen Reihen den Angriff des Feindes erwartet hatten, von den Vorposten aber die Meldung einging, daß er sich etwas zurückgezogen habe, so wurde, da es nun Nacht geworden war, aus Vorsorge ein anderer, seitwärts gelegener und mehr gedeckter Biwakplatz bezogen, auch die Vorposten anders ausgestellt. Ferner ward befohlen, daß, nachdem die Pferde abgefüttert worden, sie gleich wieder aufgezäumt werden und jeder Husar, mit dem Zügel in der Hand, bei seinem Pferde wachsam bleiben sollte, um bei einem etwaigen nächtlichen Überfalle sogleich aufsitzen zu können. Jedes Geräusch und das laute Sprechen war untersagt worden, auch durfte kein Feuer angemacht oder Tabak geraucht werden. Denn wir befanden uns in der Nähe von ungarischen Husaren, die kühn und unternehmend sind; auch war die Nachricht eingegangen, daß bei einem zwei Stunden entfernt liegenden Dorfe sich bedeutend viel feindliche Kavallerie gelagert hätte. Obgleich ich, dem Befehle zufolge, nach dem Abfüttern auch mein Pferd aufgezäumt und, die Zügel um den rechten Arm geschlungen, mich daneben hingesetzt hatte, so mochte ich doch, da ich die vorige Nacht schlaflos zugebracht, bald in einen festen Schlaf gefallen sein. Denn wie, noch vor Anbruch des Tages, den Pferden Futter gereicht werden sollte, fand ich beim Erwachen mit großem Schrecken, daß sich mein Pferd losgemacht hatte und verschwunden war. Im Schlafe mochten nun wohl die Zügel meinem rechten Arme entfallen sein, so daß es dem Tiere leicht geworden war, sich frei zu machen. Die Verlegenheit war sehr groß, als ich es bei der noch herrschenden Dunkelheit unter den anderen Pferden nicht auffinden konnte, in einer Stunde aber abmarschiert werden sollte. Denn ohne Pferd hätte ich den Eskadrons nicht folgen können, wäre daher in Gefahr gekommen, der nachrückenden feindlichen Kavallerie in die Hände zu fallen. Auf die gestern Abend noch an den Fürsten Poniatowski gemachte Meldung, daß wir auf den Feind gestoßen wären, hatte nämlich die rückkehrende Ordonnanz die Ordre überbracht, uns ohne Verzug mehr in die Nähe des Hauptkorps zurückzuziehen. Nach vielem

Herumsuchen gelang es mir endlich, da es heller geworden war, mein Pferd zu entdecken, das auf einem seitwärts gelegenen, mit Buschholz bewachsenen Rasenplatze in behaglicher Ruhe graste. Nachdem ich es gefaßt und die durch das Herumschleifen zerrissenen Zügel notdürftig wieder zusammengeknüpft hatte, schwang ich mich sogleich auf, um den soeben abmarschierenden Kameraden mich anzuschließen. Da wir auf unserm Rückmarsche von der feindlichen Kavallerie nicht beunruhigt worden waren, so wurde einige Stunden rechts von Raczyn auf einer freien, waldlosen Fläche ein Biwak bezogen und die Feldwache an einer vor uns liegenden Anhöhe postiert. In dieser Stellung deckten wir die rechte Flanke des bei Raczyn stehenden Hauptkorps. Hierauf wurde der Korporal JORK mit einigen Husaren als Patrouille abgesandt, um Nachrichten über die Stellung des Feindes einzuziehen. In dem ersten, eine Stunde von unserer Feldwache entfernten Dorfe steigt nun dieser mit seinen Husaren vor dem Kruge ab, um darin zu frühstücken, da ihm der Wirt, ein Jude, auf Befragen gesagt hatte, daß in der ganzen Umgegend weder Österreicher noch Ungarn bemerkt worden wären, versäumt aber dabei die militärische Vorsichtsmaßregel, einen Husaren von seiner Truppe unterdessen auf der Straße vor dem Dorfe als Vedette aufzustellen. Während die Pferde außen vor dem Kruge angebunden stehen und die Mannschaft darinnen gemächlich frühstückt, sprengen plötzlich zwei ungarische grüne Husaren um die Ecke des Kruges herum, prallen aber unter dem Rufe: »*Bassam Teremtete*«, gleich wieder zurück, als sie die angebundenen Pferde erblicken und unsere Husaren mit gezogenem Säbel aus dem Hause stürzen sehen. Letztere werfen sich nun schnell auf die Pferde, und der Korporal ruft ihnen zu: »drauf, wir müssen die beiden Ungarn haschen«, und fort geht es im vollen Jagen hinter ihnen her. Letztere hatten aber, da die ungarischen Pferde gute Läufer sind, bereits einen zu großen Vosprung gewonnen, als daß sie von unsern Husaren hätten eingeholt werden können. Statt nun von der hitzigen Verfolgung dieser beiden feindlichen Reiter abzustehen, läßt der Korporal sie eine halbe Stunde weit noch fortsetzen, bis man, aus einem Walde gekommen, in nicht großer Entfernung eine starke Abteilung ungarischer

Husaren erblicken, die nun gleich auf unsere Patrouille losgehen. Der Korporal hatte zwar, sobald er jene bemerkt, sofort zum schleunigen Rückzuge kommandiert, und die Patrouille würde den nachsetzenden ungarischen Husaren wohl auch so ziemlich entkommen sein, hätte nicht das Pferd, das der Korporal ritt und das zufällig ein deutsches war, seine Dienste versagt und wäre stehen geblieben. Statt nun allein zurückzubleiben und sich in das unvermeidliche Schicksal der Gefangenschaft zu ergeben, ruft er seinen Husaren zu: »Kameraden, laßt mich nicht im Stiche!« worauf denn diese, die noch hätten entkommen können, sich um ihren Korporal scharen, von den anstürmenden viel zahlreichern ungarischen Husaren aber gleich übermannt und gefangen werden. Ein Husar SCHNELL war der einzige, der von der ganzen Patrouille davon kam und unsere Vorposten erreichte, bis wohin er von zwei ungarischen Husaren verfolgt wurde, die noch ihre Pistolen, ohne zu treffen, auf ihn abgeschossen hatten, als sie, die Nähe unserer Feldwache bemerkend, die weitere Verfolgung aufgeben mußten. Dieser Husar war, wie er nachher erzählte, bei seinem Korporal zurückgeblieben, hatte aber sogleich eingesehen, daß das kleine Häuflein gegen eine so große feindliche Übermacht sich nicht würde halten können, weshalb er denn aus dem Gemenge zu entkommen gesucht, dabei aber von einem ungarischen Husaren einen Hieb durch die doppelte Filzmütze und den daran befindlichen starken ledernen Schirm bekommen hatte, durch den auch noch die rechte Seite des Gesichts stark verletzt worden war. Ungeachtet dieser bedeutenden Verwundung war es ihm aber doch gelungen, sein Pferd herumzuwerfen und im vollen Jagen zu entfliehen. Fast ohnmächtig kam dieser Husar auf unserm Biwak an, der rechte Backen hing wie ein Lappen auf die Brust herab, seine Uniform und das Sattelzeug war ganz mit Blut bedeckt, das durch den starken Ritt überall hingespritzt war. Der ungarische Husar, der diesen Hieb getan, mußte eine sehr scharfe Klinge geführt haben, denn der doppelte Filz und der starke lederne Schirm, der durch sie gespalten worden war, glänzte, als wenn der Schnitt mit einem Barbiermesser gemacht worden wäre. Der Husar SCHNELL wurde hierauf, nachdem er verbunden worden war, in das Lazarett nach Warschau gebracht.

Da sich während dieses Vorfalls ein anhaltender und heftiger Kanonendonner in der Richtung nach Raczyn zu vernehmen ließ, so sandte der Major von Gablenz einen Korporal an den Fürsten Poniatowski, um ihm nicht nur die Gefangennahme unserer Patrouille zu melden, sondern auch um weitere Verhaltungsbefehle nachzusuchen. Gegen Abend kam derselbe mit dem Befehle des Fürsten zurück, daß wir uns der eben erst angekommenen Eskadron polnischer Lanciers anschließen und mit dieser, bei Anbruch der Nacht, den Rückzug in aller Stille auf der Straße nach Warschau zu antreten sollten. Es mußte daher die Schlacht bei Raczyn verloren gegangen sein, was bei der großen Übermacht der Österreicher sich voraussehen ließ,[1] wir aber sollten, um nicht abgeschnitten zu werden, die Nacht benutzen, um uns nach Warschau durchzuschleichen. Sobald es finster geworden war, setzten wir uns in Marsch, die polnischen Lanciers voran und wir uns denselben anschließend. Still und stumm zogen wir im Dunkel der Nacht dahin, wie ein Leichenzug, da das Reden und sogar das Feueranschlagen und Tabakrauchen verboten war. Nach einem mehrstündigen Marsche sahen wir eine halbe Stunde seitwärts rechts Raczyn liegen, das noch in vollen Flammen stand, da in der Nähe dieses Ortes der Kampf sehr heftig gewesen war. Bei Anbruch des Tages kamen wir glücklich vor Warschau an und wurden von den nach der Schlacht bereits dahin zurückgezogenen polnischen und sächsischen Truppen freudig empfangen, da man uns schon verloren gegeben und angenommen hatte, daß wir gefangen worden wären. Nur fehlte noch unsere Arrieregarde, die, wie wir hernach erfuhren, in der Dunkelheit der Nacht vom rechten Wege abgekommen war und fast den Feinden in die Hände gefallen wäre, hätte nicht der sie führende Leutnant Meckel seinen Irrtum noch rechtzeitig bemerkt und seine Leute geräuschlos wieder zurück auf den rechten Weg geführt, ohne erkannt worden zu sein. Denn unter den ungarischen Husaren gab es auch ein blaues Regiment, das fast eben so uniformiert war wie wir. Um die nach unserer Ankunft bei

[1] Diese war wirklich sehr bedeutend. Die Österreicher siegten bei dem neun Kilometer südöstlich von Warschau gelegenen Raczyn mit 26000 Mann über 14000 Polen des Fürsten Poniatowski.

Warschau vermißte Arrieregarde aufzusuchen, wurde sogleich eine starke Patrouille ausgesendet, und der Jubel war groß, als diese nach zwei Stunden mit der Arrieregarde bei uns eintraf, denn bei dieser waren auch die Handpferde der Offiziere, auf denen sich ihre ganze Bagage befand. In Warschau erfuhren wir ganz bestimmt, daß die Schlacht bei Raczyn verloren gegangen sei und die vereinigten Polen und Sachsen dabei viel Verluste erlitten hätten. Eine Folge davon war nun, daß das umfangreiche Warschau mit unseren geringen Streitkräften gegen eine überlegene Macht nicht mehr behauptet werden konnte; auch hörten wir, daß der Fürst Poniatowski bereits eine Kapitulation mit den Österreichern abgeschlossen habe, wonach diese des folgenden Tages Warschau besetzen würden. Die Stadt mußte daher noch vor der Besetzung durch die Österreicher von den Polen und Sachsen geräumt werden. Die ersteren stellten sich einige Meilen von Warschau als Observationskorps auf, die letzteren aber suchten auf einem Umwege nach Sachsen zu gelangen. Nachdem die sächsischen Truppen ein Biwak vor dem Marymonter Schlage bezogen, marschierten sie gegen Abend durch Warschau auf einer Schiffbrücke über die Weichsel nach Praga und setzten ihren March auf dem rechten Ufer dieses Stromes ohne Aufenthalt während der Nacht in aller Stille fort, da man besorgte, die Österreicher möchten uns bei Plock, wo wir wieder über die Weichsel zu gehen beabsichtigten, durch einen forcierten Marsch auf dem linken Weichselufer, zuvorkommen. Bei diesem zweiten nächtlichen Zuge, wo die beiden Husareneskadrons die Avantgarde hatten, kam es oft vor, daß die Reiter, die schon die vorige Nacht keine Ruhe gehabt hatten, auf ihren Pferden einschliefen und halten blieben, wodurch eine Stockung in der Kolonne entstand. Auch rannten in der Dunkelheit der Nacht die Pferde aneinander oder gegen die Bäume, da wir einen großen Wald durchzogen. Gegen Morgen kamen wir vor der Festung Modlin, später von den Russen Neu-Georgjewsk benannt, an, die am Zusammenflusse des Bug und der Weichsel liegt, und lagerten, bis eine Schiffbrücke geschlagen worden, einstweilen auf dem Felde, das vom Regen sehr durchnäßt war.

Den folgenden Tag setzten wir den weiteren Rückmarsch durch Polen nach Sachsen fort, wo wir in einigen Dörfern bei Dresden vorläufig Kantonierquartiere bezogen. Nachdem wir hier mehrere Tage verweilt, ging plötzlich ganz unerwartet eine Ordre ein, wonach beide Eskadrons Husaren, mit Ausschluß der maroden Pferde und kranken Mannschaften, am anderen Tage früh bei den Pulvermühlen unweit Dresden eintreffen und dort die weiteren Befehle erwarten sollten. Angekommen auf diesem uns bestimmten Rendezvous, wo wir auch eine Abteilung Schützen und etwas Artillerie schon vorfanden, marschierten wir in der Richtung nach Pirna ab auf der dahinführenden Straße. Die sächsische Armee und die übrigen sechs Eskadrons Husaren standen damals an der Donau gegen Österreich. In Pirna wurden aber keine Quartiere bezogen, sondern wir mußten noch denselben Tag über Zehista nach Berggieshübel marschieren, wo wir, unweit dieses Städtchens, uns gegen Abend an einer mit Holz bewachsenen Anhöhe lagerten. Da kein Feuer angemacht werden durfte, auch jedes Geräusch verboten war, so folgerten wir hieraus, daß ein Feind in der Nähe sein müsse. An diesem Tage hatte der Oberst von THIELMANN, später General in russischen und dann in preußischen Diensten, das Kommando über die kombinierte Truppenabteilung übernommen. Früh, noch ehe der Tag graute, wurde aufgebrochen, in einem Walde aber, den wir passierten, Halt gemacht und befohlen, die Pistolen zu laden, worauf wir weiter marschierten. Nicht lange danach fiel ein Schuß vorn bei unserer Avantgarde, und nun ging es auf Kommando gleich im Trabe vorwärts. Auch sahen wir bald einen schwarzen Husaren am Wege halten, den unsere Avantgarde gefangen genommen hatte. Dies waren also die Feinde, gegen die unser Zug gerichtet war. Der Herzog von Braunschweig-Öls[1] hatte nämlich mit Genehmigung Österreichs ein Korps von tausend schwarzen Husaren, die einen Totenkopf vorn an der Mütze trugen, einigen hundert Jägern, die ebenfalls schwarz uniformiert waren und einhundertfünfzig reitenden Artilleristen errichtet. Von den Vorposten dieses bei Außig stehenden Korps war das an der böhmischen

[1] Der bekannte Herzog FRIFDRICH WILHELM von Braunschweig, der 1815 bei Quatrebras fiel.

Grenze gelegene Dorf Peterswaldau besetzt, ihre Feldwache aber bis an den sächsischen Ort Hellendorf vorgeschoben worden. Im scharfen Trabe ging es nun schnell vorwärts bis Peterswaldau, wo eine Eskadron auf den Anhöhen vor diesem Orte aufmarschierte, die andere aber in denselben hineinsprengte, um die Ausgänge schnell zu besetzen. Da dieser Überfall dem Feinde ganz unerwartet gekommen und dabei der größte Teil ihrer Feldwache bei Hellendorf von uns gefangen worden war, so hatten die in Peterswaldau einquartierten schwarzen Husaren nicht einmal so viel Zeit gehabt, auf den ersten Lärm die Pferde satteln zu können, weshalb sie denn von unseren Leuten einzeln in den Ställen gefangen genommen wurden. Der Rittmeister, der das in Peterswaldau stehende feindliche Detachement kommandierte, war, sobald er das Schießen auf den Vorposten gehört und unsere in den Ort hereinsprengenden Husaren bemerkt, zur Hintertür seines Quartiers hinausgeflüchtet, seine Kartusche und die Brieftasche mit einigen österreichischen Guldenscheinen zurücklassend. Beide Gegenstände hatte der Korporal Kopitz von unserer Eskadron an sich genommen, als er mit der Pistole in der Hand in das Zimmer gestürmt war, um den Rittmeister gefangen zu nehmen. Der Wirt hatte gemeint, daß er nicht weit gekommen sein könne, da er erst kurz vorher das Haus verlassen habe. Hierauf wird nun zwar jedes Behältnis in dem Hause, den Seitengebäuden, Keller- und Bodenräumen von den unterdes noch hinzugekommenen anderen Husaren genau durchsucht, der feindliche Offizier aber nicht gefunden, der vermutlich in das gleich hinter dem Dorfe befindliche Holz sich geflüchtet haben mochte. Nachdem fast das ganze feindliche Husarendetachement gefangen worden war, denn nur wenige davon hatten entkommen können, marschierten wir über Peterswaldau hinaus und lagerten nicht weit von einem großen Walde, durch den die Straße nach Außig führte. Unsere Vorposten, die darin aufgestellt waren, wurden jedoch bald durch den von Aussig mit Übermacht heranrückenden Feind zurückgedrängt und der Wald von österreichischen Ulanen, schwarzen Husaren und Jägern besetzt, welche letzteren, von den Bäumen gedeckt, uns heftig beschossen. Der österreichische General Am Ende hatte nämlich

von seiner Regierung den Befehl, die Operationen des Herzogs von Braunschweig mit seinem Korps zu unterstützen. Wäre dies von ihm auf recht kräftige Weise geschehen, so hätten die wenigen sächsischen Truppen, die, da die Armee an der Donau focht, größtenteils nur aus zusammengerafften Depotmannschaften bestanden, gegen die vereinigten Österreicher und Braunschweiger gar nichts unternehmen können. Da das Schießen aus dem Walde uns sehr belästigte, so wurde ich vom Major von Gablenz an den Obersten von Thielmann geschickt, hiervon Meldung zu machen und um eine Abteilung Schützen zu bitten, die den Wald vom Feinde wieder säubern sollten, da wir uns sonst dort nicht länger mehr halten konnten. Um mich des erhaltenen Auftrags zu entledigen, sprengte ich auf Peterswaldau zu, fand jedoch, ehe ich diesen Ort erreichte, den Obersten schon unterwegs an der Spitze eines Detachements Schützen und zweier Kanonen, die er uns zur Unterstützung zuführen wollte. Sobald die Schützen bei uns angekommen waren, gingen sie, formiert in eine Plänklerlinie, gleich auf den Wald los, worauf sich ein bedeutendes Gewehrfeuer in demselben entspann, das endlich mit Vertreibung des Feindes daraus endigte. Da nun aber zu erwarten stand, daß er in verstärkter Zahl bald wieder kommen würde, und der Zweck, die auf sächsischem Gebiete stehenden feindlichen Vorposten zu vertreiben, erreicht war, so ließ der Oberst den Rückzug nach Pirna antreten, wo wir mit den Gefangenen und erbeuteten Pferden ankamen, ohne vom Feinde verfolgt oder beunruhigt worden zu sein. Bei diesem Gefechte hatten wir bloß einige Verwundete und einen Vermißten, der beim Zurückdrängen unserer Vorposten aus dem Walde in Feindes Hand gefallen war.

Nach eingegangenen Nachrichten hatte sich der Herzog von Braunschweig mit einem Korps nach Gabel in Böhmen gezogen, die drei Stunden davon gelegene sächsische Stadt Zittau aber von einer Abteilung seiner schwarzen Husaren besetzen lassen. Wir brachen daher von Pirna wieder auf und marschierten über Hohenstein nach Rumburg in Böhmen, wo wir mittags ankamen und nahe vor der Stadt auf einem frisch umgepflügten Acker uns lagerten, da ein anderer passender Platz nicht vorhanden war. Hierauf

wurde ich kommandiert, die erforderlichen Portionen und Rationen für die Husareneskadrons zu requirieren, weshalb ich mich in die Stadt begab, nachdem ich mein Pferd einem Husaren übergeben hatte. Während ich meine Geschäfte in Rumburg besorgte, zog ein sehr starkes Gewitter heran, das, wie ich nach meiner Rückkehr sah, eine große Zerstörung auf unserem Lagerplatze angerichtet hatte. Durch den, gleich einem Wolkenbruche, in Strömen herabfallenden Regen war nämlich der gepflügte Acker in einen förmlichen Sumpf verwandelt worden, in welchem Mann und Pferd bis an die Knie im Schlamme herum wateten. Alle, die während des Unwetters im Lager gewesen, waren ganz durchnäßt, die Sonne wurde daher mit vieler Freude begrüßt, als sie, nachdem die Wetterwolken sich verzogen, wiederum freundlich auf uns herniederschaute und mit ihren warmen Strahlen die Durchnäßten trocknete. Den anderen Tag marschierten wir bis Seifhennersdorf, ungefähr drei Stunden von Zittau, wo Halt gemacht und eine Patrouille abgesandt wurde, um über den Feind nähere Nachrichten einzuziehen. Nach deren Rückkunft setzten wir den Marsch nach Zittau weiter fort, da diese Stadt noch von den schwarzen Husaren besetzt, das Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig aber in Gabel, nahe der sächsischen Grenze, sein sollte. Die Husaren hatten die Avantgarde und marschierten auf einem für Kavallerie wenig geeigneten, sehr steinigen Wege immer bergan, bis wir auf die Höhe gelangten, wo man die Aussicht in die große ebene Fläche hat, in der Zittau liegt. Hier erblickten wir, ungefähr eine Viertelstunde von der Stadt, die feindlichen Vorposten, die, nachdem sie uns bemerkt, gleich nach Zittau hineinsprengten. Wie wir hernach erfuhren, soll sogar auf dem Kirchturme daselbst ein Posten gestanden, aber bloß die Chaussee nach Herrnhut beobachtet haben, da man unser Vorrücken nur auf dieser Straße erwartet hatte. Bei dem Erblicken der feindlichen Vorposten waren auch wir in scharfem Trabe schnell vorwärts gegangen, um Zittau zu erreichen, noch ehe sich die schwarzen Husaren formiert hätten. Einzelne Schützen hielten mit dem einen Arme unsere auf den Pferden sitzenden Husaren umschlungen, den Fuß auf den Steigbügel gestemmt, um so schneller mit vorwärts zu kommen. Es waren auch, wie ich hernach

hörte, von diesen mit unseren Husaren gleichzeitig in Zittau angelangten Schützen einige feindliche Reiter, die sich hatten flüchten wollen, von den Pferden in ihrem schnellen Laufe heruntergeschossen worden. Kurz vor der Stadt verfolgte die erste Eskadron Husaren, wobei auch ich mich befand, einen rechtsabführenden Weg, auf dem wir die von Zittau nach Gabel führende Chaussee erreichen und alle aus ersterem Orte sich flüchtenden schwarzen Husaren abschneiden wollten, während die zweite Eskadron gerade auf Zittau losging. Die erste, zum Umgehen der Stadt bestimmte Eskadron erreichte jedoch ihren Zweck nicht. Denn, ohne einen Führer, hatten wir den nächsten Weg nach der Chaussee verfehlt und kamen erst auf derselben an, als schon ein Teil von den in Zittau gestandenen schwarzen Husaren diese passiert und sich nach Gabel zu geflüchtet hatte. Die zweite Eskadron war, ohne die Tore besetzt zu finden, schnell in Zittau eingedrungen und hatte mehrere feindliche Husaren, teils auf dem Markte, wo sie sich hatten sammeln wollen, teils in den Quartieren, gefangen genommen. Eine Stunde vor dem Überfall war noch der Herzog von Braunschweig in Zittau gewesen; er wäre daher in unsere Hände gefallen, hätte er länger dort verweilt. Bei der Verfolgung des Feindes auf der Chaussee nach Gabel zu hatte der Leutnant von Feilitzsch von einem schwarzen Husarenoffizier einen Säbelhieb über den Tschako erhalten, der zwar durchgedrungen war, aber nur die Kopfhaut etwas verletzt hatte, andere Verwundungen waren nicht vorgekommen. Die Nacht lagerten wir hinter Zittau an der über Herrnhut und Bautzen nach Dresden führenden Chaussee; die Feldwache war vor der Stadt auf der Straße nach Gabel zu postiert. Außer den gewöhnlichen Biwakwachen lagen alle, ermüdet von den am Tage gehabten Anstrengungen, im tiefsten Schlafe, als um Mitternacht unsere Feldwache von den schwarzen Husaren und Jägern überfallen und auf Zittau zurückgeworfen wurde, wobei einige Mann in Feindes Hand fielen. Der Herzog wollte uns also seinen Gegenbesuch machen, hatte aber allerdings eine unpassende Zeit, nämlich Mitternacht, dazu gewählt, wo man doch bekanntlich keine Besuche empfängt, während wir am hellen Mittage seine Leute in Zittau begrüßt hatten. Gleich nachdem die ersten Schüsse

vor der Stadt gefallen, war alles in unserem Lager munter und schnell auf den Beinen; denn ein nächtlicher Überfall hat etwas Grauenhaftes, da man in der Dunkelheit oft weder Freund noch Feind zu unterscheiden vermag.

Da wir zu schwach waren, um Zittau behaupten zu können, so hatten wir eine Stellung hinter der Stadt an der nach Herrnhut führenden Chaussee genommen und das vor uns befindliche Stadttor mit Schützen besetzt, auch waren auf der Chaussee zwei Kanonen aufgefahren mit den Mündungen nach dem Tore zu gerichtet. Das Schießen hatte schon seit längerer Zeit aufgehört, und es war völlige Stille eingetreten, der Oberst von Thielmann hatte daher die Absendung einer Patrouille von einem Korporal und sechs Husaren befohlen, die in die Stadt reiten sollten, um zu erforschen, ob sie der Feind verlassen habe. Bei dem Aufrufe: »Freiwillige vor!« rückten auch gleich fünf Husaren mit dem Korporal aus der Linie heraus, es fehlte also an der bestimmten Zahl nur noch ein Husar. Der Rittmeister sagte daher: »Will denn nicht noch einer vorkommen?« worauf ein schon bejahrter Husar, dessen Namen mir entfallen ist, mit den Worten sich den Freiwilligen anschloß: »Nun, wenn noch einer fehlt, so will ich mit.« Gerade dieser eine Husar kehrte aber leider nicht wieder zurück. Die Patrouille war nämlich durch das von den Schützen besetzt gehaltene Tor in die Stadt geritten, hatte aber nicht lange darin verweilen können, da die feindlichen Husaren alle nach dem Marktplatze führenden Straßen besetzt gehabt, auch die schwarzen Jäger aus den Häusern auf unsere Patrouille geschossen hatten. Der Korporal kommandiert daher schnell zum Rückzuge, der alte Husar kommt aber in der Dunkelheit von seinem Trupp ab und gelangt erst in die Nähe des Tores, nachdem die Patrouille schon heraus ist und die Schützen dasselbe wieder besetzt haben. Diese hören nun kurz darauf einen Reiter auf das Tor zu sprengen, und da sie ihn in der Nacht für einen feindlichen halten, so schießen sie ihn, noch ehe er ganz herangekommen, vom Pferde herunter. Nachdem es Tag geworden und der Feind Zittau wieder verlassen hatte, fand man den Husaren in der nach dem Tore zu führenden Straße tot liegen. Dieser aus einem unseligen Irrtume von unsern Schützen erschossene Husar wurde allgemein bedauert,

um so mehr, als er ein guter Soldat war und eine Frau mit Kindern in der Heimat hinterließ.

Obgleich wir nach Tagesanbruch noch einige Stunden in unserer Stellung verblieben, so wurden wir doch vom Feinde nicht angegriffen; wir marschierten daher über Herrnhut nach Bautzen und bezogen ein Biwak vor dieser Stadt. Gleich nach unserer Ankunft wurde ich zum Obersten von Thielmann kommandiert, der ein Quartier in der Stadt genommen hatte. Wie ich mich bei ihm meldete, saß er gerade mit seinem Adjutanten bei Tische. Ich mußte mich sogleich an einen anderen Tisch setzen und mein Schreibegeräte hervorlangen, das ich immer in einer Kapsel bei mir trug, worauf der Oberst, während er speiste, mir den Rapport an das Generalkommando in Dresden über den Streifzug diktierte, den wir nach Zittau gegen das Braunschweigsche Korps unternommen hatten. Dabei ließ er mir auch einige Glas Wein einschenken, damit ich, wie er sagte, keine Not leide. Noch hatte ich nicht viel niedergeschrieben, als sich die Tür auftat und der mir wohlbekannte Korporal Peickwitz von unserer Eskadron mit der Meldung an den Obersten herantrat: »daß der Feind soeben zum Angriffe heranrücke.« Die militärische Haltung, in der er seine Meldung machte, und der ruhige und sichere Ausdruck seiner Worte ließen mich in die Richtigkeit des gemeldeten Ereignisses keinen Zweifel setzen. Der Oberst jedoch sah den Korporal scharf an, und ohne sich durch seine Meldung im Essen stören zu lassen, sagte er ganz kurz: »gut«, worauf der Korporal in gerader Richtung wieder zur Tür hinaus schritt, wie er herein gekommen war. Nun fragte mich der Oberst, wie dieser Korporal heiße, und nachdem ich seinen Namen genannt, sagte er, daß der Mann betrunken gewesen und in diesem Zustande eine falsche Meldung gemacht habe, wofür er strenge bestraft werden müsse. Der Oberst diktierte mir daher gleich eine Ordre an unseren Kommandeur, den Major von Gablenz, nach der der Korporal Peickwitz, dieses Vergehens wegen, sofort arretiert und zum gemeinen Husaren degradiert werden sollte. Obgleich ich versuchte, den Obersten milder zu stimmen, indem ich vorstellte, wie dieser Mann sonst ein ordentlicher Soldat und dem Trunke gar nicht ergeben sei, so blieb es doch bei der einmal ausgesprochenen

Strafe, mit deren sofortiger Vollstreckung der gegenwärtige Adjutant beauftragt und deshalb sogleich mit der betreffenden Ordre in das Lager geschickt wurde. Nachdem meine Geschäfte beim Obersten beendigt waren, fand ich bei meiner Rückkunft den Korporal Peickwitz schon arretiert und zum gemeinen Husaren degradiert. Da ich ihn als einen guten Kameraden kannte, so dauerte er mich sehr, ich ging daher zu ihm hin, wo er mir, höchst niedergeschlagen über das ihn betroffene Mißgeschick, erzählte: wie er in Bautzen einige frühere Schul- und Universitätsfreunde unvermutet getroffen und diese ihn mit starken Weinen traktiert hätten, die bei der Freude des Wiedersehens ihm schnell zu Kopfe gestiegen wären, so daß er zuletzt gar nicht mehr gewußt, was er getan habe. Der Korporal war nämlich als Student von der Universität abgegangen und freiwillig in das Husarenregiment eingetreten, fast zu gleicher Zeit, als auch ich mich bei demselben engagierte. Auf Verwendung des Majors von Gablenz wurde jedoch die Degradation nach einigen Wochen wieder aufgehoben.

Früh brachen wir aus unserm Lager bei Bautzen auf, marschierten durch Dresden und bezogen in den Dörfern bei Nossen so lange Quartiere, bis wir wieder Ordre zum Vorrücken bekamen. Auf unserm Marsch nach Dresden, wohin die beiden Eskadrons anderweit beordert worden waren, wurde ich mit zwei Husaren vorausgeschickt, um einen passenden Lagerplatz zu ermitteln und die erforderlichen Verpflegungsgegenstände zu requirieren. Indem ich nun mit meinen beiden Husaren auf der Chaussee vorwärts ritt, begegnete uns ungefähr zwei Stunden von Dresden ein Mann auf einem mit Schweiß bedeckten Pferde, der auf Befragen, weshalb er so eile, erzählte, daß die schwarzen Husaren, deren Vorposten nicht weit von hier ständen, ihm sein Pferd hätten nehmen wollen, weshalb er stark zugeritten, aber auch eine Strecke von ihnen verfolgt worden sei. Auf weiteres Befragen erfuhr ich von diesem Manne, der ein Gutsbesitzer in dortiger Gegend zu sein schien, daß ein österreichisches Korps unter dem General Am Ende heute von Dippoldiswalde in Dresden eingerückt wäre und sich mit den Truppen des Herzogs von Braunschweig vereinigt hätte. Die Nachrichten wollten nun zu meiner Sendung gar nicht recht passen, ich konnte aber doch nicht gleich

wieder umkehren, sondern mußte mich zuvörderst von der Wahrheit dieser Angaben erst selbst überzeugen. Zu diesem Behufe ließ ich die Pistolen laden und ritt mit aller Vorsicht, indem ich einen Husaren zweihundert Schritte als äußerste Spitze vorausschickte, so lange vorwärts, bis ich nach einer halben Stunde die von den schwarzen Husaren auf der Dresdener Chaussee ausgestellten Vorposten sah, hinter denen einige Trupps Kavallerie bemerkbar waren. Da ich mit meinen paar Mann gegen die feindlichen Vorposten nichts unternehmen konnte, auch sah, wie von der Feldwache eine Abteilung zu unserer Verfolgung abgesandt wurde, so ließ ich gleich rechtsum Kehrt machen und im scharfen Trabe unsern Rückmarsch so lange fortsetzen, bis wir unsere beiden Eskadrons erreichten, die im Marsche nach Dresden begriffen waren. Nachdem ich dem Major von Gablenz alles gemeldet hatte, was ich gesehen und gehört, machten die Eskadrons Halt und bezogen ein Biwak vor dem Dorfe Gorbitz an der Straße nach Dresden, zugleich wurde eine Patrouille zur Beobachtung des Feindes abgeschickt, auch eine Feldwache ausgesetzt. Die andern Truppen, bestehend aus einigen Abteilungen Schützen, Kürassieren und Dragonern mit einer halben Batterie Artillerie, hatten sich hinter uns auf beiden Seiten der Dresdener Chaussee, das Dorf Gorbitz im Rücken, gelagert. Wegen der Nähe des Feindes, denn die Vorposten standen sich auf Schußweite gegenüber, war befohlen, daß jeder Kavallerist nach dem Abfüttern sein Pferd gleich wieder aufzäumen und sich davon nicht entfernen sollte, auch durften keine Feuer angemacht werden. Wie der Tag graute, ritt der Oberst von Thielmann mit seinem Adjutanten und einigen Ordonnanzen auf der Chaussee nach der Feldwache zu, kam aber in kurzem Galopp bald wieder zurück und kommandierte schon von ferne: »Aufgesessen!« Indem wir eiligst zu Pferde stiegen, brachten die schwarzen Husaren auch schon unsere Feldwache getrieben. Die Artillerie, Infanterie und übrige Kavallerie hatte sogleich den Rückmarsch durch Gorbitz angetreten. Er ging aber nur langsam von statten, da im Dorfe eine Protze von einem unserer Geschütze entzwei gegangen und stehen geblieben war, wodurch die Straße beengt und der Marsch der Truppen sehr aufgehalten wurde. Unsere Eskadron hatte als

Arrieregarde eben den Rückzug nach dem Dorfe angetreten, als sie auch schon von den anstürmenden schwarzen Husaren mit Übermacht angefallen und am Eingange des Dorfes sehr gedrängt wurde, wobei die letzten von unsern Leuten übel wegkamen, da es dort Schüsse und Hiebe setzte. Bei dieser Gelegenheit wurde auch der Korporal KOPITZ von unserer Eskadron, der bei dem Überfall in Peterswaldau die Sachen eines feindlichen Rittmeisters erbeutete und unvorsichtigerweise dessen Kartusche umgehängt hatte, vom Pferde gehauen und starb im Lazarett zu Dresden, wohin er geschafft worden war. Nachdem wir unter vielen Schwierigkeiten das Dorf passiert hatten, marschierte die Kavallerie hinter demselben schnell auf, um den andringenden schwarzen Husaren die Spitze zu bieten, auch der Infanterie und Artillerie Zeit zu verschaffen, eine Strecke Weges zurückgehen zu können. Hier war es, wo der Oberst VON THIELMANN an uns herangesprengt kam und sagte: »Husaren, im Dorfe ist eine zerbrochene Protze stehen geblieben, auch diese soll der Feind nicht haben, also Freiwillige vor, die sie herausholen.« Obgleich das Dorf von den schwarzen Husaren besetzt war, so stürmte doch auf diese Anrede sogleich ein Trupp Freiwilliger hinein, und die Protze war glücklich herausgebracht. Währenddem waren zwei Patrouillen ausgesendet worden, die aber bald mit der Meldung zurückkehrten, daß nach unsern beiden Seitenflanken schwarze Husaren und österreichische Ulanen im Anzuge begriffen wären, weshalb wir, um nicht umgangen und abgeschnitten zu werden, sogleich unsern weitern Rückmarsch antreten mußten, worauf der Feind in einer geringen Entfernung uns beobachtend folgte. Wie wir so unseres Weges dahinzogen, kam ein wahrscheinlich betrunkener schwarzer Husar auf unsere Marschkolonne allein losgesprengt und wurde, da er sich nicht gefangen geben wollte, von einem unserer Dragoner vom Pferde geschossen. Von dem Feinde nicht sehr gedrängt, aber zu schwach, um gegen das vereinigte Österreichisch-Braunschweigische Korps etwas unternehmen zu können, zogen wir uns an diesem Tage noch bis in die Gegend von Nossen zurück, wo wir die Nacht über an einem Walde bei Etzdorf lagerten. Früh wurde der weitere Marsch über Waldheim, Rochlitz und Geithain nach Borna, dann über Pegau bis in die

Gegend von Weißenfels fortgesetzt, wo in den Dörfern jenseits der Saale Quartiere bezogen wurden, um den Heranmarsch der westfälischen Truppen abzuwarten, die sich mit uns vereinigen sollten. Nachdem sie angekommen waren, ging es wieder vorwärts nach Leipzig zu, das der Herzog von Braunschweig mit seinem Korps besetzt hatte. Bei Markranstädt wurde von den Husaren, welche die Avantgarde hatten, Halt gemacht, um die Ankunft unserer übrigen und der westfälischen Truppen zu erwarten und dann mit denselben vereint auf Leipzig loszugehen. Währenddessen kam auf unseren Vorposten ein schwarzer Husarenoffizier mit einem Trompeter als Parlamentär an, durch welchen der Herzog von Braunschweig erklären ließ, daß er Leipzig morgen in aller Frühe freiwillig räumen werde, wenn er heute nicht angegriffen würde. Der Oberst VON THIELMANN fertigte jedoch den Parlamentär gleich auf der Chaussee mit dem kurzen Bescheide ab: daß, wenn das Braunschweigsche Korps nicht binnen einer Stunde Leipzig geräumt hätte, es ohne weiteres von uns angegriffen werden würde, wobei der Oberst die Uhr zog und auf den Weiser zeigte. Nachdem der Parlamentär sich schnell wieder entfernt hatte und die bestimmte Stunde verstrichen war, setzten wir unsern weitern Marsch auf Leipzig fort. Bei Lindenau angekommen, wurde Trab kommandiert und so ging es im scharfen Ritte durch Leipzig, das kurz zuvor von den Feinden geräumt worden war, weshalb wir denn auch so manchen Nachzügler auf der Straße nach Grimma noch ereilten, in welcher Richtung das Braunschweigsche Korps sich zurückzog. Von den schwarzen Jägern hatten einzelne, die sich verspätet, in den Kornfeldern sich versteckt, wurden aber von unsern nachfolgenden Schützen aufgesucht und gefangen genommen.

Der Herzog von Braunschweig zog sich mit seinem Korps auf Nossen zurück und vereinigte sich daselbst mit den Österreichern, die dort eine Stellung genommen hatten. Der Generalmajor VON DYHERRN übernahm das Oberkommando der sächsischen Truppen. Hinter Etzdorf stießen unsere Husaren auf die feindlichen Vorposten, welche den auf unserer linken Flanke sich hinziehenden Wald mit Jägern stark besetzt hielten, die sich aber auf den Haupttrupp zurückzogen, nachdem sie von unsern herbei-

gekommenen Schützen daraus vertrieben worden waren. Da die Österreicher und das Braunschweigsche Korps eine feste Stellung genommen hatten und nicht weichen wollten, so marschierten die Sachsen und Westfalen in Schlachtordnung auf, und es schien zu einem ernsten Kampf kommen zu wollen, da schon die Artillerie vorgegangen war und sich gegenseitig begrüßte. Die feindlichen Geschützkugeln erreichten jedoch unsere Reihen nicht, auch platzten ihre Granaten vor unserer Front, ohne Schaden zu tun. Dieses unbedeutende Vorpostengefecht wurde jedoch vom Feinde, nachdem wir durch eine Diversion seine beiden Flanken bedroht hatten, bald abgebrochen, indem derselbe seinen Rückzug fortsetzte und nur noch einmal bei Wilsdruff Front machte, aber seine Stellung nicht behaupten konnte. Von diesem Orte wurde eine Abteilung österreichische Infanterie vom Korps des Generals Am Ende gefangen. Diese hatten an ihren Mützen die Buchstaben: B. L.W., was eigentlich Böhmische Landwehr heißen sollte. Einer von den Gefangenen machte aber den Witz und gab auf Befragen: was diese drei Buchstaben bedeuten sollten? zur Antwort: »Solche sollen halt heißen: Bruder, lauf weg!« Diese Gefangenen, denen bloß die Waffen genommen worden waren, schienen sich überhaupt ganz wohl bei uns zu befinden.

Der Feind setzte seinen Rückzug über Dresden nach Böhmen fort, und wir folgten ihm bis Pirna, wo aber die bei unserer Avantgarde befindlichen westfälischen Truppen sich beharrlich weigerten, über die böhmische Grenze zu gehen, weshalb sie zurückgeschickt werden mußten. Die sächsischen Husaren und Schützen aber bezogen Quartiere in Pirna. Unterdessen hatte der österreichische Kaiser durch das siegreiche Vordringen der französischen Armee sich genötigt gesehen, am 12. Juli 1809 mit Napoleon einen Waffenstillstand abzuschließen, in den das Korps des Herzogs von Braunschweig-Öls aber nicht mit eingeschlossen war. Es trennte sich daher sofort von den Österreichern, verließ Böhmen und ging in Eilmärschen über Altenburg, Jena, Halle, Quedlinburg und Halberstadt nach Braunschweig, um von dort auf dem nächsten Wege die See zu erreichen und sich dann nach England einzuschiffen, was denn auch dem Herzog von Braunschweig vollkommen gelang, obgleich er von französi-

schen, westfälischen und holländischen Truppen heftig verfolgt wurde. Auch die Sachsen hatten auf die Nachricht, daß das Braunschweigische Korps Böhmen verlassen habe, zur Verfolgung desselben sich von Pirna aus schnell wieder in Marsch gesetzt und gingen durch einen Teil des Erzgebirges über Frauenstein, Schneeberg, Kirchberg und Schleiz bis Jena, ohne aber dieses Korps erreichen zu können, da es schon einen zu großen Vorsprung gewonnen hatte. Die sächsischen Truppen stellten daher jede weitere Verfolgung ein und marschierten wiederum nach Dresden zurück, wo die Husaren in den nicht weit davon an der Elbe belegenen Dörfern Laubegast, Tolkewitz und Striesen Kantonierquartiere bezogen. Die Österreicher unter dem General Am Ende waren nach Böhmen zurückgegangen. Nicht lange hernach ging die wichtige Nachricht von dem zwischen Frankreich und Österreich abgeschlossenen Frieden ein. So war denn der Feldzug von 1809 beendet, und obgleich die sächsischen Truppenabteilungen, die gegen das Braunschweigische Korps und die mit demselben vereinigten Österreicher agierten, keine großen Lorbeeren errungen hatten, so hatte doch jeder Soldat seine Schuldigkeit getan, und es kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen, daß er für einen Zweck hatte fechten müssen, der allerdings ein besserer hätte sein können, als er wirklich war.

Nachdem wir einige Zeit in Laubegast gestanden hatten, marschierten wir in unsere Standquartiere nach Thüringen zurück, wo ich in Artern, nach einer Abwesenheit von 1½ Jahren, meine Mutter wiedersah, die sich sehr freute, daß ich gesund und munter zurückkehrte. Nun nahm das Garnisonleben wieder seinen Anfang, das einförmig, einen Tag wie den andern, sich in seinem gewöhnlichen Gleise fortbewegte. Mit unserer Uniformierung wurde später eine Veränderung vorgenommen; statt der weißen Dolmans und Lederhosen bekamen wir blaue Dolmans mit weißen Schnüren und blaue Tuchhosen. Ferner wurden die ungarischen Filzmützen abgeschafft, an deren Stelle aber Tschakos eingeführt und dadurch den Haarzöpfen das Todesurteil gesprochen, denn diese mußten nun alle abgeschnitten werden, worüber diejenigen Husaren, welche einen schönen Haarwuchs und ihren Zopf mit großer Vorliebe gepflegt hatten, sehr jammerten.

Auch mir tat es sehr leid, daß mein hübscher Zopf der Vernichtung anheimfallen sollte. Da sich manche Husaren von ihrem Haarzopfe durchaus nicht trennen konnten oder wollten, so durfte ihnen niemand mit der mörderischen Schere zu nahe kommen. Aber auch dieser Widerstand wurde auf schlaue Weise dadurch besiegt, daß man diesen Hartnäckigen, während sie schliefen, einen derben Schnitt in den Zopf machte, von welcher tödlichen Wunde er nicht wieder genesen konnte, sondern, da er nur noch an einigen Haaren hing, nun ganz abgeschnitten werden mußte. So nahm denn mit einem Male die berüchtigte Zopfperiode ein schnelles, tragisches Ende. Nach Einführung der blauen Dolmans bekamen die Fouriere als Auszeichnung ihrer Charge eine breite silberne Tresse, die auf dem linken Oberarme in schräger Richtung befestigt war, wie sie auch in der französischen Armee getragen wurde. Die Wachtmeister hatten zwei silberne Tressen auf dem Unterarme, die Korporale aber, die nun in den Listen als Unteroffiziere geführt wurden, statt dieser Tressen weiße Borten.

ZWEITER ABSCHNITT.

AUF DEM ZUGE NACH RUSSLAND. MARSCH NACH POLEN IM JAHRE 1811. DIE SACHSEN AN DER WOLYNISCHEN GRENZE.

Es war zu Anfang des Sommers 1811, als das sächsische Husarenregiment, nachdem es vorher mobil gemacht worden, Ordre zum Marsch bekam. Es bestand aus 8 Eskadrons und war, außer den zum Stabe gehörigen Personen und Offizieren, 1016 Mann und Pferde stark. Der Oberst von Engel kommandierte das Regiment und der Rittmeister von Taubenheim die Eskadron, bei der ich stand. Abermals mußte ich von meiner Mutter scheiden, ohne zu wissen, ob ich sie jemals wieder sehen würde, denn man sprach schon damals stark von einem bevorstehenden Kriege mit Rußland. Es läßt sich daher denken, daß der Abschied zwischen Mutter und Sohn nur ein sehr wehmütiger sein konnte.

Nach mehreren Märschen und Rasttagen gelangten wir in die Gegend von Mühlberg, wo Kantonierquartiere bezogen wurden.

Nach einem von dem Generalkommando erlassenen Tagesbefehle sollte von jedem Regimente ein Fourier auf mehrere Tage nach Mühlberg kommandiert werden, um dort im Bureau des Generalstabes die vorkommenden Schreibereien zu besorgen, da der König von Sachsen die sämtlichen zum Marsch nach Polen bestimmten Truppenteile an Infanterie, Kavallerie und Artillerie besichtigen wollte, weshalb sie zu einer mit einem Manöver verbundenen Revue bei Mühlberg zusammengezogen werden sollten. Von dem Obersten hierzu kommandiert, fuhr ich, nachdem ein Wagen requiriert worden war, sofort nach Mühlberg ab, denn mein Pferd konnte ich nicht mitnehmen, da ich zu dessen Abwartung und Beaufsichtigung dort, mit Schreibereien beschäftigt, keine Zeit hatte. Angekommen in Mühlberg, wurde ich dem Chef vom Generalstabe überwiesen, wo ich Ordres ausfertigen und Listen aufstellen mußte, die das bevorstehende Manöver betrafen.

Von den aus diesem zurückkehrenden Husaren wurde ein komischer Vorfall erzählt, der sich beim Manöver zugetragen haben sollte. Ein Landpfarrer hatte ein ausrangiertes Kavalleriepferd

gekauft und war darauf nach Mühlberg geritten, um das Manöver mit anzusehen. Wie sein Pferd die Signale der Reitertrompeten hört, läßt es sich nicht mehr halten, sondern sprengt auf das Husarenregiment zu und drängt sich in die Reihen hinein. Der Pfarrer, der es, unerachtet aller Anstrengungen, nicht wieder herausbringen kann, muß daher zur großen Belustigung der Zuschauer alle Schwenkungen und Attacken des Regiments gezwungen mitmachen, wobei er erst seinen Hut und dann seine Perücke verliert, aber auch noch manche Rippenstöße im Gedränge von den Husaren mitbekommt, deren Reihen er durch das unbefugte Eindrängen seines Pferdes in Unordnung gebracht hat.

Nach Verlauf von mehreren Wochen brachen wir aus unseren Kantonnements wieder auf und marschierten nach Elsterwerda, von da in die Gegend von Bautzen, wo das Husarenregiment Kantonierquartiere während des Winters bezog. Der Regimentsstab blieb in Baruth, die Eskadrons aber wurden in die nächst gelegenen Dörfer gelegt, unsere Eskadron kam nach Gröditz zu stehen. In diesem Orte gab es viele Wenden, die nur wenig Deutsch verstanden, der Pfarrer mußte daher auch jeden Sonntag in der wendischen Sprache eine Predigt halten. Die Wenden, ein kräftiger und sonst gutmütiger Menschenschlag, haben ihre eigentümlichen Gebräuche bei Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen; auch ihre Lebensweise und Kleidung war eine andere als in den Länderstrichen, wo wir seither gewesen waren. Die wendische Sprache hat viele Ähnlichkeit mit der polnischen, so werden die gewöhnlichen Lebensmittel, wie Brot, Branntwein, Bier, Butter, Milch, Eier und Wasser im Wendischen eben so bezeichnet, wie ich sie schon in Polen benennen hörte, nämlich: kleba, wottky, biba, masla, milka, geika und wodi.[1] In der Schenke setzte es oft blutige Köpfe, denn wenn der Wende etwas angetrunken ist, so wird er, bei seinem lebhaften Temperamente, leicht streit- und zanksüchtig. So habe ich mehrmals gesehen, daß sie mit den steinernen Bierkrügen in wilder Wut aufeinander losschlugen. Auch die Stuhlbeine wurden öfters als Angriffs- und Schlagwaffen benutzt. Bei einer ausbrechenden Schlägerei war es

[1] Die obigen Wortformen sind ungenau, die Verwandtschaft beider Sprachen steht natürlich fest.

daher das Beste, sich schnell zu entfernen, da man sonst im Tumulte etwas weg bekommen konnte. Mein Quartier hatte ich bei einem wendischen Einwohner, der ein kleines Bauerngut besaß, in welchem die Stube hell und reinlich war. Da jeder Wirt seinen Soldaten zu verpflegen hatte, so behagte mir nun zwar anfangs die Art und Weise, wie die Speisen zubereitet und genossen wurden, nicht sonderlich, später aber gewöhnte ich mich mehr daran. Statt des Kaffees wurde jeden Morgen zuerst eine mit etwas Milch vermischte Mehlsuppe genossen, dann ein Topf Kartoffeln auf das Tischtuch ausgeschüttet und ohne Butter, bloß mit Salz, verzehrt. Um den Tisch herum saß nicht nur der Wirt mit seiner Frau und den Kindern, sondern auch der Knecht und die Magd. Mittags kam entweder Milchhirse, Grütze oder Graupen und nur Sonntags etwas geräuchertes Fleisch auf den Tisch, wozu flache hölzerne Teller ohne erhöhten Rand herumgegeben wurden, um darauf das Fleisch schneiden zu können. Auch wurde eine eigentümliche Speise öfters aufgetragen, die in klein geschnittenen weißen Feldrüben bestand, die in einem Fasse zur Gärung gebracht worden waren, wodurch sie einen säuerlichen, nicht eben unangenehmen Geschmack bekommen hatten. Abends gab es entweder eine dicke Kartoffelsuppe oder wieder ganze Kartoffeln. Jeder Tischgenosse hatte seinen bestimmten Platz, und an der Wand waren besondere kleine Fächer der Reihe nach angebracht, in denen Messer und Gabel nach dem Gebrauche von jedem wieder aufbewahrt werden mußten. Obgleich nun der Wende wenig Fleisch genießt und seine Speisen nur mager zubereitet sind, so bleibt er doch kräftig dabei und erreicht in der Regel ein hohes Alter, ein Beweis, daß nur einfache und mäßige Lebensweise den Menschen gesund und rüstig zu erhalten vermag.

Anfangs März 1812 ging der Oberstleutnant von Rayski von unserem Regimente nach Großenhain ab, um die zur Komplettierung der sächsischen Armee ausgehobenen Rekruten dort zu übernehmen und an die einzelnen Regimenter zu verteilen. Hierzu wurde auch ich mit kommandiert, um die bei diesem Aushebungsgeschäft vorkommenden Schreibereien zu besorgen.

Während ich in Großenhain kommandiert war, hatte das Husarenregiment in der Gegend von Guben anderweite Kantonier-

quartiere bezogen. Nach beendetem Aushebungsgeschäfte ging ich wieder zu meiner Eskadron zurück, die in dem Dorfe Niemaschkleba, 3 Stunden von Guben, stand, woselbst auch eine Kompagnie Schützen einquartiert war. Als ich zum ersten Male den Namen dieses Ortes hörte, war ich eben nicht sehr erfreut darüber, denn *niémasz chleba* heißt auf wendisch und polnisch: »kein Brot«. Auf dem Hinwege war daher meine Phantasie geschäftig, sich diesen Ort, in welchem es nach seiner Benennung kein Brot geben sollte, als sehr ärmlich und elend darzustellen. Bei meiner Ankunft fand ich aber, daß es nicht so schlimm dort war, als ich mir vorgestellt hatte, denn obgleich das Dorf von sandigen Feldern umschlossen war, so gab es doch reinliche Häuser darin, die, wenn auch nicht auf Wohlhabenheit der Bewohner, doch aber auch nicht auf Armut derselben schließen ließen. Die Verpflegung war in den Quartieren freilich etwas kärglich zugemessen, denn Kartoffeln gab es früh, mittags und abends in verschiedener Gestalt und Zubereitung, Fleisch kam selten auf den Tisch. Doch waren die Wirte freundlich und gaben, was sie hatten, weshalb denn auch die Soldaten, obgleich sie schmale Bissen bekamen, mit den Wirten in Frieden und Eintracht lebten.

Es war gerade am Karfreitage, den 27. März 1812, als das Husarenregiment aus der Gegend von Guben aufbrach, die preußische Grenze überschritt und bis Scheegeln bei Krossen marschierte. Auch die übrigen sächsischen Truppen, die unter dem Oberbefehle des Divisionsgenerals Grafen Reynier das siebente Armeekorps der großen französischen Armee bilden sollten, hatten sich gleichzeitig in Marsch gesetzt und bestanden damals bei ihrem Aufbruche aus der Gegend von Guben in 2 Divisionen Infanterie, 2 Divisionen Kavallerie und 6 Batterien Artillerie.

Diese Divisionen waren aus folgenden Truppenabteilungen zusammengesetzt: Zur ersten Infanteriedivision gehörten die Regimenter Prinz Friedrich, Prinz Clemens, Prinz Anton und das erste Schützenregiment, jedes zwei Bataillone stark, desgleichen das Grenadierbataillon von Liebenau, zusammen also neun Bataillone. Die zweite Infanteriedivision bestand aus den Regimentern König und von Niesemeuschel, ingleichen dem zweiten Schützenregiment, jedes zwei Bataillone stark, ferner den drei Grenadierbataillonen von

Brause, von Spiegel und Anger, zusammen ebenfalls neun Bataillone. Zur ersten Kavalleriedivision gehörten die drei Regimenter Prinz Clemens Ulanen, von Polenz Dragoner und Husaren, wovon die ersten zwei Regimenter jedes vier Eskadrons hatten, das Husarenregiment aber acht Eskadrons stark war. Die zweite Kavalleriedivision war zusammengesetzt aus den drei Regimentern Garde du Korps, von Zastrow Kürassiere und Prinz Albrecht Dragoner, wovon jedes vier Eskadrons zählte. Die Artillerie bestand aus vier 6pfündigen Fußbatterien mit 24 Geschützen, zwei 6pfündigen reitenden Batterien mit 12 Geschützen und den bei jedem Infanterieregimente befindlichen vier Stück 4pfündigen Kanonen, zusammen also aus 56 Geschützen. Außerdem war noch ein Haupt-Artilleriepark und ein Pontontrain vorhanden. Das ganze sächsische Korps, welches gegen 21000 Mann und 7000 Pferde zählte,[1] hatte also zusammen 18 Bataillone Infanterie, wobei 4 Bataillone Schützen, 28 Eskadrons Kavallerie und 6 Batterien Artillerie mit 56 Geschützen, wovon sich 20 bei den 5 Infanterieregimentern befanden.

Der schon vor mehreren Jahren als Magistratsassessor in Freyburg an der Unstrut verstorbene ehemalige Stabssekretär Winkler vom sächsischen Husarenregimente hat von jener Zeit ab über den Marsch desselben nach Rußland, sowie während des Feldzugs daselbst, ein Tagebuch geführt und mir, als seinem vormaligen Regimentskameraden, einen Auszug davon mitgeteilt. Außer den Marschtagen und Orten, die das Husarenregiment auf seinen Hin- und Herzügen passierte, enthält dieses Tagebuch auch noch so manche anderen Bemerkungen über dasjenige, was sich nicht nur bei diesem Regimente, sondern auch bei anderen Truppenabteilungen zugetragen hat und welche Gefechte dabei vorgekommen sind. Da Winkler, vermöge seiner Stellung als Stabssekretär, immer in der Nähe des Regimentskommandanten und dessen Adjutanten sein konnte, so hatte er Gelegenheit, von allen Begebenheiten eine genaue Kenntnis zu erlangen, weshalb denn wohl anzunehmen ist, daß das von ihm geführte Tagebuch ganz zuverlässige Angaben enthält.

[1] Nach Exner betrug die Gesamtzahl der wirklich nach Rußland einmarschierten Sachsen, den Nachersatz eingerechnet, 25997 Mann und 769 Offiziere.

Nach dem mir hieraus mitgeteilten Auszuge und den von mir selbst aufgezeichneten Notizen kann ich daher bestimmt angeben, wo sich jeden Tag das sächsische Husarenregiment während des russischen Feldzuges befunden hat, und was sich Bemerkenswertes dabei ereignete. Auch habe ich mit Zuhilfenahme meines Gedächtnisses, welches die in diesem verhängnisvollen Feldzuge vorgekommenen Begebenheiten treu aufbewahrte, alles das noch niedergeschrieben, dessen ich mich genau zu erinnern vermag, und was mir über die Stellungen und Bewegungen anderer Truppenteile und des Feindes sonst noch bekannt geworden ist. Wo nichts Bemerkenswertes vorgekommen, werden bloß die Marschtage und Orte ganz kurz bezeichnet werden.

Von Scheegeln brach das Husarenregiment den 28. März 1812 wieder auf und marschierte über Neubrück an dem Bober bis Nettkow. Am 29., dem ersten Osterfeiertage, ging es über Grünberg bis Sabor in Schlesien, wo Rasttag gehalten wurde. Den 31. überschritt die eine Hälfte des Regiments bei Neusalze die Oder und bekam Quartiere in Lippen, die andere Hälfte aber blieb noch diesseits dieses Flusses. Bei Neusalze wurde von den sächsischen Pontonieren eine Schiffbrücke über die Oder geschlagen zum Übergange für die Infanterie, Artillerie und das Fuhrwesen. Nachdem einen Tag gerastet worden, marschierten wir den 2. April nach Tzschepplau bei Glogau, am 3. aber durch Fraustadt, den ersten polnischen Ort, bis Altlaube. Viele von denen, welche die polnische Grenze überschritten und dem deutschen Boden Lebewohl sagten, dachten wohl damals nicht, daß sie ihn nimmer wieder sehen sollten. Das Husarenregiment marschierte hierauf den 4. April nach Pawlowitz und den 5. nach Ghosiescewize, wo Rasttag war.

Hier sollte der Husar Leidenfrost erschossen werden. Der Mann war nämlich mit dem Pferde von den Vorposten desertiert, aber wieder eingeholt und vor ein Kriegsgericht gestellt worden, das ihn zum Tode verurteilt hatte. Die zur Exekution kommandierten Truppen an Infanterie und Kavallerie hatten daher vor dem Orte im freien Felde einen großen Kreis formiert, in den der Verurteilte, bekleidet mit einem grauleinwandnen Hemde und dergleichen Mütze, geführt wurde, an welcher Bekleidung die Stirn

und das Herz durch schwarze runde Flecke, als Zielpunkte, den zum Schießen kommandierten Schützen markiert waren. Nachdem ihm das vom Kriegsgerichte gefällte Todesurteil vorgelesen worden war, wurde er dem Militärprediger übergeben, um ihn zu seinem nahen Ende vorzubereiten. Hierauf führte man den Todeskandidaten an den Platz, wo das Urteil vollzogen werden sollte, nämlich zur Stelle, wo sein Grab bereits gegraben und der in aller Eile zusammengezimmerte Sarg daneben gestellt worden war. Er wurde nun bedeutet, auf der ausgeworfenen Erde niederzuknieen, so daß er das Grab, das seinen Leichnam aufnehmen sollte, im Rücken hatte. Ehe er aber niederkniete, richtete er mit fester Stimme noch folgende Worte an die in seiner Nähe im geschlossenen Kreise befindlichen Husaren: »Kameraden, sollte ich einen von euch beleidigt haben, so vergebt es mir heute, wo ich auf immer von euch scheide!« Hierauf wurden ihm die Augen verbunden, die Hähne der Schützen knackten, sie legten die Gewehre an und warteten nur auf das Zeichen zum Feuergeben, als man in der Ferne einen Offizier mit großer Eile heransprengen sah, der ein auf seinen Degen gestecktes weißes Tuch hoch in die Luft schwenkte. Mit der Exekution wurde daher so lange inne gehalten, bis dieser Offizier den Kreis erreicht hatte, worauf derselbe mit starker Stimme Gnade verkündete, da die Todesstrafe höheren Orts in vieljährige Festungshaft verwandelt worden war. Dem Verurteilten wurde nun zwar sogleich die Binde von den Augen genommen; aber er war schon ganz besinnungslos und konnte nur dadurch zum Bewußtsein gebracht werden, daß der Chirurg ihm etwas Liquor einflößte und die Stirne damit einrieb. Die Freude der Husaren war groß über die Begnadigung ihres Kameraden, der sonst immer als Soldat sich gut betragen hatte. Er aber konnte sich selbst nicht recht freuen, denn die letzten furchtbaren Augenblicke, wo er immer den Tod erwarten mußte, hatten sein Nervensystem so angegriffen und die Kraft des Geistes so gebrochen, daß er ganz gleichgültig und teilnahmlos die Verkündigung seiner Begnadigung anhörte. Dieses Drama, bei dem wir Soldaten, in Paradeaufstellung, die Zuschauer machen mußten, war sehr ergreifend für uns alle. Nachdem wir außer Reih und Glied getreten waren, wurde auf der Stelle eine Sammlung

für den Husaren LEIDENFROST, dessen Name jetzt ganz zu seinem körperlichen Zustande paßte, veranstaltet und die reichlich gespendeten Gaben ihm sogleich eingehändigt. Noch denselben Tag führte man diesen Husaren zur Verbüßung seiner Festungsstrafe nach Sachsen ab, und ich habe seitdem nichts wieder von ihm gehört oder gesehen.

Hierauf marschierte das Regiment den 7. April durch Kobylin nach Krotoczyn, den 8. über Ostrowo bis Lifcowo, den 9. durch Kalisch nach Opatoweck, den 10. über Blaczkow bis Kobierzgecko, den 11. nach Brecznia und den 12. bis Burzenin, woselbst es zwei Ruhetage hatte. Das Hauptquartier war in Kalisch, wohin auch die 6. Eskadron Husaren kommandiert wurde, die nun während des ganzen Feldzuges bei demselben blieb. Sodann marschierten wir den 15. April durch Widawa nach Krzeslaw, den 16. nach Suchcice, den 17. durch Petrikau nach Lencznow und den 18. über die Pilica, einen kleinen Fluß, nach Opoczno in Galizien, wo wiederum zwei Tage gerastet wurde.

Auf Befehl NAPOLEONS waren vor einigen Tagen die Regimenter Garde du Corps, Zastrow Kürassiere und Prinz Albrecht Dragoner, nebst einer berittenen 6pfündigen Batterie, unter Kommando des Generalleutnants VON THIELMANN, zur großen Armee abgegangen.[1] Das sächsische Korps verlor dadurch gegen 2000 Mann und Pferde; dasselbe bestand daher nur noch aus ungefähr 19000 Mann und 5000 Pferden.

Nach beendigter Rast ward wieder aufgebrochen, und wir gingen den 21. April durch Pryczsucho nach Sockolmicky-Suchy, den 22. über Wolano bis Seredcize-bliscze, den 23. aber durch Iltze und Cassanow nach dem Städtchen Cioplow, wo das Husarenregiment auf längere Zeit ausgedehnte Kantonierquartiere bezog. Die erste und zweite Infanteriedivision nebst der Artillerie standen in der Umgegend von Radom, in welcher Stadt auch das Hauptquartier des General REYNIER war. Unserer Eskadron wurde das Dorf Janowiecz angewiesen, das nahe am linken Ufer der Weichsel lag. Obgleich die Quartiere in diesem dürftigen Orte so manches zu wünschen übrig ließen, so befand ich mich dort

[1] Vergl. darüber: HOLZHAUSEN, Die Deutschen in Rußland, XXII und 19 bis 20.

doch recht wohl, da ich vom gastfreundlichen Besitzer des Edelhofes, wo der Rittmeister VON TAUBENHEIM sein Quartier hatte, ein für allemal zum Mittagsessen eingeladen war und dort immer einen gut besetzten Tisch fand. Da wir in diesem Orte bis zum 17. Mai blieben, mithin zu einer Zeit dort waren, wo der Frühling Wald und Flur mit frischem Grün geschmückt hatte, so ging ich an dem mit Buschholz und Bäumen besetzten Ufer der Weichsel und in den hübschen Parkanlagen des Edelhofes fleißig spazieren. Auch war ich oft in dem auf einer Anhöhe belegenen Kruge, von dem man eine gute Aussicht auf den ganzen Weichselstrom mit seinen verschiedenen Windungen und Krümmungen hatte. Der Besitzer des Kruges war, wie es in Polen immer der Fall ist, ein Jude, den ich als einen achtbaren Mann kennen lernte, der in seinem Hause auf Reinlichkeit, Ordnung und guten Met hielt, ein Getränk, das in jenem Lande häufig genossen wird und aus einem Gemisch von Honig und Wasser besteht, das, in Gärung gesetzt, dann auf Fässern so lange lagert, bis es hell und trinkbar geworden ist. Der Met hat einen angenehmen und lieblichen Geschmack, berauscht aber leicht, besonders diejenigen, welche an den Genuß desselben nicht gewöhnt sind. Da ich öfters im Kruge war, um Met zu trinken, so wurde ich von der ganzen Familie nicht als Gast, sondern mehr als ein Freund des Hauses behandelt, weshalb ich denn auch, wenn des Sonnabends bei Anbruch der Nacht die Lichter zum Sabbat angezündet wurden, bei der Feier zugegen bleiben durfte.

In den ersten Tagen des Monats Mai 1812 hatte der König von Westfalen das Oberkommando des rechten Flügels der großen französischen Armee übernommen. Hierzu gehörten: das 5. Armeekorps, Polen, unter dem Fürsten PONIATOWSKI, das 7. Armeekorps, Sachsen, unter dem Divisionsgeneral REYNIER, das 8. Armeekorps, Westfalen, unter dem Divisionsgeneral VANDAMME,[1] das 4. Reservereiterkorps unter dem General LATOUR-MAUBOURG. Die Polen standen auf dem linken Flügel bei Warschau, die Sachsen bildeten bei Radom den rechten Flügel und die Westfalen, zwischen der Pilica und Warschau, das Zentrum.

Den 18. Mai, am zweiten Pfingstfeiertage, verließ das Husarenregiment seine seitherigen Kantonierquartiere, ging bei

[1] Die Westfalen kamen später unter den Befehl JUNOTS.

Gora über die Weichsel und marschierte sodann durch Pulawy, Koninskawola und Kurow nach Markuszow, den 19. aber nach Lublin, wo in den am Wieprz belegenen Dörfern die Eskadrons einquartiert wurden. Unser Regiment, das von jetzt ab immer die Avantgarde hatte, sollte nämlich die verschiedenen Übergänge über diesen Fluß beobachten. Den 21. erfolgte der Marsch nach Brceczica-wielki, wo wir mehrere Tage stehen blieben, der Stab lag in Lysolay am Wieprz. Am 3. Juni wurde, auf eingangenen Befehl, der Rückmarsch in die Umgegend von Lublin wieder angetreten.

Unsere Eskadron kam nach Luszow und ich mit dem Standartjunker Unruh in das Quartier bei einem dortigen Gutsbesitzer. Dieser Standartjunker war eine kräftige Husarengestalt, und ich hatte mit ihm eine innige Kameradschaft geschlossen, da wir uns gegenseitig angezogen fühlten. Leider kehrte er aber aus Rußland nicht wieder zurück, indem er später in das Lazarett nach Warschau gebracht werden mußte und dort an einem nervösen Fieber sein Leben endete.

Den 6. Juni brach das Husarenregiment wieder auf, marschierte nach Lubartow und den 7. über den Wieprz nach Kock. Am 8. bekam dasselbe, während des Marsches, Kontreordre und mußte wieder nach Kock zurück, worauf es den 9. nach Lubartow und den 10. nach Lublin ging, den 11. aber sich dem Flusse Wieprz wieder näherte und als Vorhut Quartiere in und bei Krzesimow bezog. Lublin war von der leichten Infanteriebrigade Sahr besetzt.

Durch diese rückgängige Bewegung wollte man dem österreichischen Hilfskorps, das, 30000 Mann stark, unter dem Oberbefehl des Fürsten Schwarzenberg auf Lublin im Anmarsche begriffen sein sollte, entgegen gehen und die Verbindung mit demselben herstellen. Obgleich wir aber in unserer Stellung bis zum 15. Juni verweilten, so sah man doch die Österreicher nicht kommen, die sich also nicht sehr zu beeilen schienen.

Wie aus den eingezogenen Nachrichten hervorging, hatten die Russen unter dem Fürsten Bagration seither bei Wlodawa und Opalin am Bug gestanden, plötzlich waren sie aber rechts ab nach Brzesc[1] marschiert, welche Stadt ebenfalls am Bug und der Straße nach Warschau liegt, hielten aber Luzk noch besetzt. Um nun die Hauptstadt zu decken, brach das 7. Armeekorps schnell auf und

[1] Polnischer Name für Brest Litowsk.

näherte sich in Eilmärschen Warschau. Das Husarenregiment ging daher den 16. Juni nach Rokitno, den 17. über Lubartow und Kock nach Poitzdow, den 18. nach Plazow, den 19. über Zellechow nach Prawda, den 20. nach Kufftew und den 21. über Kaluszyn, Liw, Wengrow nach Sokolow. Die letzten beiden Orte, welche an der Straße von Warschau liegen, wurden von der leichten Reiterbrigade besetzt, das Husarenregiment hatte die äußerste Vorhut und stand in Sokolow. Die Infanterie lagerte hinter der Reiterei bei Praga und Okuniew unweit Warschau, die Weichsel im Rücken habend.

Da nach einem aus dem Hauptquartiere der großen Armee eingegangenen Befehle die Festungen Praga und Modlin bis zur Ankunft der Österreicher gedeckt werden sollten, so wurden die Spitzen der Kolonnen des 7. Armeekorps nach Brok und Ostrolenka vorgeschoben, demnach rückte das Husarenregiment den 23. Juni nach Mortcice, wo ein Biwak bezogen wurde. Am 24. (Johannistag) passierte dasselbe den Bug und lagerte beim Städtchen Brok. Da bei dem schnellen Vorrücken eine Schiffbrücke über den Bug nicht geschlagen werden konnte, so mußten unsere Pferde den Fluß teils durchwaten, größtenteils aber schwimmend das jenseitige Ufer zu erreichen suchen. Dieser Fluß, ungefähr so breit wie unsere Saale, hat nämlich viel tiefe Stellen und ein etwas stark strömendes Wasser. Es gewährte einen eigentümlichen Anblick, diese schwimmenden Husaren durch den Bug ziehen zu sehen, während bloß die Köpfe der Pferde und der Oberleib der Reiter über dem Wasser sichtbar waren. Manche Pferde, die nicht gut schwimmen konnten, kamen dabei in Gefahr, mit ihren Reitern vom Strome fortgerissen zu werden, wurden aber von andern Kameraden, die bessere Schwimmer hatten, in die Mitte genommen und so an das jenseitige Ufer gebracht. Auch mir ging das Wasser fast bis unter die Arme, da mein Pferd im Schwimmen sich sehr schwerfällig und ungeschickt zeigte und mit den Füßen immer den festen Boden zu erreichen suchte, bei welchem Bestreben denn sein Hinterteil so tief untertauchte, daß ich nur noch den Zügel und den Kopf des Pferdes über dem Wasser zu halten vermochte, mich aber fest anklammern mußte, um nicht vom Strome fortgerissen zu werden. Bis auf den Ober-

teil des Körpers ganz durchnäßt und die Stiefel voll Wasser, kamen wir am jenseitigen Ufer an, wo wir an den Biwakfeuern unsere Sachen wieder zu trocknen suchten.

Nachdem wir einen Tag bei Brok gerastet, marschierten wir den 26. Juni nach Jendrziejow. Die Österreicher sollten nun angekommen sein und bei Siedlce stehen, um die Festungen Modlin und Praga zu decken. Als wir am 27. Joblonka erreichten, ging aus dem Hauptquartiere der großen französischen Armee die von Napoleon erlassene Kriegserklärung ein, wonach die Feindseligkeiten gegen Rußland beginnen sollten. Von nun an hatten die Quartiere, mit seltenen Ausnahmen, ein Ende; denn überall, wo wir hinkamen, bei Tage und bei Nacht, war die Erde unser Lager und der Himmel unser Obdach. Durch diese Kriegserklärung wurde der Untergang vieler tausend Menschen dekretiert. Den 28. Juni gelangten wir nach Sokolly Kosciellni und blieben dort bis zum 30. Juni im Biwak. Am 1. Juli ging das Regiment über den Narew, der sich bei Sierock in den Bug ergießt, nach Suradz, einem Städtchen in demjenigen Teile Polens belegen, welcher bei der früheren Zerstückelung dieses Landes an Rußland gefallen. Die beiden sächsischen Infanteriedivisionen waren nebst der Artillerie von Zembrow aufgebrochen und folgten auf den weiteren Märschen in gehöriger Entfernung ihrer Vorhut, die die leichte Reiterbrigade bildete, wozu die beiden Regimenter Husaren und Polenz Dragoner gehörten. Diese leichte Reiterei hatte beim Vorrücken jedesmal die Avant-, beim Zurückgehen aber die Arrieregarde, auch wurde sie beim Marsche der Infanterie zur Dekkung ihrer Flanken, ingleichen zu Patrouillen und Rekognoszierungen gebraucht, mithin war sie immer in Bewegung und hatte einen beschwerlichen Dienst. Denn während die anderen Truppenteile in ihren Biwaks der Ruhe pflegen konnten, war es die leichte Reiterei, welche die Lagerplätze durch ausgestellte Feldwachen und Vorposten, auch durch Aussendung von Patrouillen, gegen einen feindlichen Überfall sichern mußte. Am meisten wurde das Husarenregiment, als das stärkste, in Anspruch genommen, da es, nach Abgang einer Eskadron, die fortwährend im Hauptquartier des General Reynier blieb, noch aus 7 Eskadrons bestand, während das Regiment Polenz Dragoner nur 4 Eskadrons hatte.

Die Husaren lagerten hierauf den 2. Juli bei Bjelly, den 3. bei Sopotewo unweit Bialystok, marschierten sodann, nachdem sie einen Tag gerastet, den 5. über Grodock in Litauen bis Gribowszy, den 6. über Brzostowice bis Sziwilawize und den 7. über Wocowicze nach Paschuschicze. Der Korporal HERRMANN war mit einigen Husaren als Patrouille nach Zelbia vorausgesendet worden, wurde aber dort von den Kosaken gefangen, die sich, in dem nahe bei diesem Orte belegenen Walde, in den Versteck gelegt hatten. Auf diese unerwartete Nachricht machte das Regiment gleich Halt und marschierte in Linie auf, für den Fall, daß der Feind einen Angriff beabsichtige, was aber nicht geschah, obgleich wir einige Zeit in unserer schlagfertigen Stellung verweilten. Da wir nun auch durch die rückkehrende Rekognoszierung erfuhren, daß die Kosaken Zelbia wieder verlassen hatten, so setzten wir unsern Marsch mit der größten Vorsicht fort, ohne von ihnen weiter beunruhigt zu werden. Den 8. Juli kamen wir durch Zelbia und gingen bis Labrinowice.

Auf diesem Marsche entdeckten wir von dem Wege abwärts links im Walde, der sich bis Zelbia erstreckt, den Versteck, von dem aus die Kosaken unsere Patrouille überfallen und gefangen genommen hatten. Nach dem Umfange des Lagerplatzes zu urteilen, mochten es wohl gegen 100 Kosaken gewesen sein, die dort auf der Lauer gelegen. Der Generalmajor VON GABLENZ hatte das Kommando der Vorhut übernommen, der außer der leichten Reiterbrigade, den beiden Regimentern Husaren und Polenz Dragoner, noch die reitende Batterie und ein Bataillon leichter Infanterie zugeteilt worden war.

Den 9. Juli marschierte das Husarenregiment über Socconice bis Slonim, wo eine halbe Stunde von dieser Stadt ein Biwak bis zum 11. Juli bezogen wurde. Hier bekamen wir einige Fässer Bier aus Slonim geliefert, das uns köstlich schmeckte, da wir lange dergleichen nicht genossen hatten. Den 12. Juni erfolgte die Fortsetzung des Marsches über Polenka bis Altmusch, den 13. durch Stolawicze nach Zernikow und den 14. durch Sznow bis Nieswiecz. Da wir zeitig bei diesem Orte ankamen und es ein schöner Sommertag war, so hatten einige Husaren ihre schmutzigen Hemden aus den Mantelsäcken hervorgeholt, um sie in einem nicht

weit von unserer Lagerstelle vorbeifließenden kleinen Wasser zu waschen. Sie mußten sie aber noch ganz naß schnell wieder einpacken und aufsitzen, da nach einer von der Feldwache eingegangenen Meldung Kosaken sich in der Nähe gezeigt hatten, wie wir denn auch später mehrmals bei unserem harmlosen Waschen von denselben gestört wurden. Den 15. Juli marschierten wir nach Klotzschke, den 16. bis Slonko und gingen den 17. durch einen Teil der rokitnoschen Sümpfe bis Lipsk. Diese Sümpfe haben einen Umfang von mehreren Meilen und sind schwer zu passieren. Es mußten daher die Sappeurs mit Bedeckung vorausgesandt werden, um die Wege, soweit es möglich war, in einen gangbaren Stand zu setzen, was dadurch bewirkt wurde, daß das Buschholz und die Zweige von den Bäumen abgehauen, daraus Faschinen gebunden und solche in die morastigen Stellen eingesenkt, darüber aber gefällte Baumstämme gelegt wurden. Der Marsch war daher in diesen Sümpfen mit vielen Schwierigkeiten verbunden und ging nur langsam vorwärts, ehe wir bis Lipsk kamen, wo einen Tag gerastet wurde.

Das österreichische Korps unter dem Fürsten SCHWARZENBERG hatte seither den äußersten rechten Flügel der großen französischen Armee gebildet und bei Proczanna[1] und Kobrin eine Stellung genommen. Die Sachsen standen mehr links bei Slonim, um die Verbindung zwischen den Österreichern und dem 5. und 8. Armeekorps (Polen und Westfalen) zu unterhalten. Nach einem aus dem Hauptquartier der großen französischen Armee eingegangenen Befehl sollte jedoch das sächsische Korps die Stellung der Österreicher einnehmen und letztere in die seither inne gehabte Position der Sachsen rücken. Das Husarenregiment verließ daher den 19. Juli die unwegsamen rokitnoschen Sümpfe und marschierte über Ostrow nach Malavidy, den 20. aber durch Bytin nach Lobierschize. Bis jetzt hatten die Russen sich nur defensiv verhalten und überall, wo wir hinkamen, fanden wir zwar ihre noch rauchenden Lagerstellen, sie selbst aber waren verschwunden. Es ist wohl anzunehmen, daß es damals schon in der Absicht der Russen lag, nicht nur durch die immerwährenden Hin- und Hermärsche uns zu schwächen, sondern auch den Krieg bis zum

[1] Pruszana.

Eintritt der rauhen Jahreszeit in die Länge zu ziehen.[1] Den 22. Juli rückten wir nach Koßzow und kamen den 23. über Bereza nach Malecz. Auf den letzteren zwei Märschen wurden uns, nach längerer Zeit, wieder Quartiere angewiesen, um die durch die vielen Hin- und Herzüge auf schlechten und morastigen Wegen sehr erschöpften Mannschaften und Pferde sich etwas erholen zu lassen, da der Feind sich nicht in unserer Nähe befand. Denn die Verpflegung war seither, mit wenigen Ausnahmen, nur dürftig gewesen und stand nicht im richtigen Verhältnisse zu den Strapazen, die wir durch die unausgesetzten starken Märsche bei großer Hitze und den immerwährenden Felddienst zu ertragen hatten. Da das zur Avantgarde gehörige Husarenregiment seine Marschrichtung nach den Bewegungen des Feindes abmessen und sie öfters verändern mußte, mithin heute nicht wissen konnte, wo es morgen sein Nachtlager halten würde, so war eine regelmäßige Verpflegung aus Magazinen oder von den dem Hauptkorps nachgefahrenen Proviantvorräten nicht wohl ausführbar. Es blieb daher auch den andern bei der Avantgarde befindlichen Truppenteilen lediglich überlassen, für ihre Verpflegung so viel wie möglich selbst zu sorgen. Da nun die Gegenden, die wir durchzogen, wenig bevölkert waren, mithin die Orte sehr weit auseinander lagen, so daß wir manchmal mehrere Stunden reiten mußten, ehe wir ein elendes Dorf erblickten, dessen Bewohner aber, wie es oft geschah, noch vor unserer Ankunft mit ihren wenigen Vorräten und dem Vieh sich schon in die Wälder geflüchtet hatten, so sah es um unsere Verpflegung sehr mißlich aus. Doch mußten wir immer noch froh sein, in diesen armseligen Hütten für die Nacht ein Obdach zu finden und unsern Pferden etwas zusammengesuchtes Stroh und Heu vorlegen zu können. Noch schlimmer war es, wenn wir bei Anbruch der Nacht kein Dorf mehr erreichen konnten, mithin uns, wenn die Dunkelheit eingetreten war, gleich auf der Stelle lagern mußten, wo Halt gemacht wurde. Denn hier hatten wir weder Obdach noch Lebensmittel, auch mußten wir uns, da es an dürrem Holze fehlte, oft

[1] Das ist ein Irrtum des Verfassers; die Kriegführung der Russen entsprang weniger einem von vornherein gefaßten Plane, ergab sich vielmehr aus den Verhältnissen.

ohne Feuer behelfen und auf dem feuchten, mitunter auch vom Regen ganz durchnäßten Boden ohne Lagerstroh hinstrecken. Sehr zu bedauern waren unsere Pferde, die den ganzen Tag über, mit dem Reiter auf dem Rücken, sich hatten herum hetzen lassen müssen. Diese armen Tiere standen dann auch in ihrer Ermattung, oft mit niedergesenkten Köpfen, da und schauten uns traurig an, was recht peinlich war, da wir ihnen das wohlverdiente Futter nicht reichen konnten. Doch dies alles war nur der Anfang von den Beschwerden, die uns späterhin noch weit härter treffen sollten; denn jetzt war doch wenigstens die Witterung noch mild, mithin die Nächte nicht kalt, auch konnten wir den Pferden, wenn es keine Körner gab, doch noch etwas grünes Futter von den Feldern und Wiesen verschaffen. So gingen wir auch, wenn ein Dorf in der Umgegend sich befand, oft ziemlich weite Strecken dahin, um Stroh, Heu und dürres Holz daraus zu holen und die Lebensmittel sorgfältig aufzusuchen, die die geflüchteten Bewohner etwa noch zurückgelassen hatten. Das Biwakleben hat überhaupt viel Eigentümliches und mitunter auch manches Angenehme. Die lustig prasselnden Feuer, um die sich Soldaten in verschiedenen Gruppierungen bewegten und unter traulichen Gesprächen oder heimatlichen Gesängen entweder in ihren Feldkesseln eine Suppe kochten oder ein Stück Fleisch am Feuer brieten, gewährten ein interessantes Bild, besonders bei Nacht, wo diese Feuer den Umgebungen, Bäumen, Menschen und Pferden eine eigentümliche Beleuchtung und Schattierung mitteilten. Es kann jedoch hier nur von einem Biwak während eines milden Sommerabends die Rede sein, wo der besternte blaue Himmel sich über dem Lager als freundliches Obdach wölbt, auch der Soldat etwas zu brocken und zu beißen hat. Denn ohne diese Erfordernisse bleibt das Biwakleben ein trauriges und schweigsames. Besonders dann war ein lebendiger Verkehr im Lager zu bemerken, wenn wir einige Schafe bekommen hatten, die geschlachtet und deren Fleisch entweder gebraten oder gekocht wurde. Bei diesem Schlachten ging es nun aber nicht ganz regelrecht zu. Das Tier wurde auf den Rücken geworfen, in dieser Lage festgehalten und ihm die Gurgel durchschnitten, sodann die Eingeweide herausgenommen und das Fell abgezogen. Bei dem Geschäft mußte jeder mit Hand anlegen, so

ungeschickt er sich auch dabei benehmen mochte. Um nun das Fleisch zu braten, wurden zwei hölzerne, oben mit Gabeln versehene starke Stäbe zu beiden Seiten des Feuers in die Erde gesteckt, oben quer über in beide Gabeln ein Stock gelegt und daran das Stück Fleisch, das gebraten werden sollte, festgebunden, so daß es in der Schwebe hing und über dem Feuer hin und her gedreht werden konnte. Nun mußte einer von den Kameraden sich an dasselbe setzen und mit einem dünnen Stäbchen das darüber hängende Fleisch öfters drehen und wenden, damit es auf allen Seiten gehörig gar und braun wurde. Der Geruch, den dieses an mehreren Feuern bratende Fleisch durch das ganze Biwak verbreitete, war ein sehr angenehmer für unsere Nasen, und wir konnten es kaum erwarten, bis der Braten genießbar war, der uns dann auch delikat schmeckte, obgleich wir ihn nicht gehörig hatten salzen können. Denn es fehlte uns oft an Salz, so daß wir beim Kochen mehrmals Schießpulver zum Ersatz des Salzes verwenden mußten, das freilich keinen angenehmen Geschmack, dem Gekochten aber ein schlechtes Ansehen gab, da es schwärzlich aussah, als wenn Ruß hineingerührt worden wäre. Beim Beziehen eines Biwaks traten gewöhnlich 8 Mann zu einer Lagergenossenschaft zusammen, die sich zur gemeinsamen Tätigkeit vereinigten, um Holz, Wasser, Stroh, Lebensmittel, Futter für Pferde und sonstige Lagerbedürfnisse herbeizuschaffen, wobei jedem ein besonderes Geschäft übertragen wurde. In diesem kameradschaftlichen Zusammenleben lag viel Angenehmes; besonders waren wir lustig und guter Dinge auf dem Biwak, wenn wir keinen Mangel litten und zufällig ein Fäßchen Branntwein in unsere Hände gefallen war, das wir einem russischen Edelmanne aus seinem Keller entführt hatten.

Die Österreicher standen mit ihrer Hauptmacht bei Kobrin und hielten auf ihren beiden Flanken die drei Orte Brzesc am Bug, Janow und Pinsk besetzt, die Front nach Dywin und den Pinsker Sümpfen zugekehrt. Ihnen gegenüber sollte der russische General Kamensky mit 12000 Mann bei Kowel und der russische General Tormassow mit ungefähr 20000 Mann bei Dubno stehen, das uns seither gegenüber gestandene russische Korps des Fürsten Bagration aber sich auf Minsk gezogen haben. Die Sachsen, die, wie schon weiter oben bemerkt worden, auf dem Marsche waren,

um die Österreicher in ihrer bisherigen Stellung abzulösen, nahmen in mehreren Kolonnen ihre Richtung nach den von jenen seither besetzt gehaltenen vier Punkten, kamen aber dadurch in eine sehr schwierige Lage. Denn das sächsische Korps, das noch nicht ganz 18000 Mann zählte, sollte in einer so ausgedehnten Stellung, die von Brzesc bis Pinsk fast 19 Meilen betrug, gegen einen überlegenen Feind nicht nur das Herzogtum Warschau decken, sondern auch sein weiteres Vordringen verhindern. Man mußte daher in dem französischen Hauptquartier von der Stellung und Stärke der Russen schlecht unterrichtet gewesen sein; sonst würde man die Österreicher nicht abgerufen haben, die, gegen 30000 Mann stark, dem Feinde eher die Spitze bieten konnten, als das viel schwächere Korps der Sachsen, wobei nur wenig Reiterei war, wogegen die Russen bedeutende Kavallerie und namentlich viel Kosaken hatten. Dieser fühlbare Mangel an Reiterei bei den Sachsen soll auch den General Reynier mehrmals veranlaßt haben, bei Napoleon um eine Verstärkung derselben nachzusuchen, aber ohne Erfolg.[1] Zur Ablösung der bei Kobrin unter dem General von Zechmeister stehenden Österreicher war die sächsische Infanteriebrigade, die der Generalmajor von Klengel befehligte, mit 3 Eskadrons Ulanen unter dem Obersten von Zezschwitz bestimmt und auch bereits dahin abgegangen. Diese Brigade bestand aus den beiden Infanterieregimentern König und von Niesemeuschel, die 8 vierpfündige Regimentskanonen mit sich führten. Da der Bestand der Regimenter sich schon sehr vermindert hatte, so konnte diese Brigade, nach Abrechnung der nach Proczanna[2] entsendeten zwei Kompagnien, kaum noch etwas über 2000 Mann stark sein, mit Einschluß der Artilleristen. Die Vorhut des Generals v. Gablenz sollte nach Janow rücken und diesen Ort besetzen, da Nachrichten eingegangen waren, daß die Russen beabsichtigten, in dieser Richtung vorzudringen. Das Husarenregiment brach daher von Malecz auf und marschierte den 24. Juli über Chomsk[3] und Bedzice nach Julatice.[4]

[1] Vergl. Einführung.
[2] Pruszana.
[3] Chomsk.
[4] Ljadowicze?

Am 25. Juli ging in aller Frühe eine Rekognoszierung von zwei Eskadrons Husaren nach Janow, einer kleinen Stadt, ab. Sie wurde aber, noch ehe sie diesen Ort erreichte, von feindlicher Kavallerie angegriffen und zog sich, da diese ihr überlegen war, auf die übrigen Eskadrons zurück, die der Rekognoszierung in gehöriger Entfernung gefolgt waren. Beim weitern Vorrücken traf das Husarenregiment nicht weit von Janow auf eine aus russischen Dragonern bestehende starke Reiterlinie. Gleich bei der ersten Attacke wurde zwar die feindliche Kavallerie zurückgeworfen; wir hätten aber auf die Dauer nicht stand halten können, da letztere uns überlegen, auch Janow noch mit russischen Jägern besetzt war, wenn wir nicht durch das ankommende Regiment von Polenz Dragoner verstärkt worden wären. Bei diesem Reiterangriff waren zwei Husaren getötet und, außer fünf Husaren, noch der Rittmeister von Lindemann und der Leutnant von Reitzenstein verwundet worden. Nach baldiger Ankunft des Generals von Gablenz mit den übrigen Truppen der Vorhut wurde der Feind nochmals attackiert und genötigt, Janow zu verlassen, das nun unsere leichte Infanterie in Besitz nahm. Da sich die Russen zurückgezogen hatten und Janow von uns besetzt, mithin der Zweck unseres Marsches erreicht war, so bezogen wir ein Lager vor diesem Orte. Den 26. Juli abends 10 Uhr bekam unsere Eskadron Befehl, aufzubrechen und mit einer Kompagnie leichter Infanterie eine Rekognoszierung in der Richtung des zurückgegangenen Feindes zu unternehmen. In aller Stille marschierten wir ab, da befohlen worden war, während des Marsches weder laut zu sprechen noch sonst ein Geräusch zu machen. Bald kamen wir in einen großen, finstern Wald, durch den die Straße führte. Die leichte Infanterie machte die Seitenpatrouillen und mußte sich, in gleicher Höhe mit uns vorwärts gehend, in dem dichten Walde über Baumwurzeln fallend oder sich an die Stirn rennend, mühsam Bahn brechen. So zogen wir denn in stockfinsterer Nacht, denn weder die Sterne noch der Mond beleuchteten unseren unwegsamen Pfad, still und heimlich dahin, als hätten wir es auf einen Überfall des Feindes abgesehen. Nur dann und wann ließen sich die hellen Töne eines Pfeifchens hören, das jeder Unteroffizier der leichten Infanterie vorn an seiner Uniform mit einer Schnur befestigt

trug, um damit die erforderlichen Signale zum Rechts- oder Links-ziehen, zum Vorwärts- oder Rückwärtsgehen seinen Leuten geben zu können. Nachdem wir einige Stunden geritten waren, hörten wir in einiger Entfernung vor uns einen gewaltigen Lärm, wobei wir ein verworrenes Getöse von Menschenstimmen und Gesang, dazwischen auch die gellenden Töne eines Dudelsacks unterscheiden konnten, eines musikalischen Instrumentes, das in Rußland und Polen sehr beliebt ist, unseren Ohren aber nicht sonderlich behagen will. Wir machten daher gleich Halt und schickten eine Patrouille ab, die erforschen sollte, was dieser Lärm bedeute. Nach ihrer Rückkehr erfuhren wir, daß in dem vor uns liegenden Dorfe eine Bauernhochzeit mit Gesang und Tanz gefeiert werde, wobei es denn in Rußland sehr lärmend herzugehen pflegt, da der Wutky,[1] wie dort der Branntwein benannt wird, bei solchen Festlichkeiten eine große Rolle spielt und so stark genossen wird, daß die Hochzeitsgäste sich immer in einem holden Taumel befinden. Wir ritten nun wieder vorwärts, fanden aber, im Dorfe angekommen, alles still; die Hochzeitsgäste waren plötzlich verschwunden und vermutlich in den nahen Wald geflüchtet, denn man bemerkte im Orte kein lebendes Wesen mehr. So hatten wir denn durch unser unvermutetes Erscheinen die ganze Hochzeit gestört, und der lauten Fröhlichkeit war plötzlich eine düstere Stille gefolgt; die armen Leute dauerten mich daher sehr, daß wir sie von ihrem Feste verscheucht hatten. Der Marsch wurde nun gleich fortgesetzt, und wir kamen, ohne auf den Feind zu stoßen, den 27. Juli nach Tagesanbruch bei einem Dorfe an, wo etwas gerastet und dann weiter gezogen wurde. Um diese Zeit vernahmen wir in einer Entfernung von einigen Meilen starken Kanonendonner, der immer heftiger zu werden schien und der, wie wir später erfuhren, von Kobrin herkam, wo die KLENGELsche Brigade in ihrer dortigen Stellung von der Hauptmacht der Russen angegriffen worden war.[2] Wie sich nun ergab, hatte letztere bloß eine Scheinbewegung auf Janow gemacht, um unsere Aufmerksamkeit von Kobrin abzulenken, das sie, nachdem ihnen dies gelungen war, plötzlich

[1] Richtig: wodka, Diminutivform von *woda* (Wasser).

[2] Auch ODELEBEN, CERRINI und andere Zeugen berichten, daß der Kanonendonner von Kobrin beim Hauptkorps gehört wurde.

von allen Seiten mit Übermacht angriffen, um die sächsische Infanteriebrigade, die diesen Ort besetzt hielt, abzuschneiden. Der sie kommandierende Generalmajor von Klengel, der auf die Meldung, daß starke russische Kolonnen sich seiner Stellung näherten, vom General Reynier den ausdrücklichen Befehl bekommen hatte, unter allen Umständen Kobrin bis zum 28. Juli zu behaupten, hätte sich ohne diesen Befehl, wenn auch mit einigem Verluste, noch zurückziehen und dem Mißgeschick entgehen können, das seine Brigade treffen sollte.[1] Denn obgleich die Sachsen sich in Kobrin, wo ihnen alle Verbindung mit ihrem Korps abgeschnitten worden war, tapfer wehrten und diesen nach allen Seiten hin offenen und von dem heftigen Geschützfeuer der Russen teilweise in Brand gesetzten Ort gegen eine große feindliche Übermacht zu behaupten suchten, so mußten sie doch endlich unterliegen und das Gewehr strecken, nachdem ihre Munition gänzlich verschossen war. Dieses Mißgeschick, das die sächsischen Waffen betroffen, machte einen sehr niederschlagenden Eindruck auf uns alle, und der freudige Mut, mit dem wir bisher vorwärts gegangen, war durch diesen Unfall bedeutend herabgestimmt worden. Die Russen hatten sich seither immer defensiv verhalten und wir sie nie zum Stehen bringen können; nun war von ihnen plötzlich die Offensive ergriffen und uns mit einem Schlage eine Brigade genommen worden. Außer der fehlerhaften, schon oben gerügten Anordnung, nach der das schwache Korps der Sachsen eine so lange Linie von fast 19 Meilen besetzen und gegen einen bedeutend überlegenen Feind behaupten sollte, der noch einmal so stark war, trug auch der Umstand mit zu jenem Unfalle bei, daß die Österreicher, obgleich die Sachsen noch nicht alle Punkte besetzt hatten, sich schnell auf Slonim zurückgezogen, da doch ihre Nachhut, wie zugesagt worden, noch einige Tage in der Nähe der Sachsen stehen bleiben sollte, was aber nicht geschehen war. Es wurde auch bei uns später erzählt, daß der österreichische General von Zechmeister, als er dem sächsischen General von Klengel seinen Posten in Kobrin übergeben, diesem auf seine Frage über die Stellung und Stärke des Feindes gesagt habe: »Herr Kamerad, es gibt halt hier gar keine Russen, denn ich hab noch

[1] Vergl. hierüber die Einführung.

keine gesehn, es sollen aber welche weit über Dywin hinaus stehen, diese haben jedoch alle durch die Sümpfe hierher führenden Straßendämme durchstochen, mithin ist ein Angriff von daher nicht zu erwarten.« Diese Nachrichten waren aber unrichtig, denn hätten die Russen da gestanden, wo sie der General von Zechmeister vermutete, so konnten sie nach dem Abzuge der Österreicher die Sachsen nicht so schnell überfallen. Sogleich, nachdem der General Reynier die Meldung erhalten, daß der Posten in Kobrin bedroht sei, hatte er zwar die bei ihm befindlichen Truppenteile in Gewaltmärschen die Richtung dahin nehmen lassen. Es war aber schon zu spät, denn sie kamen erst drei Meilen von Kobrin an, als bereits der Hauptschlag dort geschehen und die Klengelsche Brigade gefangen genommen worden war. Auch würde das, nach Abrechnung dieser Brigade, nur noch aus ungefähr 15000 Mann bestehende sächsische Korps, wenn es auch zeitiger angekommen wäre, gegen die bei Kobrin konzentrierte Hauptmacht der Russen nichts haben unternehmen können, da die letzteren, nach späteren Nachrichten, dazumal gegen 36000 Mann stark gewesen waren und alle nach Kobrin führenden Straßen besetzt gehalten hatten. Um nun einem zu besorgenden Angriffe der Russen auf uns selbst auszuweichen und dadurch ferneren Verlusten zu entgehen, blieb dem General Reynier nichts weiter übrig, als mit seinem schwachen Korps sich in Eilmärschen auf Slonim zurückzuziehen und sich mit den Österreichern zu vereinigen, die dort in der größten Ruhe lebten. Infolge des angeordneten Rückzugs brach das Husarenregiment aus dem Biwak bei Drogičzin auf und rückte den 28. Juli über Kombks[1] bis Sabiercz, den 29. bis Bereza, auf welchem Marsche, der bis spät in die Nacht fortgesetzt wurde, die Wege sehr schlecht waren, den 30. bis Sedlicze[2] und den 31. in die Gegend von Rozanna. Hier ging die unangenehme Nachricht ein, daß Tags zuvor eine vom Regiment Polenz Dragoner unter dem Hauptmann von Krug entsendete Rekognoszierung von 60 Mann bei Proczanna gefangen worden sei. Dieselbe war nämlich in der sehr waldigen Gegend plötzlich auf ein russisches Husarenregiment gestoßen, das diese kleine Schar sofort angegriffen und eingeschlossen hatte,

[1] Chomsk.
[2] Selec.

so daß kein Mann entkommen konnte. Daß sich unsere Dragoner tapfer gewehrt haben müssen, geht daraus hervor, daß mehrere getötet und fast die Hälfte davon mit dem Hauptmann von Krug verwundet worden waren, ehe sie gefangen wurden. Dieser Vorfall gab wieder den Beweis, daß unsere Kavallerie viel zu schwach gegen die feindliche war. Denn die Rekognoszierungen und Patrouillen der Russen waren bei einem Zusammentreffen den unsrigen jedesmal sehr überlegen, weshalb wir denn auch immer Verluste erlitten.

Den 1. August erfolgte die Fortsetzung des Marsches bis Radziwilowize, eine Stunde von Slonim, woselbst wir uns mit den Österreichern vereinigten und drei Tage dort rasteten. Nachdem eine starke Rekognoszierung in der Richtung von Rozanna abgegangen war, rückte das Husarenregiment den 4. August bis Iwascowowice und den 5. bis Potorosk. Die Österreicher, die nun mit den Sachsen gemeinschaftlich wieder vorgingen, hatten an diesem Tage Rozanna genommen und die Russen daraus vertrieben, die von Kobrin aus uns gefolgt waren. Den 6. August wurde zwei Stunden von Nowidwor auf einer großen Ebene ein Biwak bezogen. Hier fehlte es sehr an Trink- und Kochwasser, da ein Ort, wo wir uns solches hätten beschaffen können, nicht in der Nähe, der sandige Boden aber, auf dem wir lagerten, von der großen Sonnenhitze ganz ausgetrocknet war. Es mußte deshalb das in einem großen Tümpel befindliche schlammige Wasser, das schwärzlich aussah und worin große, lange Würmer sich bewegten, zum Tränken der Pferde und auch zum Kochen benutzt werden, obgleich es faulig war. Wir litten daher bei einer bedeutenden Hitze großen Durst, den wir unter diesen Umständen nirgends zu stillen vermochten. Überhaupt kam es in den eingetretenen heißen Sommertagen oftmals vor, daß wir auf unseren Lagerstellen kein genießbares Wasser vorfanden und die Pferde nicht gehörig tränken konnten, mithin auch auf Stillung unseres Durstes verzichten mußten, wenn wir nicht unreines und sumpfiges Wasser trinken wollten, das mitunter selbst die Pferde verschmähten.

Den 7. August marschierte das Husarenregiment bis Nowowies, wo sich dasselbe zwischen diesem Dorfe und einem Walde auf einer Feldfläche lagerte. Wir fanden auf den der Gutsherrschaft gehörigen Feldern noch die geschnittenen Korngarben in Haufen

zusammengeschichtet, die als willkommene Beute gleich in Beschlag genommen wurden, während die Ähren den Pferden als Futter vorgelegt, das Stroh aber zur Errichtung von Hütten und zu Lagerstellen darin benutzt wurde. Eine solche Bequemlichkeit hatten wir uns lange nicht verschaffen können, weshalb denn auch gleich viele geschäftige Hände bemüht waren, Hütten zu bauen und sich wohnlich einzurichten. Unsere frohe Stimmung steigerte sich bis zur Fröhlichkeit, als noch eine der Gutsherrschaft ebenfalls gehörige Herde Schafe weggenommen und unter die Eskadrons verteilt worden waren. Denn nun ging das Schlachten oder, richtiger gesagt, eine allgemeine Metzelei los: man sah die Husaren überall eifrig beschäftigt, den abgestochenen Tieren die Eingeweide auszunehmen, das Fell abzuziehen, die mit dem Säbel abgehauenen Stücke Fleisch in die am Feuer stehenden Feldkessel zu legen und dann, nachdem es gargekocht, dasselbe mit vielem Behagen zu verzehren.

Den 9. August war eine von uns entsandte Patrouille auf einen Haufen Kosaken und Baschkiren gestoßen, hatte sich aber noch ohne Verlust zurückziehen können. Der eine Husar davon brachte einen Pfeil als Merkwürdigkeit mit, den ein Baschkire beim Rückzuge in seine Patronentasche geschossen hatte, wo er stecken geblieben und späterhin herausgezogen worden war. Dieser Pfeil hatte das starke Leder der Patronentasche ganz durchbohrt und würde den Husaren bedeutend verletzt haben, wenn ihn diese nicht geschützt hätte. Da hiernach anzunehmen war, daß der Feind sich mehr in unsere Nähe gezogen habe, so wurde gegen Abend eine Eskadron zur Verstärkung der Feldwache, die am Ende des vor uns liegenden Waldes postiert war, abgesendet; wir aber legten uns, nachdem es Nacht geworden, in unseren Hütten zum Schlafen nieder, um einmal recht ordentlich der Ruhe zu pflegen. Doch dem sollte nicht so sein, denn kaum hatten wir zwei Stunden gelegen, so weckte uns der Donner eines starken Gewitters, das sich unbemerkt herangezogen hatte und nun einen gewaltigen Platzregen herabströmen ließ. Wie froh waren wir, daß die Hütten uns ein, wenn auch nur notdürftiges Obdach gewährten, denn der starke Regen drang durch jede kleine Öffnung hindurch. Mit der Hütte, in der ich mich befand, sah es schlimm aus, denn sie war über eine im Felde befindliche, zum Abflusse des Wassers bestimmte

Furche errichtet worden, da man bei dem früheren klaren Himmel einen Regen nicht erwartet hatte. Das infolge des anhaltenden Gewitters immer mehr anschwellende Regenwasser strömte daher in unsere Hütte und durchnäßte nicht allein das ganze Stroh auf den Lagerstellen, sondern verwandelte auch den Boden in einen förmlichen Morast, weshalb wir denn, nachdem das Gewitter vorüber war, uns nicht wieder niederlegen konnten.

Den 10. August bei Anbruch des Tages hörten wir in der Richtung des vor uns liegenden Waldes und der dort aufgestellten Feldwache einzelne Gewehrschüsse fallen, und nicht lange darauf ging von derselben die Meldung ein, daß ihre Vorposten von überlegener feindlicher Kavallerie zurückgedrängt worden wären, auch eine starke Kolonne sich der Feldwache selbst nähere. Hierauf wurde schnell aufgesessen, und das Husarenregiment ging zur Unterstützung der Feldwache sogleich vor, zog sich am Rande des Waldes hin, wo wir, als er endigte, eine große, von beiden Seiten ebenfalls mit Wald umschlossene Fläche erblickten, auf der unsere Husaren schon mit der russischen Reiterei plänkelten. Hinter den Plänklerlinien der Russen sahen wir viel feindliche Kavallerie, aus Husaren, Dragonern und Kosaken bestehend, die als Reserve aufmarschiert waren. Kaum aus dem Walde hervorgekommen, wurden wir auch gleich von der feindlichen Artillerie mit Kanonenschüssen begrüßt, die aber nur wenig Schaden zufügten. Nur der Leutnant Busch vom Train, der zur reitenden Batterie gehörte, die gleichzeitig mit uns angekommen war, wurde durch einen dieser Kanonenschüsse schwer verwundet und starb später an den Folgen der Verwundung. Er war früher Wachtmeister bei unserem Regimente gewesen und wurde allgemein bedauert. Unterdessen war auch das Regiment Polenz Dragoner herbeigekommen, und da die feindliche Kavallerie sich zum Angriff formierte, so geschah dies auch sogleich von unserer Seite, und das Zeichen zur Attacke wurde durch die Trompeter gegeben, die überall schmetternd zum Angriff bliesen. Die Erde erdröhnte unter den Hufen der im schnellsten Laufe wie ein Gewittersturm dahinbrausenden Pferde, und die Luft wurde von dem Gerassel der Waffen und dem betäubenden Hurrageschrei der Russen erfüllt, als der Angriff begann. Es war vorauszusehen, daß wir beim ersten Zusammenstoß

mit einer überlegenen feindlichen Kavallerie wenig ausrichten würden, da unsere Pferde durch die vielen starken Märsche und den immerwährenden Felddienst bei der Avantgarde schon entkräftet, auch von den Mannschaften so manche erkrankt oder gefangen worden, mithin beide Regimenter schon sehr geschwächt waren. So geschah es denn auch, daß unser erster Angriff von den Russen zurückgewiesen wurde. Aber deshalb hatten wir den Mut noch nicht verloren. Die Husaren und Polenz Dragoner formierten sich unter dem Schutze unserer reitenden Batterie schnell wieder und warfen sich zum zweiten Male auf die russische Reiterei, worauf diese auseinander gesprengt und zum Rückzuge genötigt wurde, dann aber in einiger Entfernung weiter rückwärts eine beobachtende Stellung nahm. Bei diesem hitzigen Kavalleriegefechte hatten wir einige russische Husaren und Dragoner gefangen, aber auch von unseren Leuten wurden mehrere vermißt, und es waren viele davon verwundet worden. Nachdem der zweite Angriff gelungen war, sah ich den Unteroffizier Zieger von unserer Eskadron einen gefangenen russischen Husaren bringen, dem er das ganze Kinn durch einen Säbelhieb herabgehauen hatte, so daß es blutig auf die Brust niederhing, was einen schauderhaften Anblick darbot. Nach diesem Gefechte bedrohten die unterdes angekommenen Österreicher die rechte Flanke der Russen, weshalb diese sich eiligst auf Proczanna zurückzogen. Aus dem Hauptquartiere der großen Armee war der Befehl eingegangen, daß die vereinigten Österreicher und Sachsen das gegenüberstehende feindliche Korps des Generals Tormassow, das von Kobrin aus uns gefolgt war, aus Wolynien zurücktreiben sollten. Die Österreicher hatten daher die Russen heute noch weiter verfolgt und den wichtigen Engpaß bei Koßebrod[1] genommen.

ABENTEUER IN DER SCHLACHT BEI GORODECZNA (PODDUBNY). TOD DES BRUDERS. AM STYRFLUSSE.

Den 11. August rückte das Husarenregiment auf der Straße nach Brzesc bis Podobna[2] vor, wo es in der Nähe dieses Dorfes mit den anderen zur Vorhut gehörigen Truppenteilen sich

[1] Kozebrod.

[2] Anderer Namen für Poddubny.

lagerte. Vor unserer Front lag ein breiter, fast eine Stunde langer Sumpf, der sich von Gorodeczna ab, bei Podobna vorbei, bis an den rechts vor uns liegenden Wald erstreckte. Dieser Sumpf konnte nur bei den gedachten beiden Orten passiert werden, wo sich Übergänge befanden. Bei Podobna angekommen, sahen wir deutlich, daß die Russen eine feste Stellung auf den Anhöhen, die sich jenseits dieses Sumpfes hinzogen, genommen hatten. Ihr rechter Flügel stand hinter dem Übergange des Sumpfes bei Gorodeczna, der mit zahlreichen Geschützen besetzt war, das Zentrum machte Front gegen den Sumpf und hatte den Übergang bei Podobna ebenfalls mit Geschützen besetzt, ihr linker Flügel aber dehnte sich bis zu dem oben gedachten Walde aus. Durch eine von uns unternommene Rekognoszierung wurde ermittelt, daß der Sumpf bei diesem, vom Feinde unbesetzt gelassenen Walde, namentlich in der Gegend, wo die Straße nach Brzesc vorbeigeht, zu passieren sei, weshalb denn auch sogleich ein Bataillon leichter Infanterie von der Vorhut zur Besetzung dieses Waldes, als eines sehr wichtigen Punktes für uns, abgeschickt wurde. Es ist nicht zu begreifen, wie die Russen diesen Wald hatten unbesetzt lassen können, der ihren linken Flügel decken mußte. Das sächsische Korps lagerte bei Zabin, das österreichische aber hatte eine Stellung bei Gorodeczna genommen. Dem Vernehmen nach sollte das uns gegenüberstehende russische Korps des Generals Tormassow aus drei Infanterie- und zwei Kavalleriedivisionen bestehen. In der Nacht wurden wir plötzlich durch ein starkes Getöse, als wenn eine Masse Kavallerie herangesprengt käme, alarmiert und saßen schnell auf, da wir einen Überfall der Russen vermuteten, sahen aber mit Erstaunen eine Menge Pferde ohne Reiter angesetzt kommen, die, wie sich hernach ergab, zu einem österreichischen Husarenregimente gehörten, das in unserer Nähe auch ein Biwak bezogen hatte. Diese Pferde waren vermutlich durch die Annäherung von Wölfen erschreckt worden, hatten sich von den Kampierpfählen losgerissen und waren davongelaufen. Obgleich nun alles getan wurde, um diese herrenlosen Pferde wieder einzufangen, so vermißte man am Morgen noch viele davon, die sich verlaufen hatten; den Österreichern waren daher durch diesen Vorfall mehrere Pferde verloren gegangen.

Am 12. August früh 7 Uhr brach das sächsische Husarenregiment aus seinem Lager auf und nahm als Spitze der Vorhut die Marschrichtung nach dem rechts vor uns liegenden Walde, der schon von unserer leichten Infanterie abends vorher besetzt worden war. Nachdem wir den Sumpf dort passiert und eine Strecke im Walde vorgegangen waren, wurde Halt kommandiert. Hier sahen wir den österreichischen General Zechmeister, der mit seinen Adjutanten vom Pferde gestiegen war und am Rande des Waldes mit einem Fernrohre die Stellung der Russen rekognoszierte. Sobald dies geschehen war und der österreichische General sich wieder entfernt hatte, zogen wir weiter; kaum aber trat die Spitze der Avantgarde unseres Regiments aus dem Walde, als sie auch sogleich auf die russischen Vorposten, aus Ulanen bestehend, stieß. Letztere zogen sich sofort zurück, wir aber rückten im Trabe, hinter uns das Regiment Polenz Dragoner und eine reitende Batterie, aus dem Walde hervor. Bei Verfolgung der feindlichen Vorposten wurde ein Husar von unserer Avantgarde durch den Pistolenschuß eines russischen Ulanenoffiziers getötet, der ihn rückwärts auf seinen Verfolger, den Husaren, abgefeuert, nachdem dem letzteren sein auf den feindlichen Offizier gerichtetes Pistol versagt hatte.

Unterdessen hatten die Russen, nachdem sie unseren Angriff vom Walde her bemerkt, ihren zunächst desselben stehenden linken Flügel schnell zurückgenommen und ihre Aufstellung so verändert, daß sie, statt früher gegen den Sumpf, jetzt gegen den Wald Front machten. Die beiden sächsischen Infanterieregimenter Prinz Friedrich und Prinz Clemens, bei dem mein Bruder Philipp als Unteroffizier stand, waren, nachdem sie aus dem Walde gekommen, im Geschwindschritte gefolgt und hatten sich mit ihren Regimentskanonen im Zentrum der Schlachtlinie aufgestellt; ihnen links zur Seite sollte die österreichische Division Bianchi Stellung nehmen. Den äußersten linken Flügel, der sich an den Wald und an den Sumpf lehnte, bildete die sächsische Brigade von Sahr, aus zwei Grenadierbataillonen und dem zweiten leichten Infanterieregimente bestehend, während das erste den Wald besetzt hielt. Auf dem rechten Flügel standen die beiden Regimenter Polenz Dragoner und Husaren, zur Brigade des Generalmajors

von Gablenz gehörig, nebst einer reitenden und einer Fußbatterie. Später wurde der rechte Flügel noch durch die österreichische Reiterbrigade des Generals Zechmeister verstärkt, die sich bis dahin hinter der Schlachtordnung als Reserve aufgestellt hatte. Die zwei Übergänge bei Gorodeczna und Podobna bedrohte die Hauptmacht der Österreicher, die noch jenseits des Sumpfes stand. Da die Infanteriedivision Bianchi erst nachmittags auf dem Kampfplatze ankam und die Lücke in der Schlachtlinie auf dem linken Flügel ausfüllte, so konnte der General Reynier mit den Sachsen nicht eher zum eigentlichen Angriff übergehen. Die Russen, die unseren linken Flügel bald als den schwächsten erkannt hatten, setzten demselben heftig zu, und obgleich die Brigade Sahr, desgleichen das später zu deren Unterstützung aus dem Walde herbeigezogene erste leichte Infanterieregiment sich tapfer hielten, so hatten diese Truppen doch bis zur Ankunft der Division Bianchi einen sehr schweren Stand, da die Angriffe der Russen auf dem linken Flügel immer heftiger wurden und, obgleich jedesmal zurückgeschlagen, sich doch stets wieder erneuerten. Die im Zentrum stehenden beiden sächsischen Infanterieregimenter Prinz Friedrich und Clemens kamen, wie ich von unserem rechten Flügel aus sehen konnte, nicht in das Gewehrfeuer, sondern wurden nur von der feindlichen Artillerie beschossen. Die langen Linien von Kavallerie, die auf dem linken Flügel der Russen uns gegenüberstanden, ließen nicht lange auf sich warten, sondern griffen mit großer Heftigkeit an und drängten uns zurück. Es wurde daher die in Reserve gehaltene österreichische Brigade Zechmeister, wobei ein schönes ungarisches Husarenregiment mit grüner Uniform sich befand, schnell zur Unterstützung herbeigezogen und nun in Gemeinschaft mit der österreichischen Reiterei die feindliche Kavallerie gänzlich zurückgeworfen.

Da es an diesem Tage sehr heiß und auf dem sandigen, mit kleinen Hügeln bedeckten Boden kein Wasser zu finden war, so litten wir großen Durst, und man konnte den vielen Verwundeten, die durch den Blutverlust sehr erschöpft waren, auf ihr flehentliches Begehren nicht einmal einen Schluck Wasser zur Erfrischung reichen. Der Kampf wütete ohne Unterbrechung fort, bis die einbrechende Dunkelheit der Nacht ihm endlich ein Ziel setzte. Die

Luft erzitterte nun nicht mehr von dem dröhnenden Kanonendonner und dem prasselnden Gewehrfeuer; Freund und Feind, die sich am Tage auf Leben und Tod bekämpft hatten, lagen jetzt, erschöpft und schweigsam wie die dunkle Nacht, sich gegenüber, um den Morgen zu erwarten, an dem der Kampf fortgesetzt und das Schicksal der Schlacht erst entschieden werden sollte; denn beide Teile behaupteten noch ihre am Schlachttage innegehabten Stellungen. Viele von denen, die wohlgemut und lebensfrisch heute zum Kampfe gezogen waren, sollten das freundliche Tageslicht nicht wieder schauen, denn sie lagen, von tödlichen Geschossen getroffen, um zu schlafen den ewigen Schlaf. Alles war schweigsam wie im Grabe, nur das Wimmern und das schmerzliche Gestöhne der vielen Verwundeten unterbrach die Stille der Nacht.

Nachdem die Vorposten ausgestellt worden, die auf Flintenschußweite einander gegenüberstanden, lagerte sich das Husarenregiment etwas weiter rückwärts am Rande des Waldes. Wegen der Nähe des Feindes war jedes Geräusch oder laute Gespräch verboten, auch durften keine Biwakfeuer angezündet werden. Wir streckten uns daher abgemattet, hungrig und durstig auf den bloßen Boden hin, denn außer dem Wasser mangelte es auch noch an Lebensmitteln. Die große Müdigkeit drückte so manchem bald die Augen zu, aber zu mir wollte der Schlaf nicht kommen; denn ich fühlte mich durch das, was ich den Tag über erlebt hatte, sehr aufgeregt und trübe gestimmt. Auch gingen mir ernste Gedanken im Kopfe herum, indem ich im stillen die Betrachtung anstellte, wie so mancher von denen, die jetzt sorglos schliefen, vielleicht schon morgen in dem wiederbeginnenden Kampfe umkommen würde. Kaum rötete im Osten die aufgehende Sonne den Himmel, als es lebendig im Lager wurde. Denn es verbreitete sich mit Blitzesschnelle die Nachricht, daß die Russen ihre Stellung verlassen und unter dem Schutze der Nacht den Rückzug angetreten hätten. Wirklich sah man auch keinen einzigen Russen mehr, sie waren wie weggeblasen vom Schlachtfelde.

Sie hatten also unseren Angriff am anderen Morgen nicht abwarten wollen, der wahrscheinlich auch zu ihrem Nachteile ausgefallen sein würde, da sie während der Schlacht bedeutende Ver-

luste erlitten, indem mehrere ihrer Munitionswagen von unserer Artillerie in Brand geschossen worden waren, so daß sie mit großem Geprassel in die Luft flogen. Da ich das Infanterieregiment Prinz Clemens noch in derselben Stellung bemerkte, die es gestern während der Schlacht inne gehabt, so wollte ich diesen Umstand nicht nur zu einem Besuche meines Bruders benutzen, sondern ihm auch dabei noch eine angenehme Überraschung bereiten. Er hatte nämlich bei meinen früheren Besuchen, wenn sein Regiment in unserer Nähe war, immer den Wunsch ausgesprochen, daß er gern Leinwand zu einem Paar Pantalons haben möchte, da seine grauen, mit grünen Streifen besetzten Tuchhosen sehr defekt und unscheinbar geworden waren. Diese Leinwand hatte ich nun nach vielen Bemühungen mir endlich verschafft, indem ein Unteroffizier von unserer Eskadron auf einer Patrouille Gelegenheit gefunden, sie von einem Juden für drei Vierziger, oder wie sie bei uns genannt wurden, Zwanzigkreuzer, zu erhandeln. Mit dieser Leinwand gedachte ich nun meinem Bruder ein Geschenk zu machen, und ich stellte mir schon im Geiste die Freude vor, die er darüber haben würde. Schnell setzte ich mich daher zu Pferde und ritt auf das Regiment Clemens zu. Der Weg dahin führte mich über einen Teil des Schlachtfeldes, das mit vielen Toten bedeckt war. Vorzüglich auf den Stellen, wo russische Munitionswagen von den Geschützkugeln unserer Artillerie entzündet und zersprengt worden waren, sah ich viele verstümmelte Leichen liegen mit abgerissenen Armen und Beinen oder aufgeschlitzten Bäuchen, aus denen die Gedärme hervorhingen; ich eilte daher, hinwegzukommen von diesem schauderhaften Anblicke, und setzte meinen Weg fort. Bald holte ich einen Soldaten vom Regiment Prinz Clemens ein, der sich auch das Schlachtfeld besehen hatte, und fragte ihn im Vorbeireiten, ob sein Regiment viel gelitten habe, worauf er erwiderte, daß nur bei der achten Kompagnie der Verlust bedeutend gewesen sei, da von den Mannschaften derselben zwei Unteroffiziere und acht Gemeine geblieben wären. Wie Frost durchschauerte mich eine düstere Ahnung, als ich vernahm, daß gerade bei derjenigen Kompagnie, wo mein Bruder stand, zwei Unteroffiziere geblieben sein sollten. Hastig fragte ich daher

weiter: »Wie heißen diese Unteroffiziere?« Bei der Antwort des Soldaten: der eine davon nannte sich »Goethe«, wäre ich fast vor Schreck vom Pferde herabgesunken; so sehr hatte mich diese ganz unerwartete und so betrübende Nachricht wie ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen. Versunken in Schmerz und tiefe Trauer, saß ich da mit niedergebeugtem Kopfe, weinte und klagte laut über das unglückselige Geschick, das meinen Bruder in der Blüte seines Lebens betroffen. Denn er war noch nicht ganz 21 Jahre alt, von kräftiger und hoher Gestalt, auch schon zur Versetzung in die Garde designiert, als ihn der Tod so plötzlich ereilte. Nur der Gedanke, ihn noch einmal zu sehen, gab mir Kraft, und ich ritt auf sein Regiment zu, hörte aber, noch ehe ich es erreicht hatte, daß der Hauptmann von der 8. Kompagnie zu dem Feldwebel sagte: »Da kommt Goethe geritten, gehen Sie ihm entgegen mit der Nachricht, daß sein Bruder verwundet und in das Feldlazarett geschafft worden sei, damit ihm der traurige Anblick entzogen wird.« Der Feldwebel trat auf mich zu, um das auszurichten, was der Hauptmann ihm aufgetragen. Aber ich wußte ja schon, welches unglückliche Geschick meinen armen Bruder betroffen hatte. Deshalb bat ich nur, mich dahin zu führen, wo er liege, da ich gekommen sei, ihn noch einmal zu sehen. Hinter der Stellung des Regiments befand sich einiges Buschholz, dahin brachte man mich, und hier sah ich meinen Bruder tot ausgestreckt auf dem Boden liegen, die linke Seite der Brust von einer Kanonenkugel zerrissen, die auch den linken Arm zerschmettert hatte, die weiße Uniform ganz mit Blut bedeckt. Welch ein jammervoller Anblick war dies für mich, meinen Bruder, dem ich durch die mitgebrachte Leinwand eine Freude hatte bereiten wollen, in einem so beklagenswerten Zustande zu finden; ich kniete an seiner Seite nieder, um zu beten und zu weinen, dabei streichelte ich ihm das Gesicht, wie ich es zu tun gewohnt war, als er noch lebte. Da die starke Schußwunde den Tod schnell herbeigeführt haben mußte, so hatten sich seine Gesichtszüge nicht schmerzhaft verzogen, sondern einen ruhigen Ausdruck behalten, als wenn er schliefe, ein Beweis, daß er nicht viel gelitten haben konnte, was mir einige Beruhigung gewährte.

Neben ihm lag der zweite Unteroffizier, sein Unglücksgefährte,
dem eine Kanonenkugel die ganze obere Hälfte des Kopfes weg⸗
gerissen hatte. Während ich da stand und den blutigen Körper
meines Bruders anstarrte und jammerte, war sein Hauptmann hin⸗
zugetreten und sagte: »Wir haben einen braven Kameraden ver⸗
loren, er hätte aber seinem traurigen Geschicke entgehen können,
wenn er meine Warnung nicht unbeachtet gelassen. Denn als sein
Nebenmann, der hier liegende zweite Unteroffizier, tödlich ge⸗
troffen wurde, rief ich Ihrem Bruder zu, er möchte schnell etwas
weiter rechts treten, da die Geschütze in der Regel zweimal hinter⸗
einander feuern, ehe sie von neuem wieder gerichtet werden, mit⸗
hin, wo die erste Kugel hinfährt, die zweite nicht fern davon ein⸗
schlägt. Ihr Bruder«, fuhr der Hauptmann fort, »erwiderte jedoch
auf meinen Zuruf: ‚Wenn mich eine Kugel treffen soll, so trifft sie
mich, ich mag stehen, wo ich will, ich weiche daher nicht von
meiner Stelle‘. Er hatte aber kaum das letzte Wort ausgesprochen,
als ihn die verhängnisvolle Kugel niederstreckte.« Der herbeige⸗
kommene Feldwebel erzählte auch, wie sehr sich mein Bruder
gefreut habe, als er gehört, daß die Russen nun endlich stand⸗
hielten und daß es den andern Tag etwas Ernstliches setzen werde.
Er mußte also keine Ahnung gehabt haben von dem traurigen
Schicksal, das ihm so nahe bevorstand. Überhaupt verfolgte mei⸗
nen Bruder ein seltenes Mißgeschick. Denn schon im Feldzuge
1809 an der Donau gegen Österreich erhielt er gleich in der ersten
Affäre einen Flintenschuß durch den rechten Schenkel, so daß er,
um nicht in Feindes Hand zu fallen, von seinen Kameraden aus
dem Gefechte getragen werden mußte, und hier in Rußland wurde
er, ebenfalls beim ersten Male, wo er dem Feinde gegenüber⸗
stand, tödlich verwundet, während ich das Glück hatte, in so man⸗
chen Gefahren bis jetzt ganz unverletzt zu bleiben. In der Ferne
ließen sich nun die Trompeten meines Regiments vernehmen, die
zum Aufsitzen bliesen; ich mußte daher eilen, diesem Rufe zu
folgen, drückte zum letzten Male die erkaltete Hand meines ver⸗
ewigten Bruders und schied mit um so größerer Rührung von ihm,
als mir nicht einmal vergönnt war, so lange dort zu verweilen, bis
seine irdische Hülle dem Schoße der Erde übergeben worden war.
Wohl konnte ich mir denken, wie sein Begräbnis sein werde, näm⸗

lich, daß er mit Freund und Feind zusammen in eine Grube geworfen werden würde, wie es nach jeder Schlacht der Brauch ist, wo der Tod reiche Ernte gehalten hat, da dem einzelnen wegen der Menge von Leichen, die das Schlachtfeld bedecken, ein besonderes Grab nicht bereitet werden kann. Bei einem solchen Begräbnisse ertönt kein Glockenklang und kein Sterbelied, niemand von den Lieben des toten Kriegers steht um seine Gruft und weint eine Träne des Schmerzes und der Trauer hinab; denn diejenigen, welche die toten Körper in die Grube hinabwerfen, kennen ja oft nicht einmal ihre Namen. Auf dem Wege zum Regimente sah ich einen Offizier vom Infanterieregimente Prinz Friedrich begraben und hörte auf meine Frage, daß es der Leutnant von Kauffberg sei, der mein Vetter war. Also hatte ich in dieser Schlacht nicht nur einen Bruder, sondern auch einen nahen Verwandten von mütterlicher Seite verloren. Es war dies der einzige Offizier, der gestern in der Schlacht getötet wurde. Außerdem sollten noch 200 Mann geblieben, auch 19 Offiziere und gegen 700 Mann verwundet worden sein.

Als ich beim Husarenregimente angekommen war, marschierte dasselbe sogleich als Avantgarde ab, um die auf dem Rückzuge nach Kobrin begriffenen Feinde zu verfolgen und die einzelnen Nachzügler aufzuheben. Es mochten wohl gegen 150 Russen sein, die unserer Vorhut in die Hände fielen. Sie würde aber noch viel mehr Gefangene gemacht haben, wenn nicht der morastige Boden und die schlechten Wege uns an der schnellen Verfolgung behindert hätten. Den 13. August abends kam das Husarenregiment bei Kobrin an und bezog ein Lager vor diesem Städtchen, in dem die Brigade Klengel am 27. Juli von den Russen eingeschlossen und gefangen worden war. Dieser Ort hatte, wie wir sahen, durch das Geschützfeuer sehr gelitten. Nicht nur lagen viele Gebäude in Schutt und Asche, sondern es waren auch die noch stehen gebliebenen Häuser fast alle beschädigt. Die Russen hatten auf ihrem Rückzuge alle Brücken hinter sich abgebrochen; diese mußten daher erst hergestellt werden, ehe die weitere Verfolgung fortgesetzt werden konnte, weshalb wir denn den 14. August noch bei Kobrin blieben. Hier wurde bekannt gemacht, daß eine Feldpost bald nach Warschau abgehen und alle Soldatenbriefe nach

Sachsen mitnehmen werde, die ihr übergeben werden würden. Um nun meine Mutter auf den großen Verlust allmählich vorzubereiten, der sie durch den Tod meines Bruders Philipp betroffen, schrieb ich ihr auf einer von einem Tambour mir dazu überlassenen Trommel in kurzen flüchtigen Worten, aber mit schwerem Herzen, daß ihr Liebling in der Schlacht bei Podobna verwundet worden und in ein Lazarett gebracht worden sei. Wohl konnte ich mir denken, daß diese Nachricht meine arme Mutter sehr beängstigen und betrüben würde, doch vermochte ich dieses Leid nicht von ihr abzuwenden.

Nachdem alle durch die Sümpfe führenden Dämme und Brücken wieder hergestellt worden waren, brachen die Österreicher, die uns bei Kobrin zur Linken standen, den 15. August auf, um die Russen, welche ihren Rückzug größtenteils nach Dywin fortgesetzt hatten, zu verfolgen. Das sächsische Korps aber nahm gleichzeitig seine Richtung auf Brzesc. Das Husarenregiment marschierte daher heute durch die Mozinna bis Balkowa, den 16. August über den Bug bis Brzesc, den 17. bis Ruda, den 18. bis Sburasz, einem von vielen Morästen umgebenen Orte, und den 19. durch die Endungen der rokitnoschen Sümpfe bis Rigow. Dieser Marsch war wegen der sehr morastigen Wege mit großen Schwierigkeiten verbunden. Die Dämme, welche durch die Sümpfe führten, waren größtenteils von einer so schlechten Beschaffenheit, daß sie erst, oft im Angesichte des Feindes, hergestellt werden mußten, ehe sie passiert werden konnten. Nicht nur unsere Pferde, sondern auch die bei der Avantgarde befindliche leichte Infanterie mußten große Strecken Weges bis über die Knie im Schlamme und Wasser waten, weshalb besonders letztere auf diesem beschwerlichen Marsche viel litt.

Den 20. August rückten wir in Wolynien ein und kampierten bis zum 23. August bei Szacz, welchen Ort der Feind eben erst verlassen hatte, denn wir fanden noch rauchende Feuerstellen auf den Plätzen, wo er sein Lager gehabt. Zu den Biwakfeuern hatten die Husaren dürres Holz aus diesem Orte herbeigeholt, und da zufällig auch einige Schweine in unsere Hände gefallen waren, so wurde geschlachtet, gekocht und gebraten, wie zu einem Festtage. Unter dem dürren Holze befand sich auch ein leerer

Bienenstock, den man in einem Garten des Ortes aufgefunden und mit herausgenommen hatte. Sobald unser Feuer lustig in die Höhe loderte und in die dunkle Nacht hinaus leuchtete, wurde ein Hinterviertel von dem geschlachteten Schweine mit Bindfaden an einen Stock befestigt und dieser auf zwei gabelförmige Stützen gelegt, die zu beiden Seiten des Feuers in die Erde gesteckt waren, so daß das Stück Fleisch darüber in der Schwebe hing. Der Unteroffizier von Grassenburg hatte das Amt eines Bratenwenders übernommen, sich an das Feuer gesetzt, um mit einem dünnen Stäbchen das Stück Fleisch hin und her zu drehen, damit es auf allen Seiten gehörig gar und braun werden konnte. Da das Holz vom Bienenstocke wegen der eingedrungenen wachsartigen Teile des Honigs zwar sehr gut brannte, aber auch einen starken Rauch verbreitete und der den Braten wendende vorgenannte Unteroffizier gerade zufällig seinen Sitz und später die Lagerstelle beim Feuer an der Seite genommen hatte, wohin der Luftzug den Rauch trieb, so sah dieser gute Kamerad am anderen Morgen, als wir ihn näher betrachteten, wie ein Kohlenbrenner, oder, mehr noch, wie ein geräucherter Schinken aus, da nicht nur das Gesicht, sondern auch die weißen Schnüre und Borten an seiner Husarenuniform vom Rauche ganz schwarz geworden waren, was zu manchen Scherzen Veranlassung gab.

Den 24. August brach die Avantgarde wieder auf und marschierte bis nach Luboml, einer Stadt in Wolynien. Diesen Ort fanden wir noch von den Russen besetzt, die aber sofort angegriffen und daraus vertrieben wurden. Am 25. August entwickelte sich ein bedeutendes Vorpostengefecht, das jedoch mit dem Rückzuge der Russen endete, worauf dann unser Lager eine Stunde weiter vorgeschoben und im Laufe des 26. und 27. August, während wir in der Gegend von Luboml blieben, mehrmals verändert wurde. Seit einigen Tagen hatte ich mich schon etwas unwohl gefühlt, da ich mich erkältet haben mochte, was bei den anstrengenden Märschen in großer Hitze und den immerwährenden Nachtlagern unter freiem Himmel auf feuchtem Boden bei Wind und Regen wohl leicht hatte geschehen können; ich ging daher zu unserm Eskadronschirurgen Frick, um ihn von meinem Unwohlsein in Kenntnis zu setzen. Er gab mir ein Brechmittel ein; dieses

wollte aber, nachdem ich es schon ein paar Stunden im Magen hatte, doch noch nicht wirken; ich ging daher wieder zum Chirurgen hin, der mir ein zweites Brechmittel gab, das jedoch ebenfalls ohne Wirkung blieb. Am andern Morgen mußte ich daher mit zwei im Leibe sitzengebliebenen Brechmitteln marschieren und fühlte mich nun erst recht krank, da ich fortwährend große Übelkeiten verspürte. Wenn nun auch angenommen werden kann, daß diese Mittel dadurch, daß sie vielleicht lange im Medizinkasten mit herumgeschleppt worden waren, ihre Kraft verloren hatten, so würden sie doch auch selbst für den Fall, daß sie noch ganz kräftig gewesen wären, auf dem Biwak ihre Wirkung verfehlt haben, wo man die erforderliche Diät nicht beobachten kann. Es war daher von dem Chirurgen gewiß etwas leichtsinnig gehandelt, mir in einer solchen Lage zwei Brechmittel hintereinander zu geben, umsomehr, da wir als Vorhut dem Feinde ganz nahe gegenüberstanden und jeden Augenblick einem Angriffe entgegensehen mußten.

Am 28. August verließ das sächsische Korps sein Lager bei Luboml und marschierte bis Targowice, wo es wieder Stellung nahm. Die Vorhut, also auch das dazu gehörige Husarenregiment, bezog weiter vorwärts bei Turisk ein Biwak, auf dem wir bis zum 3. September blieben. Da die Russen ihren Rückzug weiter fortgesetzt hatten, mithin ein Angriff ihrerseits nicht zu erwarten war, so benutzten wir diese seltene Ruhe, um unsern abgematteten Pferden die so notwendige Pflege zu widmen. Sie wurden daher, was seit längerer Zeit nicht geschehen, abgesattelt und die Rücken untersucht, wobei sich ergab, daß viele Pferde von den Sätteln so gedrückt waren, daß die in Eiterung übergegangenen Wunden sogar bis auf die Knochen reichten. Man kann sich daher den Schmerz der armen Tiere denken, die in diesem Zustande Tag und Nacht ihre Reiter hatten tragen und dabei oft auch noch Futtermangel erdulden müssen.[1] Zum großen Bedauern fand auch ich, daß mein Pferd auf seinem Rücken ebenfalls eine nicht unbedeutende wunde Stelle hatte, zu deren Heilung

[1] Noch viel grauenhafter waren, schon auf dem Hinmarsch nach Moskau, die Qualen der Pferde bei der noch weit größere Länderstrecken durchmessenden Hauptarmee. Vergl. darüber: Die Deutschen in Rußland, I, 26–27.

ich mir aber leider kein Mittel verschaffen konnte, da der Vorrat von Salben und Umschlägen, die für solche Fälle der Eskadronsschmied bei sich führte, schon vergriffen war. Es blieb mir daher nichts weiter übrig, als die wunde Stelle öfters mit kaltem Wasser zu waschen, was freilich nur wenig helfen konnte. So war denn der Zustand von Pferd und Reiter ein sehr mißlicher, da auch ich mich fortwährend unwohl fühlte. Außer der unseren Pferden zugewendeten sorgfältigeren Pflege wurde auch eine Generalwäsche vorgenommen. Wer von uns noch ein reines Hemd im Mantelsacke hatte, zog es an und ging mit dem abgelegten, das von dem vielen Schweiß und Schmutz durch die Länge der Zeit eine aschgraue, ins Gelbe spielende Farbe angenommen hatte, nach dem nahen Teiche, um in dessen eben nicht sehr klaren Wasser die Wäsche zu beginnen; freilich nur eine notdürftige, da hierbei die Hauptsache, Seife, fehlte.

Um die nach dem Großherzogtum Warschau führende Hauptstraße mehr zu decken, brach das sächsische Korps am 4. September von Targowice auf und marschierte nach Kuselin und Makowicze, wo es bis zum 22. September ein Hüttenlager bezog. Die gleichzeitig von Turisk aufgebrochene Vorhut ging den 4. September durch Kuselin bis Gimetrosky und den 5. September bis Torczyn, wo sie bis zum 21. September blieb. Dieser Ort, wo wir ein förmliches Lager bezogen und Feldhütten errichtet hatten, liegt in Wolynien, nicht weit vom Styr, ungefähr 60 Meilen von Warschau. Die Russen hatten ihren Rückzug über diesen Fluß fortgesetzt, alle darüber führenden Brücken hinter sich abgebrochen und am rechten, etwas steilen Ufer eine feste Stellung genommen, die, da das diesseitige oder linke Ufer viele sumpfige und morastige Stellen hatte, auch von dem rechten, mehr erhöhten Ufer beherrscht wurde, von unserer Seite nicht wohl angegriffen werden konnte. Nach den im österreichischen Hauptquartiere eingegangenen Nachrichten war ein großer Teil der russischen Armee, die seither in der Moldau gestanden, von dort aufgebrochen und im Marsche begriffen, um das uns gegenüberstehende Korps des Generals Tormassow zu verstärken. Es schien daher, als wenn dieser die Ankunft jener Verstärkung in seiner gedeckten Stellung am Styr erst abwarten wollte. Da es aber noch nicht ge-

wiß war, welche Marschrichtung dieser Teil der Moldauarmee nehmen werde, so konnten die Österreicher und Sachsen sich nur darauf beschränken, den Feind durch ausgesandte Rekognoszierungen zu beobachten und über jene Richtung bestimmtere Nachrichten einzuziehen. Die Österreicher hatten sich ebenfalls dem Styr genähert, und ihr Hauptquartier war in Golowy. Die von uns ausgeschickten Patrouillen trafen fast jedesmal auf überlegene feindliche Kavallerie, was denn manche Verluste herbeiführte. So wurde der Ingenieurhauptmann Geise, der beauftragt war, den Styr und dessen Umgebung aufzunehmen, mit der ihm beigegebenen Bedeckung, dem Leutnant von Mangoldt und 15 Husaren von unserem Regimente, durch Kosaken überfallen und gefangen genommen. Es wurde daher, um ferneren Verlusten vorzubeugen, eine kombinierte mobile Kolonne aus österreichischer und sächsischer Kavallerie unter dem Kommando des österreichischen Generals Zechmeister gebildet. Der Major von Czettritz, der dieser Kolonne mit einem Detachement Husaren und Polenz Dragoner zugeteilt worden war, fiel jedoch später in Nieswicz bei einem unerwarteten Überfall der Russen mit dem Leutnant von Schirnding, unserem Eskadronschirurgen Frick nebst zwanzig Husaren und Dragonern in Feindes Hand. Auch ein bei der mobilen Kolonne befindliches österreichisches Chevaulegersregiment hatte dabei bedeutende Verluste erlitten. Diese öfteren feindlichen Überfälle, wobei wir immer Leute verloren, gaben einen Beweis von der großen Übermacht der russischen Kavallerie, unter der sich namentlich viele Kosaken befanden, die uns wie Spürhunde Tag und Nacht umschwärmten und unsere Bewegungen zu erlauschen suchten. Auch bildeten sie eine undurchdringliche Vorpostenkette, so daß unsere Patrouillen zuverlässige Nachrichten über Stellung und Stärke des Feindes nicht einzuziehen vermochten. Hierzu kam, daß wir der Wege und Sprache ganz unkundig waren und es schwer hielt, einen zuverlässigen Boten zu bekommen, der uns durch die großen Waldungen und Sümpfe richtig führte, da, wenn wir ein Dorf erreichten, die männlichen Bewohner daraus entflohen waren. Wurden wir aber eines russischen Bauern habhaft, so benutzte er gewiß die erste Gelegenheit, um in den Wald zu entspringen. Obgleich wir durch diese ge-

machten Erfahrungen vorsichtig geworden waren, da wir den Boten mit einer Fouragierleine an ein Pferd banden, so kamen doch Fälle vor, daß er auch diese unbemerkt durchschnitten und sich in Freiheit gesetzt oder, wenn er daran gehindert worden war, uns einen falschen Weg geführt hatte, auf dem wir einigemal fast dem Feinde in die Hände gefallen wären.

Auch waren die russischen Edelleute, wie nicht anders erwartet werden konnte, die größten Spione, denn sie benachrichtigten sogleich ihre Landsleute von allen unseren Bewegungen durch im geheimen abgeschickte Boten. So kam es denn oft vor, daß, wenn wir nach einem anstrengenden Marsche uns bei einem Orte gelagert hatten und im Begriff waren, es uns bequem zu machen und eine Suppe zu kochen, die Kosaken mit ihrem fatalen Hurrageschrei uns in dieser Ruhe störten, wir die Feldkessel ausschütten und aufsitzen mußten. Es konnte nur der Edelmann des Ortes, bei dem wir kampierten, die Kosaken von unserer Ankunft, Stellung und Stärke sogleich benachrichtigt haben. Der Kosak spielt in der russischen Armee eine große Rolle, denn er ist es, der auf seinem kleinen, aber dauerhaften Pferde jede Bewegung des Feindes ausspäht, ihn fortwährend beunruhigt, ihm die Zufuhren abschneidet und alle Nachzügler aufhebt, indem er plötzlich da erscheint, wo er gar nicht vermutet wird. Stoßen die Kosaken auf reguläre Kavallerie, so greifen sie diese selten an, sondern ziehen sich zurück, es müßte denn sein, daß die Übermacht auf ihrer Seite wäre, wo sie dann mit großem Hurrageschrei, ihre langen Lanzen zum Stoße bereit, sich auf die feindliche Reiterei stürzen. Hält sich letztere aber fest geschlossen und den ersten Angriff aus, so werden die Kosaken einen zweiten nicht leicht wagen, sondern sich darauf beschränken, die feindliche Kavallerie zu umschwärmen und ihre Bewegungen zu beobachten. Der Kosak führt in seiner Heimat ein wahres Nomadenleben, Mann und Pferd sind an Strapazen und Entbehrungen gewöhnt, weshalb sich denn beide im Kriege ganz in ihrem Elemente befinden. Rußland kann eine Menge sogenannter Bauernkosaken, wie sie zum Unterschiede von den regulären benannt werden, ins Feld stellen und zwar mit wenigen Kosten, da jeder Kosak sein Pferd und eine Lanze mitbringt, mithin nur wenig zu seiner völligen Ausrüstung bedarf.

Den 16. September verbreitete sich die Nachricht, daß der russische General LANGERON mit 15000 Mann und einer bedeutenden Artillerie in Dubno eingetroffen sei, auch der General TORMASSOW aus dem Innern Rußlands mehrere tausend Mann Verstärkung an sich gezogen habe; es war daher bei der nunmehrigen großen Übermacht des Feindes ein baldiger Angriff von seiner Seite zu erwarten. Auch bemerkte man in der feindlichen Stellung jenseits des Styr eine große Beweglichkeit, und es wurden mehrere Brücken über diesen Fluß von den Russen wiederhergestellt, was unzweifelhaft andeutete, daß sie die Offensive bald wieder ergreifen würden. Da ich mich seit dem Tage, wo ich die beiden Brechmittel eingenommen, fortwährend unwohl gefühlt hatte und mein krankhafter Zustand sich immer mehr verschlimmerte, so sollte ich auf Anordnung des Regimentsarztes, der mich die letztere Zeit selbst behandelt hatte, in das Feldlazarett nach Wlodawa gebracht werden und mich ein ebenfalls kranker Husar begleiten. Da wir beide jedoch noch zu reiten vermochten, so gab man uns zwei marode Pferde, auf denen wir am 17. September unser Lager bei Torczyn verließen. Dem Husaren war noch ein stark gedrücktes Pferd zur Hand gegeben worden, das er zur Heilung mit nach Wlodawa nehmen sollte. Daß zwei kranke Leute mit abgemagerten und kraftlosen Pferden keine großen Tagemärsche machen konnten, läßt sich denken, und so zogen wir denn auf der Straße, die über Kuselin, Turisk, Luboml und Opalin nach Wlodawa führt, nur langsam dahin. Den 21. September, also am fünften Tage unseres Marsches, sahen wir, aus einem Walde hervorkommend, die Stadt Wlodawa in der Entfernung von einer halben Stunde, am jenseitigen oder linken Ufer des Bug, vor uns liegen. Da jedoch die durch die Niederung dahin führende Straße von diesem ausgetretenen Flusse ganz überschwemmt war, so mußten wir umsomehr Bedenken tragen, durch diese lange Wasserfläche den Ritt fortzusetzen, als uns das Terrain ganz unbekannt war. Wir wendeten uns daher weiter rechts und verfolgten einen am Rande des Waldes dahinführenden Weg, der uns in das Dorf Koszary brachte, das diesseits des Bug liegt. Hier hörten wir von dem Juden im Kruge, daß der von diesem Dorfe aus nach Wlodawa führende Fahrweg ohne Gefahr zu

passieren sei, weshalb wir denn auch, dieser Angabe vertrauend, auf demselben fortritten. Wir hatten aber kaum eine Viertelstunde zurückgelegt und waren dem Bug etwas näher gekommen, als sich viele Wasserflächen auf unserem Wege zeigten, die wir zwar passierten, aber dann in einen mit diesem Flusse in Verbindung stehenden tiefen und breiten Hauptabzugsgraben gerieten, in dem die Pferde schwimmen mußten, jedoch das jenseitige hohe Ufer dieses Grabens nicht zu ersteigen vermochten. Dieser war so tief, daß von den Pferden nur die Köpfe über dem Wasser sichtbar waren, das uns bis unter die Arme reichte. Der Husar wäre in diesem stark strömenden Graben beinahe verunglückt, da sein Handpferd nicht vorwärts wollte, sondern ihn von dem Pferde, worauf er ritt, rückwärts bald herabgezogen haben würde, wäre ich nicht zu seinem Beistande herbeigeeilt. Nachdem wir auf der Seite des Grabens, wo wir hineingeritten, nach vielen Versuchen endlich wieder herausgelangt waren, hielt ich es doch für das Sicherste, nach dem Dorfe Koszary zurückzukehren, da ich in der Ferne noch große Wasserflächen bemerkte, die wir erst hätten passieren müssen, um nach Wlodawa zu gelangen. In dem gedachten Dorfe angekommen, war es mein erstes Geschäft, den Juden darüber zur Rede zu stellen, wie er habe sagen können, daß der Weg nach Wlodawa ohne Gefahr zu passieren sei. Dieser war aber um eine Antwort nicht verlegen und behauptete, wir müßten den rechten Weg verfehlt haben, denn sonst hätten wir in den tiefen Abzugsgraben nicht geraten können. Da wir bei dem Schwimmen der Pferde bis unter die Arme durchnäßt worden waren, auch die Stiefel voll Wasser hatten, so ließ ich mir sogleich ein Quartier im Dorfe anweisen. Letzteres war aber von dem ausgetretenen Wasser des Bug so angefüllt, daß wir auf einem Kahne nach unserem Quartiere gefahren, die Pferde dagegen von einigen Einwohnern durch das Wasser dahin geritten werden mußten. Der Wirt nahm uns freundlich auf und sprach, was mir sehr lieb war, ein verständliches Deutsch, denn er hatte nach seiner Erzählung früher mehrere Jahre in Preußen gelebt. Von ihm erfuhren wir nun, daß der Weg nach Wlodawa, den wir hatten reiten wollen, bei großem Wasser gar nicht zu passieren sei und wir dadurch, daß wir umgekehrt, einer bedeutenden Gefahr entgangen wären. Im

stillen dankte ich dem Himmel recht innig dafür, daß ich einer so
großen Lebensgefahr mit meinem Husaren glücklich entkommen
war, ließ mir eine Streu in die Stube machen und zog die nassen
Kleider vom Leibe, um sie an dem Ofen zu trocknen. Der freund⸗
liche Wirt hatte uns sogleich eine gute Suppe kochen lassen, auch
warme Decken gebracht, so daß wir uns jetzt ziemlich behaglich
fühlten, nur der Husar bekam später einen starken Anfall von
Fieber, so daß ihm die Zähne aufeinander klappten. Am anderen
Morgen wurden wir wieder mit dem Kahne nach dem etwas höher
gelegenen Kruge gefahren, wo wir die Ankunft unserer Pferde
erwarteten. Sodann brachte uns ein Bote auf einem Umwege nach
der von einer ganz andern Seite nach Wlodawa führenden Haupt⸗
straße, die nicht überschwemmt war, worauf wir bald in dieser
Stadt anlangten. Nach unserer Ankunft meldeten wir uns sogleich
bei dem Hauptmann von Oelschlägel, der Kommandant in
Wlodawa war, und baten um Aufnahme in das Lazarett. Dieser
eröffnete uns jedoch, daß es ganz überfüllt sei, auch die Häu⸗
ser in der Stadt schon überall mit Kranken belegt wären, wir
also weder im Lazarette noch im Orte ein Unterkommen finden
könnten, sondern in den vor der Stadt errichteten Lagerhütten,
wo sehr viele andere Kranke sich befänden, untergebracht werden
müßten. Es wurde daher, nachdem unsere Pferde einigen im dor⸗
tigen Depot befindlichen Kavalleristen zur Wartung und Pflege
übergeben worden waren, auch uns eine solche Hütte angewiesen,
die freilich kein geeignetes Obdach für Kranke darbot, da sie
etwas luftig erbaut war, mithin gegen die schon kalt gewordenen
Nächte nicht schützte. Doch waren wir schon damit zufrieden, in
unserer Hütte ein Strohlager zu finden, auf das wir uns hinstrecken
und so die nötige Ruhe genießen konnten. Bei den vielen Kran⸗
ken aller Waffengattungen, die in dem Lazarette und den Häusern
lagen, hatten die Ärzte so viel zu tun, daß sie die in den Lager⸗
hütten befindlichen Kranken nur selten besuchen konnten, wes⸗
halb wir denn auch nur wenig Arznei bekamen. Übrigens war im
Lazarette die Sterblichkeit sehr groß, da an einem darin ausge⸗
brochenen und epidemisch gewordenen bösartigen Nervenfieber
viele Menschen starben. Täglich sah ich einige Wagen, mit Toten
beladen, nach einem nicht weit von unserer Lagerhütte befind⸗

lichen Platze fahren, wo sie ohne weitere Zeremonie in eine große Grube geworfen und dann mit Erde bedeckt wurden. Es war daher gut, daß ich keinen Platz im Lazarette gefunden hatte.

RÜCKZUG ZUM BUG. IM GEFECHT BEI WOLKOWISK. NOCHMALIGER VORMARSCH. ZURÜCK NACH DER WEICHSEL.

Während ich mich in Wlodawa befand, hatten die Russen mit bedeutenden Streitkräften den Styr überschritten und unsere bei Torczyn aufgestellte Vorhut mit großer Übermacht angegriffen und zurückgedrängt. Der General Reynier sah sich daher genötigt, da auch der rechte Flügel der Sachsen bedroht wurde, am 22. September den Rückzug auf Turisk anzuordnen. Die Vorhut, die der General v. Gablenz seither geführt, bildete nun unter dessen Kommando die Arrieregarde. Das hierzu gehörige Husarenregiment marschierte daher, nachdem das sächsische Korps den Tag vorher schon aufgebrochen war, den 23. September bis Saturni, den 24. durch Kuselin bis Makawoda, den 25. bis Turisk, den 26. bis Turiczanny, den 27. über Staffky, unter fortwährender Beunruhigung durch Kosaken, bis Stabozik, den 28. bis Luboml, den 29. (Michaelistag) über den Bug bis Opalin, und den 30. bis Wlodawa. Hier schloß ich mich meinem Regimente sogleich an, da ich nach einer achttägigen Ruhe mich wieder etwas erholt hatte. Bei dem beabsichtigten weiteren Rückzuge hätte ich auch in Wlodawa nicht länger bleiben können, da alle Kranken schleunigst nach Warschau transportiert wurden, damit sie nicht den nachrückenden Russen in die Hände fallen sollten. Nur der Husar, der beim Durchreiten des großen Wassers vor Wlodawa das Fieber bekommen hatte, konnte sich dem Regimente nicht anschließen, sondern kam mit auf den Krankentransport.

Das sächsische Korps hatte während eines mehrtägigen Rückzugs nur wenig Verluste erlitten und auf zwei bei Opalin und Koszary geschlagenen Schiffsbrücken den Bug überschritten, worauf es mit einem Teile des bei Wlodawa über diesen Fluß gegangenen österreichischen Korps, am linken Ufer des Bug seine Richtung nach Brzesc nahm, während eine österreichische Divi-

sion auf dem rechten Ufer dieses Flusses dahinmarschierte. Das linke Ufer des Bug, an dem Wlodawa liegt, beherrscht mit seinen Anhöhen die am rechten Ufer sich hinziehenden Niederungen. Von diesen Anhöhen konnte man sehr deutlich bemerken, daß der an jene Niederungen grenzende Wald vom Feinde besetzt war und daraus bedeutende russische Kavallerie hervorrückte, die, da sie die über den Bug geschlagenen Brücken schon überall abgebrochen fand, ihren Marsch am rechten Ufer des Flusses in der Richtung nach Brzesc fortsetzte, obgleich sie von den auf den diesseitigen Anhöhen aufgefahrenen Geschützen bei ihrem Hervorkommen aus dem Walde heftig beschossen wurde. Da sonach die feindliche Kavallerie sich durch unser Geschützfeuer nicht aufhalten ließ, so brach auch das Husarenregiment von Wlodawa auf und rückte den 1. Oktober bis Sobibor, den 2. bis Trocanca, den 3. über Slavadicz bis Koddin und den 4. bis Terespol, welcher Ort ganz nahe bei Brzesc liegt und nur durch den dazwischen fließenden Bug davon getrennt wird. Der Chirurg Rebentisch, der während des letzten Marsches etwas zurückgeblieben war, wurde vermißt und mochte wohl den Kosaken in die Hände gefallen sein, die nun auch den Bug überschritten hatten und uns am linken Ufer folgten. Nachdem das Husarenregiment am 5. und 6. Oktober bei Terespol verblieben war, marschierte dasselbe den 7. Oktober durch Brzesc, um eine Stellung jenseits dieser Stadt zu nehmen. Das sächsische Korps hatte den rechten Flügel, der sich an Brzesc lehnte; zur Linken standen die Österreicher. Der Feind suchte uns durch verschiedene Scheinangriffe während des 8. und 9. Oktober aus dieser so ziemlich gedeckten Stellung zu verdrängen, weshalb diese beiden Tage unter gegenseitigen Demonstrationen verstrichen, indem wir früh aus dem Biwak in die Position rückten und abends wieder den ersteren bezogen.

Hier ereignete sich der sehr bedauerliche Vorfall, daß ein Husar unseres Regiments von einem österreichischen Offizier erstochen wurde. Dieser Husar, namens Mitzschke, der Frau und Kinder in der Heimat hatte, war nämlich mit noch einigen seiner Kameraden von unserem Biwak nach einem nahe gelegenen Dorfe gegangen, um sich etwas Lagerstroh dort zu holen. Indem sie

sich dieses in der Scheune des dortigen Edelhofes zusammensuchen, komm ein österreichischer Offizier dazu, der die Husaren darüber zur Rede setzt und verlangt, daß sie sich sofort entfernen sollen. Die Husaren gehen zwar, der eine davon will jedoch sein Bündelchen Stroh mitnehmen, was aber der österreichische Offizier verbietet. Da jener es nicht zurücklassen will, so zieht dieser seinen Degen und sticht den Husaren auf der Stelle tot. Ein Schrei des größten Unwillens erklang durch das ganze Regiment, als die rückkehrenden Husaren diesen betrübenden Vorfall erzählten, und wenn nicht unsere Offiziere zur Ruhe gemahnt, auch der Regimentskommandeur zugesagt hätte, daß er die Untersuchung beantragen werde, so wären die Husaren in Masse nach dem Dorfe geeilt, um sich Genugtuung zu verschaffen. Dieser Offizier war übrigens, wie sich später herausstellte, ein Adjutant von einem österreichischen General gewesen, welch letzterer auf dem Edelhofe sich einquartiert gehabt. Daß dieser bedauerliche Vorfall nicht geeignet sein konnte, das Band des guten Einvernehmens zwischen Sachsen und Österreichern fester zu knüpfen, läßt sich denken.[1]

Da die Russen durch alle ihre Scheinbewegungen uns aus der Stellung bei Brzesc zu drängen nicht vermocht hatten, so griffen sie mit ihrer ganzen Macht den linken Flügel an und gefährdeten dadurch die Rückzugslinie der Österreicher auf Brody. Es wurde daher von dem Fürsten SCHWARZENBERG und dem General REYNIER gemeinschaftlich beschlossen, die seither innegehabte Stellung aufzugeben. Infolge dieses Beschlusses brach das Husarenregiment noch in der Nacht des 10. Oktober auf und kam früh bei Tagesanbruch am 11. Oktober jenseits der Lesna an, eines kleinen Flusses, der nicht breit, aber ziemlich tief ist. Die darüber führenden Brücken waren bis auf zwei bei Kliniki und Terebun

[1] Etwas anders stellt der General v. FUNCK die Sache dar, nach dessen »Erinnerungen« der sächsische Husar sich grobe Widersetzlichkeit hatte zuschulden kommen lassen. Obwohl v. FUNCK die Verhältnisse im 7. Korps in einer recht mißgünstigen Weise behandelt, so wird man es nicht für ausgeschlossen halten, daß GOETHE in dem warmen Gefühl kameradschaftlichen Empfindens, das ihn überall in seinem Buch gegen die ehemaligen Waffengefährten beseelt, die Sache seinerseits nicht ganz ohne Parteilichkeit vorgetragen hat.

nach unserem Übergange zerstört worden. Die Russen, nachdem sie den Aufbruch bemerkt, waren uns schnell gefolgt und richteten hauptsächlich ihren Angriff auf die noch nicht ganz abgetragene Brücke bei Kliniki. Obgleich nun dieser Übergangspunkt von den sächsischen Schützen und einer Batterie verteidigt wurde, so war es doch der feindlichen Infanterie gelungen, eine unterhalb Kliniki befindliche zweite Brücke herzustellen und auf dieser die Lesna zu überschreiten. Die Russen waren zwar nach einem hartnäckigen Kampfe über diese Brücke wieder zurückgeworfen worden, dabei verlor aber der Major von Metzsch, der die feindlichen Jäger mit seinen Schützen immer weiter zurückdrängen wollte, das Leben, indem er, von einer Kugel getroffen, tot vom Pferde sank und von den Russen fast noch ausgeplündert worden wäre, wenn nicht seine braven Schützen durch einen erneuerten Angriff dies verhindert hätten. Da durch das starke feindliche Kanonenfeuer die Schützen abermals zum schnellen Rückzuge bis an den Rand des diesseitigen Waldes genötigt worden waren, so konnten sie zwar den Leichnam des Majors nicht mit sich nehmen; es gelang aber später bei einbrechender Dämmerung einigen Schützen, ihn zurückzubringen und ihren hochverehrten Anführer nicht weit von der Stelle, wo er seinen Tod fand, mit ihren Seitengewehren und unter den feindlichen Geschützkugeln ein notdürftiges Grab zu bereiten. Auch der Oberstleutnant von Egidy wurde in dieser Affäre durch einen Schuß in die Brust tödlich verwundet und starb einige Tage darauf; ich sah ihn noch von einigen Schützen aus dem Gefechte tragen. Da das waldige Terrain sich zu einer Bewegung für Kavallerie nicht eignete, so war bloß Infanterie und Artillerie im Gefechte. Das Husarenregiment hatte daher auf einer nicht weit von der Lesna befindlichen Anhöhe Posto gefaßt und war, da es an dem Kampfe nicht teilnehmen konnte, abgesessen. Wir zündeten hier Feuer an, um uns etwas zu kochen, da wir seit dem Nachtmarsche heute noch nichts genossen hatten; die Russen mochten aber jenseits der Lesna unsere Stellung bemerkt haben, denn sie beschossen uns heftig mit Granaten. Eine davon schlug nicht weit von unserem Feuer auf die Erde nieder; wir sprangen daher schnell auf die Seite, um aus der gefährlichen Nähe dieser Kugel zu kommen, da eine solche nach

ihrem Aufschlagen in der Regel nun erst recht ihre zerstörende Wirkung äußert, indem sie dann in kleine Stücke zerplatzt, die, wohin sie treffen, Verwundungen oder Tod verbreiten. Obgleich diese Granate kurz nach unserer eiligen Entfernung explodierte, so hatten doch die umhergeflogenen Stücke derselben nur ein Pferd und einen Husaren, der sich nicht schnell genug entfernt, verwundet, jedoch nicht bedeutend. Das Husarenregiment nahm bald hierauf eine andere, weiter rückwärts gelegene, dem feindlichen Geschützfeuer nicht so ausgesetzte Stellung.

Die eingetretene Dunkelheit hatte zwar dem Gefechte ein Ende gemacht, da aber unsere Lage nicht so beschaffen war, daß wir am anderen Morgen einem erneuten Angriffe des Feindes mit Erfolg hätten die Spitze bieten können, so wurde noch in später Nacht der weitere Rückzug in aller Stille angetreten. Das Husarenregiment kam daher früh den 12. Oktober bei Wolczin an, bezog ein Biwak daselbst und marschierte sodann am 13. Oktober über Nimerow bis Mielnik, am Bug gelegen. Eine von uns abgesendete Patrouille war auf einen Pulk Kosaken gestoßen und hatte sich, von diesen heftig verfolgt, eiligst zurückziehen müssen. Nur ein Husar davon, namens Leumner, war beim Rückzuge durch einen Lanzenstich im Rücken verwundet worden und mußte, obgleich die Spitze nicht tief eingedrungen war, auch die Wunde bei der Besichtigung nicht bedeutend schien, dennoch in das Lazarett geschafft werden, da er beim Atemholen über bedeutende Schmerzen im Rücken klagte. Hieraus geht hervor, wie gefährlich ein Lanzenstich ist, auch wenn er unbedeutend scheint.

Den 14. Oktober wurde der Marsch den Bug entlang fortgesetzt, der Fluß bei Sosibor überschritten und dann nicht weit von Kaluscyn kampiert, des anderen Tages, den 25. Oktober, aber über Sarnacky bis Litemnicky marschiert. Während wir auf diesem Marsche bei einem Dorfe Halt machten, hatte man ein Faß Branntwein auf dem Edelhofe in Beschlag genommen und auf einen Wagen geladen, um es mit uns fortzuführen. Dem sollte aber nicht so sein, denn von unseren ausgestellten Vedetten ging die Meldung ein, daß viel feindliche Reiterei sich nähere. Das Faß Branntwein mußte unter diesen Umständen stehen bleiben. Um nun aber den Inhalt, auf dessen Genuß die Husaren sich schon gefreut hatten,

nicht den Kosaken zu überlassen, wurde eine Daube des Fasses, in der das Spundloch war, schnell eingeschlagen und jeder Husar suchte im Vorbeireiten seine Feldflasche durch Einschöpfen mit Branntwein zu füllen.

Den 16. Oktober gingen wir über Korniza und Kopilany bis Swory, sodann den 17. Oktober bis nach Biala, einer kleinen Stadt, bei der das sächsische Korps eine Stellung hinter dem mit sumpfigen Ufern umgebenen Bialabach nahm, einen darüber führenden Damm vor sich habend, über den die Straße nach Terespol und Brzesc führte. Jenseits dieses Dammes und des genannten Baches befand sich ein großer Wald, der, einige hundert Schritte davon entfernt, nach unserer Stellung zu einen Halbkreis bildete. An diesem Damme und einer über den Bach führenden Brücke stand eine kleine Mühle, bei der unsere Vorposten ausgestellt wurden; der Damm selbst aber, als der Übergangspunkt dieses sumpfigen Terrains, war von der sächsischen leichten Infanterie besetzt. Eine nach der Besitznahme dieser Stellung unter dem Oberstleutnant von Lindenau vom Husarenregimente unternommene Rekognoszierung hatte zwar einige russische Mehlwagen weggenommen, aber über die Stärke des Feindes keine näheren Nachrichten einziehen können. Es wurde daher am 18. Oktober früh eine zweite Rekognoszierung, aus Ulanen bestehend, unter dem Major von Seydlitz auf der Straße nach Terespol entsandt, die aber auf überlegene feindliche Kavallerie stieß und, heftig verfolgt, sich auf unsere Stellung zurückziehen mußte. Der Feind rückte nun mit bedeutender Infanterie aus dem Halbkreise des jenseitigen Waldes hervor, warf unsere Vorposten bis an den Damm zurück und entwickelte eine starke Plänklerlinie, welche durch die am Rande des Waldes aufgestellten Infanteriemassen und die dort aufgefahrenen zahlreichen Geschütze unterstützt wurde. Da die leichte Infanterie, die den Damm besetzt hielt, der nach unserer Stellung führte, zu schwach war, um sich gegen die Übermacht des Feindes dort behaupten zu können, so wurden zu ihrer Unterstützung noch einige Bataillone vorgeschickt, die sich ebenfalls in eine Plänklerlinie, der feindlichen gegenüber, formierten. Das Husarenregiment war rechts hinter dem über den Morast führenden Damme und das Regiment von

Polenz Dragoner links von demselben auf einer Feldfläche aufmarschiert. Beide Reiterregimenter wurden von der feindlichen Artillerie mit Haubitzen beschossen, die aber wenig Schaden taten, da die russischen Geschütze von unseren diesseits aufgefahrenen Batterien bald zum Schweigen gebracht wurden. Da das Plänklergefecht sehr hitzig zu werden begann, auch die feindliche Infanterie der unsrigen dort überlegen war, so ging das Regiment Prinz Friedrich mit einer Kolonne österreichischer Infanterie bei der weiter links von unserer Stellung gelegenen zweiten Mühle über den Morast, um den Feind in seiner rechten Flanke anzugreifen, wodurch er denn auch zum Weichen gebracht wurde und, auf seinem Rückzuge nach Zalesie von uns verfolgt, viele Gefangene verlor. Während dieses Flankenangriffs hatte der Leutnant von Zychlinski mit einer Abteilung sächsischer leichter Infanterie oder Schützen, wie sie auch genannt wurden, den Russen eine zwölfpfündige Kanone genommen. Er war nämlich auf unserem äußersten rechten Flügel an dem dort sich hinziehenden und mit dichtem Buschholz bewachsenen Morast postiert worden, um den Feind zu beobachten, als ihm ein Schütze meldete, daß in dem jenseitigen, nahe am Sumpfe gelegenen Walde auf einer Holzblöße eine russische Kanone aufgefahren werde. Der Leutnant und seine Leute durchwaten nun schnell den Morast und werfen sich, nachdem sie im Walde ungesehen vorgegangen, plötzlich auf die feindlichen Artilleristen, eben als sie im Begriffe sind, die Kanone zu laden, und nehmen nicht nur die Bedienung gefangen, sondern auch das Geschütz mit der Bespannung weg. Als diese Kanone von den Schützen im Triumphe bei uns vorbei nach Biala gebracht wurde, sah das lange Rohr derselben noch ganz blank und neu aus, als wenn es noch nicht dazu gebraucht worden wäre, Tod und Verderben zu schleudern. Die Sachsen hatten in dieser Affäre nicht unbedeutende Verluste erlitten; denn es sollten, wie gesagt wurde, einige Offiziere und gegen zweihundert Mann geblieben und verwundet worden sein.[1] Nicht nur an der Lesna, sondern auch in dem heutigen Gefechte hatte die sächsische Infanterie, die wegen Beschaffenheit des Terrains allein

[1] Nach Exner belief sich der sächsische Verlust in dem Gefecht bei Biala auf 9 Offiziere und 187 Mann.

an dem Kampfe tätigen Anteil nehmen konnte, sich sehr brav gehalten, weshalb sie in einem vom General Reynier erlassenen und den Truppen mitgeteilten Tagesbefehle sehr belobt und die bewiesene Tapferkeit der leichten Infanterie besonders hervorgehoben wurde.[1] Nachdem die Russen retiriert waren, besahen wir uns den Kampfplatz, auf dem die beiden Plänklerlinien sich gegenüber gestanden. Er war mit Toten bedeckt, unter denen man auch viele russische Jäger bemerkte, die ganz leicht geschäftete Büchsen führten, die aber sehr gut schossen. Sowohl diese, als die Patronen, deren viele auf dem Wahlplatze zerstreut herumlagen, konnten die englische Abkunft nicht verleugnen; denn die gezogenen Büchsen waren zierlich gebaut, und das sehr feinkörnige Pulver befand sich in Patronenhülsen von schönem weißen Papier, während unser Pulver grobkörnig und zu den Patronenhülsen schlechtes Papier verwendet worden war.[2] Die russischen Patronen wurden daher von unseren Schützen sorgfältig aufgelesen, auch nach den Büchsen der russischen Jäger sehr gesucht. Von einem unserer Husaren war nun auch eine solche Büchse gefunden und mitgenommen worden, ohne zu untersuchen, ob sie noch geladen und auch der Hahn gehörig in Ruhe gesetzt sei. Beim Abmarsche hatte der Husar die Büchse umgehängt; während des Reitens mochte nun wohl der Kolben an dem Mantelsacke aufgestoßen und dabei der Drücker am Schlosse berührt worden sein, denn die Büchse ging los, und der Schuß verwundete leider zwei in der Kolonne reitende Husaren, den einen an der Achsel und den anderen am Arm.

Das sächsische Korps war jetzt sehr zusammengeschmolzen, da von den 18000 Mann, aus denen es anfangs bestand, jetzt kaum noch 12000 Mann unter den Waffen waren. Es fehlten daher gegen 6000 Mann, die teils vor dem Feinde geblieben,

[1] In dem schon von Cerrini (S. 78) mitgeteilten Tagesbefehl ließ Reynier der leichten Infanterie sogar größere Vorsicht bei Verfolgung des Feindes anbefehlen, »da ihm besonders daran gelegen sei, diese braven Soldaten zu erhalten«.

[2] Auch Vollborn spricht von den englischen Patronen und teilt die charakteristische Tatsache mit, daß die Kugeln, um ihre verderbliche Wirkung zu erhöhen, »eingeritten« waren. Man wird dabei an die Dum-Dumgeschosse erinnert, deren sich die Engländer im Burenkriege bedienten.

teils gefangen, verwundet und krank in den Lazaretten lagen oder darin bereits verstorben waren. Um den sehr ermatteten Truppen einige Ruhe zu gönnen, auch die Ankunft der aus Sachsen und Österreich abgesendeten Ersatzmannschaften abzuwarten, wurde beschlossen, daß beide Korps wieder über den Bug zurückgehen und eine Stellung auf dem linken Ufer des Flusses nehmen sollten, wodurch denn zugleich auch die unterbrochene Verbindung mit Warschau wiederhergestellt wurde. Infolge dieser getroffenen Disposition marschierte das Husarenregiment den 19. Oktober bis Kopilany, den 20. über Loczice bis Czable unfern Sukollow, wo wir bis zum 28. Oktober blieben, den 29. aber wieder aufbrachen und über Skriczewo, Waczilow und Drohiczyn bis Simotize rückten, nachdem wir vorher bei Waczilow den Bug wieder überschritten hatten. Den 30. wurde gerastet. Eine von uns abgeschickte Rekognoszierung war bei Wisoky auf überlegene feindliche Kavallerie gestoßen, bei welchem Zusammenstoß ein Trompeter und neun Husaren von unserem Regimente gefangen wurden.

Den 31. Oktober erfolgte die Fortsetzung des Marsches bis Mielnik am Bug, wo wir ein früher innegehabtes Biwak wieder bezogen. Da, wie schon weiter oben bemerkt worden, das sächsische Korps sehr zusammengeschmolzen war, so sollte es auf Befehl Napoleons durch die 32. Armeedivision unter dem Kommando des Divisionsgenerals Grafen Durutte verstärkt werden, die denn auch heute ankam und sich teilweise mit uns vereinigte. Die Infanteriedivision, die gegen 10000 Mann stark sein sollte, aber nur gegen 9000 Mann zählte, als sie zu uns stieß, bestand aus drei Regimentern Franzosen und einem Regiment Bayern,[1] auch sollte ein Bataillon dabei sein, das aus kriegsgefangenen Spaniern und Portugiesen gebildet worden war. Eine Verstärkung an Kavallerie wäre allerdings wünschenswerter gewesen; solche mochte wohl aber auch bei der großen Armee fehlen, weshalb sie uns nicht geschickt werden konnte.

Da sich die Nachricht verbreitete, daß der Feind einen Teil seines Heeres auf der Straße nach Slonim entsandt habe, diese Marschrichtung aber für die große französische Armee leicht

[1] Gemeint ist das Regiment des damals nicht zum bayrischen Staatsverbande gehörigen Großherzogtums Würzburg.

hätte nachteilig werden können, so wurde von den vereinigten Österreichern und Sachsen eine Flankenbewegung auf Bielsk beschlossen. Demnach rückte das Husarenregiment den 1. November bis Rochaczyn und den 2. durch Klitzczelli bis Dubize, wo einen Tag gerastet wurde. Auf diesem Marsche war der Fourier SCHÜSSLER, der mit unseren Regimentswagen vorausgegangen, nebst diesen und noch einigen Husaren in Feindes Hand gefallen. Auch verloren wir einige Tage vorher in einem Gefechte bei Telaticze einen ausgezeichneten Stabsoffizier, den Major VON SEYDLITZ vom sächsischen Ulanenregimente Prinz Clemens, der leider durch einen Schuß getötet wurde. Er war nämlich bei einer Rekognoszierung auf den Feind gestoßen, hatte jedoch diesen sogleich angegriffen und zum Weichen gebracht. Beim Rückzuge des Feindes verfolgt nun der Major einen alten Kosaken, der aber seine umgehängte Flinte, den Lauf rückwärts gekehrt, auf seinen Verfolger abfeuert und ihn durch die Brust schießt. Ein Ulan von der Schwadron des Majors hatte den Leichnam seines verehrten Kommandeurs aus dem Gefechte gebracht, der den andern Tag feierlich beerdigt wurde.[1]

Einige Ersatzmannschaften, geführt vom Major VON THÜMMEL, waren aus Sachsen beim Korps eingetroffen. Da nach den uns zugekommenen Nachrichten die russische Moldauarmee unter dem Admiral TSCHITSCHAGOW ihre Richtung auch nach Slonim genommen haben sollte, so war eine Beschleunigung unseres Flankenmarsches notwendig. Das Husarenregiment brach daher den 4. November auf und kam, nachdem es Tag und Nacht marschiert, auch nur in kleinen Pausen Halt gemacht, den 5. früh bei Narewka an, zog aber nach einigen Stunden Rast weiter und erreichte abends 10 Uhr das Dorf Wielky-krinky,[2] wo das Regiment, da

[1] Der Name dieses Ulanen war REISS oder REIFS (aus Querwitzsch bei Mutzschen). CERRINI (S. 82) berichtet darüber: »Als der Major VON SEYDLITZ während des Gefechts durch einen Schuß vom Pferde gestreckt wurde, sprang der Ulan REISS von dem seinigen und trug den verwundeten Führer aus der Mitte der Feinde vom Kampfplatze. Zwei Wunden, die er empfing, hielten ihn nicht ab, den Leichnam in Sicherheit zu bringen. Nach dieser Tat warf er sich auf ein Beutepferd und kehrte von neuem ins Gefecht zurück. — Wie der Ritter, so der Knappe!«
[2] Weli Krinki.

dieser forcierte Marsch für Mann und Pferd sehr anstrengend gewesen war, den 6. November Rasttag hielt. Auf diesen Nachtmärschen kam es oft vor, daß die Husaren vor Müdigkeit auf ihren Pferden einschliefen, auch die Pferde wegen großer Mattigkeit stehen blieben, wodurch öftere Stockungen in der im Marsche begriffenen Kolonne entstanden; denn bei der Dunkelheit der Nacht konnte man seine Vorderleute nicht erkennen. Auch waren die Wege, auf denen wir durch Waldungen und sumpfige Gegenden zogen, äußerst schlecht; die Pferde rannten in der Finsternis an die Bäume, stolperten über Baumwurzeln oder versanken fast in den Sümpfen, denen sie zu nahe gekommen waren.

Den 7. November brach das Husarenregiment, das seit einigen Tagen die Arrieregarde gebildet hatte, wieder auf und marschierte bis Perroczow,[1] wo es den 8. und 9. blieb. Hier wurde die Eskadron, bei der ich stand, zurück nach Wielky-krinky kommandiert, welcher Ort hinter einem breiten Sumpfe liegt, an dem sich jenseits die von Rudnia kommende und nach Perroczow führende Straße in einem zirkelförmigen Bogen hinzieht. Wir waren daher in dieser Stellung so ziemlich gedeckt, denn rechts hatten wir den vor dem Dorfe befindlichen langen Sumpf, links rückwärts einen ungefähr 1600 Schritte von unserer Position entfernt liegenden Wald, den die Straße nach Perroczow durchschneidet, und vor uns am Eingange des Dorfes, da, wo die eben gedachte Straße in dasselbe einmündet, eine Brücke, die über einen breiten, mit hohen Ufern versehenen Wassergraben führte, in den das Wasser aus dem Sumpfe abfloß. An dieser Brücke, die von uns abgetragen worden war, hatte der Rittmeister VON TAUBENHEIM seine Vedetten ausgestellt, die übrigen Husaren der schon sehr schwachen Eskadron aber lagerten hinter dem Dorfe an der Straße nach Perroczow. Kurz nach unserer Ankunft in Wielky-krinky erkrankte plötzlich ein Husar so bedeutend, daß er noch in der Nacht starb und am Morgen darauf begraben werden mußte. Bald hierauf sahen wir aus dem jenseits des Sumpfes gelegenen Walde feindliche Kavallerie hervorkommen, die Versuche machte, den Sumpf zu durchreiten. Da nun auch unsere Vorposten an der Brücke von der auf der Straße bis dahin vor-

[1] Porosow.

gegangenen russischen Infanterie mit Flintenschüssen begrüßt wurden, so zogen wir uns, um von den über den Sumpf kommenden Kosaken, die eine seichte Stelle, wo er durchritten werden konnte, aufgefunden hatten, nicht abgeschnitten zu werden, nach dem hinter Wielky-krinky belegenen Walde zurück. Am Rande desselben machten wir so lange Front, bis wir bemerkten, daß eine uns überlegene Zahl feindlicher Kavallerie unterhalb des Dorfes den Sumpf bereits überschritten hatte und uns mit einem Angriffe bedrohte. Wir zogen uns daher auf der Perroczower Straße in den Wald zurück, verließen diese aber bald und verfolgten einen rechts abgehenden Seitenweg, der, wie wir schon wußten, ebenfalls nach Perroczow führte und etwas näher sein sollte, als die Hauptstraße dahin. Die feindliche Kavallerie war unterdessen schnell gefolgt, hatte jedoch in der Hitze des Nachsetzens den im Walde rechts abgehenden unscheinbaren Seitenweg, den wir eingeschlagen, unbeachtet gelassen und war auf der großen Straße in der gewissen Erwartung vorwärts geeilt, uns einzuholen, fand aber nur zwei verspätete sächsische Bagagewagen, die sie wegnahm. Kaum waren wir jedoch in Perroczow angelangt, als auch die feindliche Kavallerie sich auf der dahin führenden großen Straße zeigte, von unserem Regimente aber sogleich angegriffen und zurückgeworfen wurde.

Den 10. November ging eine große Rekognoszierung, aus Infanterie, Kavallerie und Artillerie bestehend, in der Richtung nach Rudnia ab, wobei eine Abteilung Kosaken überfallen und gefangen wurde. Das Husarenregiment bezog sodann ein Biwak bei Michalky und marschierte den 11. November wieder in die Gegend von Wielky-krinky. Unsere ausgeschickten Patrouillen hatten abends am Walde nach Rudnia hin ein unbedeutendes Gefecht mit Kosaken, auf welche sie gestoßen waren.

Den 12. November wurde der Marsch bis Hornostowize[1] fortgesetzt. Am anderen Morgen bei Tagesanbruch waren unsere vor diesem Orte ausgestellten Vorposten vom Feinde heftig angegriffen und zurückgedrängt worden, wobei wir wieder einige Mann verloren. Die Russen hatten nämlich, um dieselben zu täuschen, die roten Uniformen angezogen, die sie den früher gemachten Ge-

[1] Hornostajewice.

fangenen vom sächsischen Regiment Polenz Dragoner abgenommen, und so waren sie in dieser Verkleidung ganz nahe an unsere Feldwache herangekommen,[1] hatten sich plötzlich auf diese geworfen und sie zum eiligen Rückzuge auf den Hauptposten genötigt. Da nun aber auch dieser durch mehrere im Anmarsche begriffene feindliche Kolonnen bedroht war, so mußte der General von Gablenz mit seiner ganzen Truppenabteilung auf Lapinica zurückgehen, wo das sächsische Korps eine Stellung genommen hatte. Der Feind war uns schnell gefolgt und hatte den auf den Höhen jenseits des bei diesem Orte vorbeifließenden Baches befindlichen Wald mit Infanterie stark besetzt, der von unseren Schützen sogleich angegriffen wurde. Obgleich nun der Kampf in diesem Walde bis zum Anbruch der Nacht dauerte, so war es doch der sächsischen Infanterie nicht gelungen, den Feind daraus zu vertreiben, vielmehr blieb ein großer Teil des Waldes im Besitz der Feinde. Das Husarenregiment hatte während des Infanteriegefechtes eine Stellung hinter Lapinica genommen und bezog daselbst, nachdem es dunkel geworden und das Schießen im Walde aufgehört, ein Biwak. Die Nacht war sehr kalt, und so ging ich mit einigen Husaren nach den nahe gelegenen Häusern dieses Ortes, um dort unter einem schützenden Obdache gegen die schneidende Luft unsere von Frost steifen Glieder zu erwärmen, denn bis jetzt war eine solche Kälte noch nicht dagewesen, mithin waren wir derselben ganz ungewohnt. Nach langem Suchen fanden wir endlich ein am jenseitigen Ende des Dorfes gelegenes und vom Militär noch nicht besetztes Haus, denn auch andere Kameraden hatte die plötzlich eingetretene Kälte in das Dorf getrieben. Da die Bewohner des Hauses entflohen waren, so wurde schnell ein großes Feuer auf dem Herde angemacht, und wir befanden uns in der warmen Stube recht behaglich. Da wir die vorhergegangenen Nächte wenig geschlafen hatten, so versenkte uns die angenehme Wärme bald in einen süßen Schlaf, aus dem ich nach einigen Stunden zuerst erwachte und sogleich die in der Stube auf herbeigeholtem Stroh liegenden Husaren zu ermuntern suchte, indem ich ihnen bemerklich machte, daß es nun an der

[1] Die gleiche Kriegslist wurde von den Russen mehrfach während des Feldzuges angewendet.



Zeit sei, nach unserem Biwak wieder zurückzukehren. Nur nach vielem Rütteln und Schütteln erwachten die Husaren aus ihrem festen Schlafe und verließen auf mein dringendes Zureden mit mir eilig das Haus. Wie groß aber war unser Erstaunen, als wir kurz vor Tagesanbruch in dem Biwak ankamen und bis auf unsere an den Pfählen noch angebundenen Pferde alles still und leer fanden, denn das Regiment war schon abmarschiert! Die Verlegenheit war 'sehr groß, da wir nicht wußten, welche Richtung die Truppe genommen hatte; auch war es noch so finster, daß man nicht in die Ferne zu sehen vermochte. Zum Glück hatte es während der Nacht etwas geschneit, und wir konnten, als der Tag anbrach, aus den Pferdetrappen im Schnee erkennen, nach welcher Gegend hin das Regiment gezogen war. Im schnellen Ritte beeilten wir uns nun, diese Spur zu verfolgen, und es gelang uns auch, dasselbe bald einzuholen. Wir waren einer großen Gefahr entgangen, denn kaum waren wir beim Regimente angelangt, so wurde auch schon die Arrieregarde von den nachsetzenden Kosaken heftig angegriffen. Hätten wir daher in dem Bauernhause oder in dem Biwak einige Minuten länger verweilt, so würden wir als Nachzügler unfehlbar gefangen und rein ausgeplündert worden sein. Denn diese rohen Horden kannten keine Barmherzigkeit und behandelten die Gefangenen, die das Unglück hatten in ihre Hände zu fallen, auf barbarische Weise. Es sind uns Fälle bekannt geworden, daß die Kosaken ihre Gefangenen bis auf das Hemde ausgezogen und ihnen auch noch die Stiefel genommen haben, um sich selbst damit zu bekleiden, da die Sachen, die die Kosaken auf dem Leibe trugen, nur Lumpen glichen, voller Schmutz und Ungeziefer. So wurden diese armen Gefangenen in bloßen Füßen und halb nackt, bei rauher Witterung, wie eine Herde Vieh den ganzen Tag über fortgetrieben und mit dem Kantschu ohne Erbarmen auf diejenigen losgehauen, die vor Ermattung nicht mehr fortkonnten. Aus dieser unmenschlichen Behandlung der Gefangenen läßt sich auch die Erscheinung erklären, daß viele nach abgeschlossenem Frieden nicht wieder in ihre Heimat zurückkehrten, denn sie waren auf dem Transporte umgekommen.[1] Daß den Gefangenen, die das Geschick

[1] Über die aller Beschreibung spottende Behandlung der Gefangenen

traf, in die Hände der regulären russischen Truppen zufallen, eine bessere Behandlung zuteil wurde, läßt sich wohl annehmen.[1]

Der General Reynier hatte den Rückzug nach Wolkowisk noch in der Nacht nach dem Gefechte im Walde bei Lapinica beschlossen, um sich den Österreichern, die drei Tagemärsche von uns entfernt standen, mehr zu nähern, da wir zu schwach waren, um dem ganzen Korps des Generals Sacken, das uns gegenüberstehen sollte, die Spitze bieten zu können. Das Husarenregiment, das auf diesem Rückzuge wiederum die Nachhut übernommen hatte, war daher den 14. November noch vor Tagesanbruch abmarschiert, weshalb wir es, wie schon weiter oben bemerkt worden, nicht mehr in dem Biwak bei Lapinica vorfanden, als wir aus einem Hause dieses Ortes dahin zurückkehrten. Nachdem die Kosaken, die die Arrieregarde des Husarenregimentes angegriffen hatten, zerstreut worden waren, setzte dasselbe seinen Marsch fort, während es wieder zu schneien anfing und ein scharfer Wind uns die Schneeflocken in das Gesicht trieb. In Wolkowisk angekommen, bezogen wir ein Lager hinter dieser in einem Tale gelegenen und auf zwei Seiten mit Anhöhen eingeschlossenen Stadt, durch die ein Bach fließt, der die Wolkowiec genannt wird, wovon dieser Ort seinen Namen bekommen haben mag. Es war das erstemal, daß wir auf einem hart gefrorenen und mit Schnee bedeckten Boden unser Lager aufschlagen mußten. Die Pfähle, woran die Pferde gebunden werden sollten, konnten nur mit vieler Mühe in den tief gefrorenen Boden eingekeilt werden. Doch fehlte es nicht an Brennholz und Lagerstroh, auch an Lebensmitteln und Fourage, welche Bedürfnisse aus der Stadt herbeigeschafft wurden. Auf den jenseits der Stadt gelegenen Anhöhen waren unsere Vorposten ausgestellt, die Zugänge des von allen Seiten ganz offenen Ortes aber von der leichten Infanterie besetzt, auch der rechte und linke Flügel unserer Stellung hinter der Stadt

habe ich an mehreren Stellen meines öfter erwähnten Buches eingehender gesprochen. Auch auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes begegnet man furchtbaren Ausschreitungen der Russen. Vollborn erzählt (unter dem 20. November): »Man fand im Walde und rechts der Straße von Rudnia zwei Grenadiere vom (sächsischen) Bataillon Anger, denen die Herzen ausgerissen waren.«

[1] Auch das war in der Mehrzahl der Fälle leider nicht der Fall.

so viel wie möglich gedeckt. Da ein anderer Ort nicht in der Nähe lag, in dem das Hauptquartier hätte untergebracht werden können,[1] so war von dem General Reynier Wolkowisk, das mehr auf den Vorposten lag, zur Aufnahme desselben bestimmt worden. Auch hatten einige Generale und Stabsoffiziere von den Truppenteilen, die unweit der Stadt lagen, in den dem Lager zunächst gelegenen Häusern derselben sich ein Obdach verschafft, da die Kälte sehr empfindlich geworden war. Gegen Abend wurde den Truppen ein Tagesbefehl bekannt gemacht, wonach, da der Feind ganz in unserer Nähe sei, die Pferde, nachdem sie abgefüttert worden, gleich wieder aufgezäumt werden sollten. Auch wurde darin befohlen, daß jedes Regiment noch heute die rückständigen Löhnungsgelder in der Kriegskasse, die sich ebenfalls in Wolkowisk befand, zu erheben und an die Mannschaften auszuzahlen habe. Vermutlich wollte man dadurch die Kriegskasse für den Fall entleeren, daß sie in feindliche Hände fallen sollte, woraus hervorging, daß unsere Lage eine unsichere und gefahrvolle war. Der Oberstleutnant von Lindenau, der Präses der Wirtschaftskommission vom Husarenregimente war, beauftragte mich, da der Fourier, der die vorkommenden Geschäfte bei dieser Kommission seither besorgt hatte, krank geworden, die rückständigen Löhnungsgelder des Regimentes in der Kriegskasse gegen eine von ihm unterschriebene Quittung in Empfang zu nehmen. Nachdem ich bei dem Husaren, der die Besorgung meines Pferdes übernommen, bestellt hatte, daß er mir in einem Feldkessel etwas warme Suppe bis zu meiner Rückkehr aufheben sollte, ging ich, als es schon Nacht geworden war, mit einigen mir beigegebenen Husaren, die das empfangene Geld heraustragen sollten, nach der Kriegskasse in Wolkowisk und übernahm dort die quittierte Geldsumme, wobei sich leider mehrere 500 Taler-Beutel befanden, in denen lauter Zweigroschenstücke verpackt waren. Mit den Geldsäcken in dem Biwak angekommen, meldete ich mich sogleich bei dem Oberstleutnant von Lindenau, der kein Haus in der Stadt bezogen, sondern sich eine Strohhütte in der Nähe des Regimentes hatte errichten lassen, vor der ein kleines

[1] Nach O. Bucher (S. 35) hätte dies in dem eine Meile weiter rückwärts gelegenen, freilich etwas engen Schlosse Biskupice geschehen können.

Feuer brannte. Es handelte sich jetzt nur noch darum, wo ich das Geld aufzählen sollte, da dies auf dem mit Schnee bedeckten Boden nicht geschehen konnte, auch die Hütte zu diesem Geschäfte nicht Räumlichkeit genug darbot. Der Oberstleutnant ließ daher durch zwei Husaren eine Gartentür ausheben und nahe an das Feuer legen, worauf ich denn das Aufzählen begann, das freilich nur in knieender und gebückter Stellung möglich war, wobei mir der Rauch des Feuers sehr lästig fiel. Bei diesen großen Unbequemlichkeiten konnte das Zählgeschäft nur langsam von statten gehen, um so mehr, als es größtenteils Zweigroschenstücke waren und mir bei der bedeutenden Kälte die Finger oft so erstarrten, daß ich sie erst am Feuer erwärmen mußte. Sobald ich die für eine Eskadron bestimmte Summe aufgezählt hatte, nahm sie der dazu kommandierte Unteroffizier in Empfang, der dann hiervon die rückständigen Löhnungen an die einzelnen Mannschaften auszahlte. Nachdem ich mit der Auszahlung bis zur 8. Eskadron gekommen war, bemerkte ich jedoch mit Schrecken, daß in dem letzten Beutel, nach seiner Schwere zu urteilen, nicht mehr so viel Geld befindlich sein könne, als diese Eskadron zu empfangen habe; ich meldete dies daher dem Oberstleutnant, der seither in der Hütte gesessen und das Auszählen der Beutel stillschweigend mit angesehen hatte. Dieser war, nachdem er den Beutel selbst in die Höhe gehoben, ebenfalls meiner Meinung. Damit nun aber das Fehlende genau ermittelt werde, zählte ich den Beutel rein aus, und so fand sich denn, daß 70 Taler an der Summe fehlten, die der letzten Eskadron bestimmt war. Da ich jedesmal die Vorsicht gebraucht hatte, die aufgezählten Beträge von den zur Empfangnahme kommandierten Unteroffizieren erst genau nachsehen zu lassen, ehe ich sie ihnen vorzählte, so konnte ein Irrtum von meiner Seite nicht vorgekommen sein. Um nun den Ersatz dieses Betrages in der Kriegskasse zu fordern, wurde ich von dem Oberstleutnant dahin gesandt, der mir noch auftrug, dort zu sagen, daß die Beutel in seiner Gegenwart richtig ausgezählt worden wären. Es konnte wohl schon bald Mitternacht sein, als ich in der Kriegskasse ankam, wo bis auf die Schildwache alles im tiefsten Schlafe lag; ich ließ den Kassierer wecken und trug ihm vor, was mir

aufgetragen war. Dieser eröffnete mir jedoch, noch schlaftrunken die Augen reibend, daß er den Ersatz der bei Auszählung eines Beutels sich ergebenden fehlenden Summe nur dann leisten könne, wenn die Etikette vorgezeigt und zugleich bescheinigt werde, daß das darauf bemerkte Gewicht vor der Eröffnung des Beutels gehörig geprüft, auch derselbe in Gegenwart von Zeugen richtig ausgezählt worden sei. Da mir nun damals die Kassenbestimmungen noch nicht so bekannt sein konnten, als ich sie später kennen zu lernen Gelegenheit hatte, wonach es ganz in der Ordnung war, daß der Kassierer die Etikette forderte, auf der jedesmal die im Beutel befindliche Summe und der Name des Einzählers angegeben sein muß, so konnte ich nach der Sachlage einen Ersatz nicht wohl beanspruchen, da ich die Etiketten von den geöffneten Beuteln nicht aufgehoben, sondern der Wind sie entweder auf dem Lagerplatze herumgestreut oder in das Feuer geführt hatte. Ich mußte daher wieder abgehen, ohne den Ersatz der fehlenden 70 Taler empfangen zu haben. Nachdem ich bei der Rückkunft dem Oberstleutnant über den ungünstigen Erfolg meiner Sendung Meldung gemacht, beschloß derselbe, diesen Fall der Generalintendantur anzuzeigen, sobald wir etwas mehr Ruhe haben würden. Hungrig und durchfroren, kam ich nach Mitternacht bei der Lagerstelle an, wo mein Pferd stand, und freute mich, als ich an dem ziemlich niedergebrannten Feuer einen Feldkessel bemerkte, worin ich etwas warme Suppe fand, die ich begierig zu verzehren begann. Die Husaren hatten sich um das Feuer herum gelagert und schliefen fest; auch ich bereitete mir, nachdem ich die Suppe verzehrt, ein Lager, so gut es gehen wollte, konnte aber nicht so recht in den Schlaf kommen, da es ziemlich kalt, ich auch noch etwas aufgeregt war. Wie ich, vermutlich früh gegen 3 Uhr, eben im Begriff sein mochte einzuschlafen, hörte ich auf der Anhöhe jenseits Wolkowisk, wo unsere Vorposten standen, einen Schuß fallen; da dies nun aber nichts Seltenes war, so beachtete ich ihn nicht weiter. Kurz darauf vernahm ich jedoch in derselben Richtung Pelotonfeuer und hinterher ein verworrenes Getöse, das mir wie ein fernes Hurrageschrei klang. Dieser Lärm war mir sehr bedenklich, denn er deutete einen Überfall unserer Vorposten an, ich sprang daher sogleich in die

Höhe und weckte die am Feuer noch fest schlafenden Husaren. Das Schießen und Geschrei wurde immer heftiger, denn unsere Vorposten waren wirklich vom Feinde überfallen und auf Wolkowisk zurückgeworfen worden. Im Lager lief daher alles, aufgeschreckt durch diesen ganz unerwarteten Überfall, durcheinander, um auf die verschiedenen Kommandostimmen sich zu sammeln. Kaum war bei unserem Regimente das Signal zum Aufsitzen gegeben worden, als auch schon die Kugeln der russischen Jäger, die sich um die Stadt herumgeschlichen hatten, uns begrüßten. Auch ich war schnell zu meinem Pferde geeilt, hatte das Tier bestiegen und spornte es an, dem Regimente zu folgen, das eben abmarschierte, um eine Stellung weiter rückwärts zu nehmen. Das Pferd ging aber nicht vom Platze, ich mochte es spornen, so viel ich wollte, denn ich hatte in der Eile vergessen, es vom Pfahle loszubinden. Ich mußte daher, da jeder längere Verzug mir hätte nachteilig werden können und die Kugeln der russischen Jäger über das Biwak sausten, den Strick schnell mit dem Säbel durchhauen und sprengte dann dem Regimente nach. Unterdessen waren die Russen gleichzeitig mit unseren zurückgeworfenen Vorposten in Wolkowisk eingedrungen, und das dort befindliche Hauptquartier hatte sich mit der Kriegskasse in größter Eile daraus flüchten müssen, wobei der General Reynier fast gefangen worden wäre. Auch wurde die Fahne des zweiten Bataillons vom Regiment Prinz Friedrich von feindlicher Infanterie genommen, die sich in der Dunkelheit mit dem Rufe: »Schießt nicht, wir sind Sachsen« zwei Kompagnien dieses Bataillons, die in der Stadt den Übergang einer Brücke besetzt gehalten, genähert und sich dann ganz unvermutet auf diese geworfen hatte.[1] Obgleich die Russen zum Weichen gebracht wurden, so war doch während des

[1] Auch diese List konnte während des Feldzuges mehrfach erfolgreich angewendet werden, da sich infolge der Vielsprachigkeit beider Heere oft genug Leute fanden, die die Sprache der Gegner genügend beherrschten. In ähnlicher Weise wurden die Russen bei Krasnoi durch einen ihres Idioms kundigen polnischen Offizier dupiert, wodurch die Reste des Korps von Eugen Beauharnais gerettet wurden. Sehr schwer erscheint unter diesen Umständen die Bestrafung des Fahnenträgers, der nach Cerrinis Mitteilung »schimpflich vom Korps entfernt wurde«. Allerdings ließ auch General von Thielmann einen unglücklichen Standartenjunker, der in den Wirr-

Gefechts mit Bajonett und Gewehrkolben im dichten Handgemenge und in der Finsternis die Fahne dem Träger von den Feinden entrissen worden. Einigen zur Unterstützung vorgeschickten Bataillonen gelang es, die Stadt, in der schon mehrere Häuser brannten, teilweise zu behaupten und dadurch den Feind von dem beabsichtigten Angriffe auf unsere Hauptstellung selbst abzuhalten. Es gewährte einen imposanten Anblick, in der noch herrschenden Dunkelheit diese brennende Stadt leuchten zu sehen, in der heftig geschossen wurde und Stimmen in verschiedenen Sprachen durcheinander schrieen; denn es kämpften Franzosen, Russen und Deutsche darin.

Am 15. November bei Tagesanbruch entwickelte der Feind bedeutende Angriffskolonnen gegen den linken Flügel, als den schwächsten Punkt unserer Stellung. Eine zahlreiche feindliche Kavallerie ging über die Brücke bei der Mühle, die an dem durch Wolkowisk fließenden Bach liegt, und griff unsere, sich ihr entgegenstellende viel schwächere Reiterei, bestehend aus Husaren und Polenz Dragonern, an, die zwar nach dem ersten Zusammenstoße weichen mußten, bei der zweiten Attacke aber, unter dem kräftigen Beistande einer reitenden Batterie, die feindliche Reiterei zurückdrängten. Auf dem ersten Rückgange des Husarenregiments hatte der Oberst und Kommandeur desselben, von Engel, mehrere Lanzenstiche bekommen und war vom Pferde gesunken, auch schon in Feindes Hand, als sein Sohn, der als Volontär sich bei diesem Regimente befand, unter dem Rufe: »Kameraden, rettet euren Obersten!« mit den Husaren wieder in den Feind setzte und seinen Vater glücklich befreite. Dieser mußte aber zur Heilung seiner zahlreichen Wunden nach Warschau gebracht werden, und es übernahm der Oberstleutnant von Lindenau das Kommando des Regimentes. Im Laufe des Tages wiederholte der Feind seine Angriffe auf unseren linken Flügel, jedoch ohne Erfolg, da derselbe schon verstärkt worden war. Dabei erdröhnte der Boden von dem Kanonendonner der auf den Anhöhen der Stadt sich gegenüberstehenden zahlreichen Geschütze. Der Unteroffizier Daniel

salen des Rückzuges vor Smolensk mehrere ihm anvertraute sächsische Fahnen verloren hatte, von der Truppe entfernen und dadurch dem sicheren Tode überliefern. (Vergl. darüber: Die Deutschen in Rußland, II, 79.)

vom Husarenregimente, das, während die Infanterie um den Besitz
von Wolkowisk kämpfte, auf einem weiter rückwärts gelegenen
Höhenzuge aufmarschiert war, wurde von einer Kanonenkugel
getötet, auch verlor das Regiment mehrere Pferde durch das feind⸗
liche Geschützfeuer. Die seit einigen Tagen eingetretene Kälte
hatte jetzt einen so hohen Grad erreicht, daß selbst das Blut, das
an den Verwundeten herabströmte, zu Eis gefror. Unsere Lage
war daher eine sehr traurige, da es auch an Nahrungsmitteln, Holz
und Lagerstroh fehlte. Denn die Russen hatten Wolkowisk, wo⸗
raus sie einigemal vertrieben worden waren, doch wieder in Be⸗
sitz genommen, mithin konnten wir uns die erforderlichen Bedürf⸗
nisse nicht mehr aus diesem Orte beschaffen. Auch mangelte uns
das Trinkwasser, das der aufgeweichte Schnee ersetzen mußte.
Die auf diesen Überfall folgende Nacht ist mir immer unver⸗
geßlich geblieben; es gehörte wirklich viel Mut und Ausdauer
dazu, um nicht ganz zu verzweifeln. Etwas weiter rückwärts
von der am Tage innegehabten Stellung hatten wir uns bei einer
bedeutenden Kälte auf den mit Schnee bedeckten Boden hin⸗
gestreckt, ohne ein Feuer zu haben, an dem wir unsere steif ge⸗
frorenen Glieder hätten erwärmen können. Auch an Futter für
die Pferde fehlte es, und doch sollten wir unter diesen mißlichen
Umständen den am anderen Morgen zu erwartenden Angriffen
des Feindes mutig entgegentreten. Wie oft hatte ich mir schon
früher gewünscht, den kleinen Schweinestall zur Disposition zu
haben, der ganz unbeachtet und verachtet im Hofe meines Gar⸗
nisonquartiers in Artern stand, um darin einmal so recht ruhig
unter Dach und Fach ein paar Stunden ungestört schlafen zu
können! Denn ein Mensch, der seinem Körper den Schlaf ver⸗
sagen muß, den er doch zu seiner Erhaltung so dringend bedarf,
lebt nur halb, er wankt dahin wie ein Schatten ohne Kraft und
Energie, abgestumpft für alles, was ihn umgibt, besonders dann,
wenn der Körper bei Entbehrung des Schlafes auch noch An⸗
strengungen und Mangel an Nahrung ertragen muß. Mehrere
Nächte hatte ich nur wenig, die vorige Nacht aber, wo ich
das Geld auszuzahlen hatte, gar nicht geschlafen. Der oft gehegte
Wunsch, den oben erwähnten Schweinestall benutzen zu können,
steigerte sich daher in dieser schweren Prüfungsnacht zum sehn⸗

lichsten Verlangen. Auch gab es viele traurige Gesichter unter uns, und ich sah so manchen Husaren in dieser Nacht die Hände falten und für sich still beten, der vielleicht unter an⸗deren Verhältnissen nicht daran gedacht haben würde. So wurde auch hier das Sprichwort wahr: »Not lehrt beten«. Weder in guten noch in bösen Tagen habe ich das Gebet unterlassen, wozu mich mein Vater frühzeitig angehalten; denn er sprach sein Mor⸗gen⸗ und Abendgebet jedesmal laut, und ich mußte dasselbe tun. Diese fromme Sitte hatte sich meinem jugendlichen Gemüte so eingeprägt, daß ich sie in allen meinen späteren Lebensverhältnissen immer geübt und das Gebet abends und morgens nie vergessen habe, ich mochte nun im Bette oder unter dem freien Himmel liegen.

Der General Reynier hatte unsere gefährliche Lage wohl er⸗kannt und eingesehen, daß wir uns gegen einen viel stärkeren Feind auf die Dauer nicht würden halten können. Er hatte da⸗her einen Offizier an den Fürsten Schwarzenberg, der mit dem österreichischen Korps zwei Tagesmärsche von uns entfernt bei Slonim stand, gesendet und diesen um eine Diversion gegen die Stellung der Russen ersuchen lassen. Am Morgen des 16. No⸗vember erneuerten diese ihre Angriffe auf unsere Stellungen, die wir bis jetzt noch behauptet hatten, und der Tag wollte sich unter fortgesetzten Kämpfen schon neigen, als die langersehnte Hilfe nahte, gerade zurzeit, wo der Feind unseren linken Flügel nochmals heftig angriff. Mit großer Freude vernahmen wir den fernen Kanonendonner der Österreicher in der rechten Flanke des Feindes und bemerkten auch bald auf den jenseitigen An⸗höhen eine große Beweglichkeit unter den Russen, die sich zum Rückzuge anschickten. Gleichzeitig wurde von einigen Bataillonen der französischen Division Durutte, unterstützt von unserer ganzen Artillerie, ein Angriff auf Wolkowisk gemacht, das wie⸗der in Brand geraten war, und die Russen nun endlich ganz da⸗raus vertrieben. Die Verluste der Sachsen während der letzten zwei Tage sollten gegen 30 Offiziere und 500 Mann betragen, die teils getötet, teils verwundet oder gefangen worden waren.

Die Russen hatten, heftig verfolgt von den Österreichern, ihren eiligen Rückzug auf Swislocz genommen. Nachdem die Brücken und Dämme wieder hergestellt waren, brach auch das sächsische

Korps den 17. November früh zur Verfolgung des Feindes von Wolkowisk auf, wobei das Husarenregiment die Spitze der Avantgarde hatte. Es konnte jedoch, durch die schlechten Wege behindert, nur bis Sokolnicky gelangen, wo wiederum ein Biwak bezogen werden mußte, obgleich die Kälte noch bedeutend war. Den 18. wurde die Verfolgung des Feindes bis Wielky-krinky und den 19. bis Swislocz fortgesetzt, wobei viele Gefangene gemacht wurden. In dem letzteren Orte hatte das Husarenregiment zum ersten Male wieder Quartiere bezogen. Leider war aber außer Dach und Fach nichts darin zu haben, da die Einwohner ihre armseligen Hütten verlassen und die etwa noch vorhandenen wenigen Lebensmittel mit sich fortgenommen hatten. Hier wurde denn der Generalintendantur die Anzeige gemacht, daß an den vor dem Überfalle bei Wolkowisk aus der Kriegskasse erhobenen Löhnungsgeldern 70 Taler gefehlt hätten und der Ersatz derselben beantragt. Der Oberstleutnant von Lindenau fügte nach dieser Anzeige die eigenhändige Bescheinigung hinzu, daß die Auszählung der Beutel in seiner Gegenwart von mir richtig erfolgt sei. Nach einigen Tagen ging hierauf die Antwort von dem Generalintendanten, Obersten von Ryssel, ein, daß die angestellten Ermittelungen ergeben hätten, wie aus dem einen Beutel, den das Husarenregiment mitbekommen habe, an jenem Tage 70 Taler zu einer anderen Zahlung herausgenommen, aber auf der Etikette abzuschreiben vergessen worden wären. Die Kriegskasse hatte daher die Anweisung erhalten, den Ersatz zu leisten, was auch hernach geschah, womit denn diese mir unangenehme Gelddifferenz nun beseitigt war. Den 20. ging das Husarenregiment, um den Feind weiter zu verfolgen, über Rudnia bis Hallein,[1] wo den 21. Rasttag gehalten wurde, um den erschöpften Truppen, nach den gehabten großen Anstrengungen, die nötige Ruhe zu gestatten.

Die zwei leichten Infanterieregimenter wurden an diesem Tage, ihrer Schwäche wegen, in ein Regiment formiert. Auch die Husaren und Polenz Dragoner, die jedesmal entweder die Avantgarde oder die Nachhut übernehmen mußten, je nachdem das Korps vor- oder rückwärts ging, hatten durch den immerwährenden Feld-

[1] Holyki (?).

dienst und die anstrengenden Märsche sehr gelitten, weshalb der Bestand dieser beiden Reiterregimenter bedeutend zusammengeschmolzen war. Von den Pferden, die selten abgesattelt und untersucht werden konnten, waren viele stark gedrückt und die offenen Wunden in Eiter und Knochenfraß übergegangen. Auch an meinem Pferde, das einen etwas hohen Widerrist[1] hatte, mithin leichter gedrückt werden konnte, da ein Sattelbock selten darauf paßt, fand ich beim Absatteln, daß die frühere wunde Stelle auf seinem Rücken sich sehr ausgebreitet und der Eiter schon den Knochen angegriffen hatte, weshalb ich es nicht länger reiten konnte. Mit großer Rührung schied ich von diesem guten Pferde, das mich Tag und Nacht durch so viele Gefahren und Mühseligkeiten hindurch getragen hatte, und mit betrübten Blicken betrachtete ich das als ein Bild des Jammers vor mir stehende, bis auf Haut und Knochen abgemagerte arme Tier. Wie es fortgeführt wurde, drehte es noch einmal seinen Kopf traurig nach mir um, als wolle es für immer von mir Abschied nehmen; ich habe es seit dieser Zeit nicht wieder gesehen, da es am unheilbaren Knochenfraße geendet hat. Durch das Pferd eines krank gewordenen und in das Lazarett gebrachten Husaren wurde ich wieder beritten gemacht.

Den 22. November erfolgte die Fortsetzung des Marsches bis Szereczow, wo wir erst spät in der Nacht ankamen. Hier waren uns, was so selten geschah, einige Schweine in die Hände gefallen, die sofort geschlachtet und, nachdem sie ausgeweidet worden, in Stücke zerhauen wurden. Schon standen die Feldkessel am Feuer, um uns heißes Wasser zum Abbrühen der Borsten an den Fleischstücken zu bereiten, als der Unstern ganz unerwartet die Kosaken, diese Unholde, herbeiführte, die mit ihrem unhöflichen Hurrageschrei unsere harmlose Beschäftigung störten. Die Feldkessel mußten daher schnell ausgeschüttet und die einzelnen Stücke Fleisch mitsamt den Borsten bis zu einer ruhigeren Zeit eiligst in den Futtersäcken aufbewahrt werden. So waren wir denn durch den unberufenen Besuch der Kosaken nicht nur um unser gutes Abendbrot, nämlich ein Stück gebratenes Schweinefleisch, gekommen, sondern wir mußten auch noch mehrere Stunden hindurch zu Pferde sitzen, da die Kosaken, obgleich sie jedesmal zurückge-

[1] Die hinten am Halse des Pferdes sich findende Erhöhung.

trieben wurden, doch immer wieder ihre Angriffe erneuerten. Erst nachdem es Tag geworden, zogen sie sich ganz zurück. Das Husarenregiment brach nun auch auf und marschierte den 23. November bis Reczyce, wo ein großer Edelhof war, auf dem es Lebensmittel und Futter für die Pferde gab, was uns in ein großes Wohlbehagen versetzte, da wir an diesen Bedürfnissen seither immer Mangel gelitten. Auch hatten wir die mit Stroh angefüllte, große Scheune des Edelhofes zu einem Nachtlager ausersehen und freuten uns schon auf den lange entbehrten Genuß eines ruhigen Schlafs unter Dach und Fach. Nachdem es Nacht geworden und mein Pferd versorgt war, ging auch ich in die Scheune, um mir ein Lager darin zu bereiten. Dies war jedoch sehr schwierig, da schon viele Husaren von den vorhandenen Räumlichkeiten Besitz genommen hatten; ich mochte daher in der Dunkelheit mich rechts oder links wenden, so berührte ich überall, entweder mit den Füßen oder den Händen, einen von unseren Husaren, der schon in tiefen Schlaf versunken war und sich über die Störung beklagte. Nach vielem Herumtappen fand ich endlich doch noch ein kleines Plätzchen in einer Ecke der Scheune, wo ich mir schnell ein Lager von Stroh zurecht machte und auch gleich darauf fest einschlief, denn die vorige Nacht hatte ich, wie gesagt, ohne Schlaf zugebracht. Bald jedoch sollte unsere Ruhe auch hier gestört werden. Ich mochte noch nicht lange gelegen haben, als ein wildes Getöse und dazwischen knallende Flintenschüsse, auch das Geschrei: »Auf, ein Überfall!« uns aus dem süßen Schlafe aufscheuchte. Das ganze Stroh in der Scheune wurde lebendig, als die Husaren schnell hervorkrochen, um nach ihren außen angebundenen Pferden zu eilen und aufzusitzen. Unterdessen hatte die von einer zahlreichen feindlichen Kavallerie überfallene Feldwache sich auf unsere Position zurückziehen müssen, die nachsetzende russische Reiterei wurde aber hier von den wirksamen Flintenschüssen unserer leichten Infanterie, die den Edelhof besetzt hielt, kräftig empfangen und zum Rückzuge genötigt. Während dieses Überfalls ging in einem ungefähr zwei Stunden hinter uns gelegenen Orte, der, wie wir nachher erfuhren, Wusznia hieß, ein großes Feuer auf, das den nächtlichen Himmel rötete. Da die hinter der Vorhut gelegenen Orte von den übrigen Truppen des sächsischen Korps be-

setzt waren, so lag die Vermutung nahe, daß gleichzeitig auch dort ein Überfall vom Feinde versucht worden, in dessen Folge das Feuer ausgebrochen sei. Es wurde daher sogleich eine starke Rekognoszierung nach dem brennenden Orte abgesandt, die bei ihrer Rückkehr die Nachricht brachte, daß auf dem dortigen Edelhofe, wo unser Generalstab sich einquartiert gehabt, ein großer Stall in Brand geraten sei, wobei mehrere jenem gehörige Pferde, die man nicht zeitig genug aus dem brennenden Gebäude hatte fortbringen können, umgekommen wären.[1]

Den 24. November beim Aufbruche von Reczyce hatte die Kälte einen hohen Grad erreicht, und da die von den Russen zerstörten Brücken erst wieder herzustellen, auch die Wege sehr schlecht waren, so konnte das Husarenregiment Tarnow, den Bestimmungsort seines heutigen Marsches, nicht mehr erreichen, sondern mußte, nachdem es in die Nacht hinein marschiert, auf einer mit Wald umgebenen großen Schneefläche sein Nachtlager aufschlagen. Da es keinen Ort in der Nähe gab, so fehlte es an Brennholz, denn die mit den Säbeln abgehauenen grünen Zweige und Äste wollten, aller angewendeten Mühe ungeachtet, nicht brennen, sondern verbreiteten bloß einen starken Rauch, der mehr belästigte als erwärmte. Auch an Wasser mangelte es, da alle Gräben fest zugefroren waren, wir auch ohne Feuer den Schnee in unseren Feldkesseln nicht schmelzen konnten. Es blieb daher nichts weiter übrig, als zur Stillung unseres Durstes den Schnee im Munde aufzutauen. Man kann sich denken, welche traurige Nacht wir bei dieser strengen Kälte, umgeben von Schnee und Eis, ohne Feuer und Nahrungsmittel, zubringen mußten, denn am Morgen des 25. November, wo wieder aufgebrochen werden sollte, waren wir fast alle steif gefroren und in einem so miserablen Zustande, daß mancher von uns nur mit vieler Mühe sein Pferd zu besteigen imstande war. Da die schlechten Wege fortdauerten, auch Mannschaften und Pferde sehr erschöpft waren, so kamen wir erst am Abend in der Gegend von Korniza an, wo eine halbe Stunde seitwärts von diesem Orte wiederum im Schnee unser Nachtlager auf-

[1] Von diesem Brande spricht auch Vollborn, der erzählt, daß dabei drei bei Wolkowisk erbeutete Kamele umgekommen seien. Jedenfalls hatten die Russen diese Tiere aus der Türkei mitgebracht.

geschlagen wurde. Doch war es hier etwas besser als am vorigen Abend, denn es konnten aus dem Dorfe Stroh und trockenes Holz, auch einige Lebensmittel und Futter herbeigeschafft werden, freilich nur mit vieler Anstrengung. Wegen Mangels an Wasser, da auch hier alles zugefroren, das aus dem Dorfe herbeigeholte aber schon unterwegs durch die große Kälte in Eis verwandelt worden war, mußte Schnee in die Feldkessel getan und solcher am Feuer geschmolzen werden, ehe wir etwas kochen konnten. Eine von uns ausgeschickte Rekognoszierung hatte den Russen mehrere mit Schiffszwieback[1] beladene Wagen abgenommen, und dieser war in Ermangelung des Brotes unter die Mannschaften des Husarenregiments mit verteilt worden. Da nun aber dieser Zwieback, unter dem man sich nicht etwa ein feines Gebäck denken darf, sehr hart und nicht gut zu beißen war, so konnte er nur zu Suppen gebraucht werden, da er in dem heißen Wasser weich und breiartig wurde. Nachdem das Schneewasser, das allerdings so manche schmutzige Beimischung erhalten hatte, zum Kochen gekommen, wurde eine Quantität von diesem Zwieback hineingetan und statt des mangelnden Salzes etwas Schießpulver beigemischt. So war denn eine Suppe ohne Salz und Schmalz fertig, die eben nicht sehr appetitlich aussah, aber doch von uns begierig genossen wurde, um nur etwas Warmes im Magen zu haben.

Seit langer Zeit hatten wir auch den Tabak entbehren müssen, an dessen Genuß wir doch so sehr gewöhnt waren. Wenn wir daher während des Marsches an Weidenbäumen vorüber ritten, so streiften wir oft die dürren Blätter von den Zweigen ab und stopften sie in unsere Pfeifen. Freilich brannten und rochen sie sehr schlecht, aber wir begnügten uns schon damit, wenn nur der Rauch sich um die Nase kräuselte. Auch wurde in Ermangelung von dürren Baumblättern sogar klein geriebenes Stroh in die Pfeifen gestopft.

Den 26. November traf das sächsische Korps in Brzesc ein und bezog in dieser Stadt bis zum 28. November Quartier.

[1] Wohl kein Schiffszwieback, sondern der berüchtigte russische suchari, ein steinhartes Gebäck, womit auch die Gefangenen gespeist wurden, wenn sie überhaupt etwas zu essen bekamen.

Die Vorhut, die jetzt der Oberstleutnant von Lindenau kommandierte, da der erkrankte Generalmajor von Gablenz nach Warschau abgegangen war, nahm mit dem Husarenregimente eine Stellung an der Straße nach Rudnia. Bei unserem schnellen Vordringen hatte der Feind ein Lazarett, worin einige hundert Kranke lagen, in Brzesc zurücklassen müssen, auch sonst noch auf seinem Rückzuge, von den Sachsen und Österreichern eifrig verfolgt, bedeutende Verluste erlitten.

Den 29. und 30. November bezog das Husarenregiment in Treczen Quartiere. Eine unter dem Major von Watzdorff auf der Straße nach Ratno entsandte Rekognoszierung hatte dem Feinde mehrere Munitionswagen abgenommen. Nach einem aus dem Hauptquartier der großen französischen Armee eingegangenen Befehle sollte das über den Njemen gegangene russische Korps des Admirals Tschitschagow, das bereits Minsk besetzt hatte, von den Sachsen und Österreichern genau beobachtet und dem weiteren Vordringen desselben Einhalt getan werden. Wir mußten daher die bis jetzt fortgesetzte Verfolgung des auf dem Rückzuge begriffenen Sackenschen Korps einstellen und durch einen Flankenmarsch die Richtung nach Slonim wieder einschlagen. Demnach rückte das Husarenregiment den 1. Dezember von Treczen nach Stepanky und den 2. bei Podobna vorbei nach Czerezew. Der letztere Marsch führte uns über das jetzt in tiefen Schnee eingehüllte Schlachtfeld, auf dem mein Bruder begraben lag und wo so viele von den damals umgekommenen Kameraden in fremder Erde, fern von den lieben Ihrigen, eine Ruhestätte gefunden. Jetzt hatte sich über diese Gefilde, die am Schlachttage vom Kanonendonner erdröhnten, während die Luft ein wütendes Kampf- und Mordgeschrei erfüllte, ein himmlischer Friede gesenkt und der Schnee über dieses Totenfeld sein weißes Leichentuch ausgebreitet. Nicht konnte ich von diesem Schlachtfelde scheiden, ohne ein stilles und herzliches Gebet für die Seelenruhe meines abgeschiedenen Bruders an den Allvater im Himmel zu richten und ihm dafür innig zu danken, daß er mich in allen Gefahren bis jetzt so gnädig beschirmt hatte.

Den 3. Dezember wurde der Marsch durch Szerezew nach Stariwola, den 4. nach Czenie und den 5. bis Czerniezno fortgesetzt.

Seit dem 14. November, wo die Kälte mit dem ersten Schneefall eintrat[1], hatte dieselbe nicht nur fortgedauert, sondern auch die letzteren Tage sich bis auf 24 Grad gesteigert. Die Mannschaften und Pferde litten daher sehr auf den beschwerlichen, nur selten durch einen Ruhetag unterbrochenen Märschen, und wenn auch manchmal ein elendes Dorf abends erreicht wurde, so waren doch die Quartiere darin sehr schlecht, die bloß ein notdürftiges Obdach gewährten, da die Einwohner selbst nur wenig besaßen oder sich mit den noch vorhandenen Lebensmitteln nach den Wäldern geflüchtet hatten. In dem Teile von Rußland, den wir durchzogen, lagen nämlich die Dörfer nicht so nahe beisammen, wie in Deutschland, sondern sehr weit auseinander, mithin konnten wir bei Anbruch der Nacht nicht immer einen Ort erreichen, sondern mußten oft auf dem Schnee kampieren. Hierzu kam, daß unsere Uniformstücke, die wir seit dem 23. Juni, wo das erste Biwak bezogen wurde, also über fünf Monate lang, Tag und Nacht auf dem Leibe getragen und damit oft auf dem bloßen Erdboden, in Nässe und Schmutz, hatten liegen müssen, sehr unscheinbar und defekt geworden waren. So zeigten die Husarenpelze, Reithosen und Mäntel nicht nur viele zerrissene Stellen, sondern auch große Brandlöcher, die durch die herumsprühenden Funken der Biwakfeuer entstanden waren. Auch befanden sich fast alle Stiefel in einem sehr desolaten Zustande, da das Oberleder starke Risse bekommen hatte und mit Bändern oder Stricken notdürftig zusammengehalten werden mußte, wenn es nicht ganz auseinanderfallen sollte. Diese Kalamität war dadurch herbeigeführt worden, daß beim Trocknen der im Regen oder Schnee ganz durchnäßten Stiefel, und um die erkalteten Füße zu wärmen, solche etwas nahe an das Biwakfeuer gehalten worden waren, die Hitze daher das nasse Oberleder zu schnell getrocknet und zusammengezogen hatte, worauf es dann später brach. Durch das Zusammenschrumpfen des Oberleders waren nun die Stiefel so enge geworden, daß man Strümpfe nicht mehr hineinziehen konnte, sondern sich darauf beschränken mußte, etwas Stroh hineinzulegen und sie an die bloßen Füße zu

[1] In den von der französischen Hauptarmee durchzogenen Gegenden wurde das Eintreten der Kälte und der erste Schneefall schon etwas früher beobachtet. Vgl. Holzhausem, Die Deutschen in Rußland, II, 27f.

ziehen. Auch ich war in der üblen Lage, in meinen verengten Stiefeln keine Strümpfe mehr tragen zu können, obgleich ich noch ein Paar im Mantelsacke hatte; ich mußte daher ebenfalls wie fast alle Husaren die Stiefel an die bloßen Füße ziehen, nachdem vorher etwas Stroh hineingelegt worden war. Obgleich nun meine Füße oft ganz erstarrt und ohne Gefühl waren, so habe ich doch nur einige Fußzehen erfroren, wogegen Fälle vorkamen, daß Offiziere, die sich Pelzstiefel angeschafft, die ganzen Füße erfroren hatten. Um einen größeren Schutz gegen die Kälte zu haben, hatten viele Husaren sich mit russischen Bauernpelzen versehen, die sie über die zerrissenen und halbverbrannten Uniformen zogen. Auch wurden Pelzstreifen, die die Ohren bedeckten, an den Tschakos befestigt, und wer keine warmen Handschuhe besaß, wickelte Pelzlappen um die Hände. In diesen Anzügen, mit zerfetzten Mänteln behangen oder in schmutzige, von mancherlei üblen Gerüchen duftende Bauernpelze eingehüllt, zogen wir nun dahin durch die schneeigen Gefilde Rußlands und sahen, von dem Rauche der Biwakfeuer ganz geschwärzt, Lappländern ähnlicher denn Husaren.[1] Auch würde niemand aus der Heimat uns, mit den sonst netten Uniformen, jetzt in diesen elenden Anzügen wiedererkannt haben. Um das Bild der Jammergestalten zu vollenden, waren die abgezehrten Gesichter mit starken struppigen Bärten bewachsen, in denen so mancher Schmutz hängen mochte, da von Rasieren oder Waschen im Biwak bei einer so großen Kälte nicht die Rede sein konnte, und wenn auch Gelegenheit dazu vorhanden gewesen wäre, doch niemand von uns seinen Bart, der das ganze Gesicht bedeckte, abgeschnitten haben würde, da er ja vor der Kälte mit schützte. Ungeachtet aller dieser angewandten Schutzmittel gegen die kalte und schneidende Luft kam es doch vor, daß Nasen, Ohren und Füße eine Beute des Frostes wurden, auch manche von den Feldwachen ausgestellten Vedetten, wenn sie abgelöst werden sollten, erfroren waren.

[1] Vollborn hatte auf dem Kopf eine Krimmerpelzmütze, »nach der Façon der Juden dasiger Landesart«, auf dem Leibe ein Lammsfell und darüber einen hellgrauen Kapotmantel mit einem bis auf die Kniee reichenden schwarz-graumelierten Tuchkragen; über eine Schulter, von der linken nach der rechten Seite hängend, trug er den Tschako. So beschreibt er selbst seinen Anzug aus der letzten Zeit der Kampagne.

Manche Husaren suchten sich, in Ermangelung von gekochten Speisen, durch den Genuß von Branntwein zu erwärmen, wenn wir, was aber selten geschah, ein Fäßchen davon bekommen hatten. Denn die Gegenden, in die wir kamen, waren nicht allein von uns, sondern auch von den Russen schon mehrmals durchzogen, mithin alle Lebensmittel darin aufgezehrt worden. Wenn dieser Schnaps, der nur von Körnern gebrannt wurde und sehr stark war, denn man kannte damals die Kartoffelbrennerei dort noch nicht, in den leeren Magen kam, so erwärmte er zwar für den ersten Augenblick, aber es folgte darauf, wie es nicht anders sein konnte, eine große Müdigkeit. In diesem abgespannten Zustande war der Körper der Gefahr des Erfrierens um so mehr ausgesetzt; das bedachten aber die armen Husaren nicht, die durch den so seltenen Genuß des Branntweins nur ihrem Körper gütlich tun wollten, obgleich mehrere Beispiele das Schädliche dieses Genusses bei großer Kälte ihnen anschaulich gemacht hatten. Denn wir sahen so manchen, der etwas viel Branntwein zu sich genommen, einige Zeit darauf während des Marsches in eine große Ermattung fallen, vom Pferde steigen und zurückbleiben, wo er in der starken Kälte unrettbar eine Beute des Todes wurde. Auch habe ich selbst gesehen, daß einem Husaren, der in dem Genusse des Branntweins unmäßig gewesen war, der Spiritus förmlich aus dem Munde herausbrannte, was seinen Tod herbeiführte.

In diesem kläglichen Zustande peinigte aber unsere elenden und abgemagerten Körper noch das Ungeziefer, das jener Franzose durch die folgende naive Beschreibung näher zu bezeichnen suchte: »Sind sich kleine Tier, nicht von die hopp, hopp, sondern von die *doucement* marschier.« Dieses Ungeziefer, das wir in den elenden Dorfhütten aufgelesen und wohl auch mit den russischen Bauernpelzen als Zugabe bekommen haben mochten, hatte sich dadurch, daß wir uns nicht gehörig reinigen und weiße Wäsche anlegen konnten, so stark vermehrt, daß unsere Anzüge davon wimmelten. Es ließ uns keine Ruhe, sondern zwickte Tag und Nacht unsere fleischlosen Körper, besonders an den Stellen, die vom Biwakfeuer erwärmt wurden, was uns in der Ruhe sehr störte. Denn auf der hinteren, dem Fener nicht zugekehrten Seite des Körpers saß das Geschmeiß ganz ruhig, weil es dort kalt war; drehte man

sich aber mit jener Seite dem Feuer zu, um sie auch zu erwärmen, so entwickelte es eine große Lebendigkeit und peinigte den Körper so lange, bis man sich wieder auf die andere Seite legte und die Kälte dort seinem unverschämten Treiben ein Ende machte.[1] Um diese grausamen Gäste los zu werden, hatten manche Husaren sich eine Salbe von Quecksilber verschafft, womit sie die bloße Haut einrieben, was aber dem Körper sehr schädlich war. Andere dagegen hatten wieder Bänder, mit dieser Salbe bestrichen, um den Leib gebunden, was auch ich tat, jedoch bald wieder unterließ, da ich bemerkte, daß jenes Mittel den Körper ebenfalls angriff,[2] das Heer des Ungeziefers aber nicht verminderte.

Das Husarenregiment brach von Czerniezno wieder auf und rückte den 6. Dezember bis Blachosczinna und den 7. nach Czytne. In diesen Tagen hatte die Kälte eine Höhe von 26 Grad erreicht, bei der wir es auf den Pferden nicht mehr auszuhalten vermochten, sondern während des Marsches absitzen und die Tiere führen mußten, um uns durch das Gehen nur etwas zu erwärmen. Die Kälte war so groß, daß der warme Hauch, der aus Nase und Mund kam, sogleich gefror. Unsere stark behaarten Gesichter waren daher mit einem schneeähnlichen Reife, wie wir ihn im Winter oft an den Zweigen der Bäume bemerken, ganz bedeckt, auch die Pelzlappen an den Ohren und die Vorstöße unserer Pelze damit überzogen, so daß, wenn das Regiment Halt machte, niemand seinen Nebenmann mehr erkannte. Selbst an den Pferden konnte man keine Farbe der Haare erkennen, denn diese waren ebenfalls ganz mit Reif bedeckt, so daß alle wie Schimmel aussahen. Auch durfte man die Handschuhe nicht von den Händen abziehen, da sie von der großen Kälte sogleich erstarrten.

Nachdem das Husarenregiment bis zum 10. Dezember in Czytne gerastet, marschierte es bei fortdauernder Kälte den 11. nach Roczanna und blieb dort bis zum 13. Dezember. Hier gingen die

[1] Ähnliche, nur noch schlimmere Erfahrungen haben fast alle Teilnehmer am russischen Feldzuge machen müssen. Vergl.: Die Deutschen in Rußland II, 61–62 u. ä.

[2] Dies war wohl nur bei unrichtiger Anwendung der auch heute noch gegen Ungeziefer aller Art im Gebrauch befindlichen grauen Quecksilbersalbe *(Unguentum Hydrargyri cinereum, Unguentum neopolitanum)* möglich.

ersten wenig erfreulichen Nachrichten von dem Rückzuge der großen französischen Armee ein. Das sächsische Korps konnte nun unter diesen veränderten Umständen den beabsichtigten Marsch auf Slonim nicht weiter fortsetzen, sondern mußte, um das Herzogtum Warschau zu decken, eine Stellung am Bug nehmen, wohin es denn auch seine Richtung nahm; die Österreicher aber zogen sich auf Bialystok zurück. Der getroffenen Disposition gemäß marschierte das Husarenregiment den 14. Dezember über Christianpol nach Roskowize, den 15. durch Proczanna nach Sachiec und den 16. durch Czerezew nach Podobna, wo einige Ersatzmannschaften aus Sachsen zu uns stießen, die wir sehr nötig bedurften. Auf diesem Marsche gab es viel Glatteis, und da die Hufeisen unserer Pferde nicht geschärft waren, so stürzten viele mit ihren Reitern hin.[1] Auch mein Pferd glitt mit mir auf dem Eise aus, ich war aber so glücklich gefallen, daß ich außer einer unbedeutenden Kontusion keinen weiteren Schaden genommen hatte. Nachdem ein Husar beim Stürzen den Schenkel gebrochen, mußte abgesessen werden, um die Pferde über die besonders glatten Eisstrecken zu führen. Den 17. Dezember wurden Quartiere in Podliscze bezogen und den 18. durch Starawies nach Turenicze marschiert, dann aber vom 19. bis 23. Dezember eine Stellung in und bei Terebun genommen. Die Vorposten des Husarenregiments hielten während dieser Zeit die Ufer der Lesna besetzt, auch wurden Alarmstangen auf verschiedenen Punkten errichtet. Da wir hier einige Tage Ruhe hatten, so mußte ich im Quartier des Oberstleutnants von Lindenau die nötigsten Schreibereien besorgen. Diesem mochte wohl das traurige Schicksal der großen französischen Armee schon bekannt sein, das aber, um den Mut der Soldaten nicht zu schwächen, den sächsischen Truppenteilen verschwiegen wurde. Denn ich entnahm aus seinen hingeworfenen Äußerungen, daß das Vertrauen auf den siegreichen Fortschritt der französischen Waffen, das ihn seither nie verlassen hatte, nun zu wanken begann und er jetzt mit weniger Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang des Feldzuges hoffte. Während

[1] Über den mangelhaften Hufbeschlag vergl. die Einleitung zu meiner Ausgabe der Erinnerungen des württembergischen Militärarztes v. Roos, XXV und: Die Deutschen in Rußland II, 33.

ich mit Schreiben beschäftigt war, bemerkte ich, daß der Oberstleutnant einen Knopf von seiner Weste abschnitt und seinem Bedienten, der Peter hieß, mit dem Auftrage gab, in dem nahe gelegenen Städtchen Pratulin warme Strümpfe zu kaufen. Da ich bezweifelte, daß er für einen unscheinbaren Knopf etwas bekommen werde, so erklärte mir der Oberstleutnant, wie dieser Knopf nicht so wertlos wäre, wie er scheine, denn unter dem Überzuge sei ein Goldstück verborgen, was sein Peter wohl wisse. Zur Erläuterung setzte er noch hinzu, daß er, um bei einer etwaigen Gefangenschaft nicht ganz ohne Geld zu sein, Goldstücke von dem Westenzeuge habe überziehen und als Knöpfe aufnähen lassen.[1] Dieser Oberstleutnant war ein biederer Mann, zwar streng im Dienste und mitunter etwas aufbrausend, aber dabei gutmütig und leutselig, weshalb ihn denn seine Husaren auch sehr lieb hatten, denn er sorgte für sie wie ein Vater für seine Kinder und trug alle Beschwerden wie ein gemeiner Husar. Den 24. Dezember (Christabend) marschierte das Husarenregiment durch Wollczyn nach Ponnicky, den 25. (ersten Weihnachtstag) nach Mielnik, den 26. (zweiten Weihnachtstag) nach Überschreitung des zugefrorenen Bug bis Sarnicky und den 27. nach Loczice, wo den 28. Dezember Rasttag gehalten wurde. Wohl gedachten wir des herrlichen Weihnachtsfestes, an dem unsere Lieben in der fernen Heimat einander durch Geschenke erfreuten; nur uns wollte niemand eine Gabe der Liebe darreichen, denn wir zogen ja zerlumpt und elend in einem fremden Lande herum unter ganz unbekannten Leuten und hatten Mühe, uns die tägliche Nahrung zu verschaffen.

Das sächsische Korps zählte jetzt kaum noch 8000 Mann, die unter den Waffen waren, worunter es aber auch noch viele halb kranke Leute gab. Die Österreicher hatten Bialystok geräumt und sich auf Pultusk gezogen, die Russen aber Brzesc besetzt; ihre Patrouillen streiften bis Zalesie. Einige hundert sächsische Kranke, die im Lazarett zu Bialystok gelegen, waren noch vor dem Abmarsch der Österreicher fortgeschafft worden, und es hatten bloß einige schwer Verwundete und Kranke, die nicht zu

[1] Ein damals vielfach angewandtes Mittel, um dem plündernden Feinde das Geld zu verbergen und für den Fall der Gefangenschaft einen Notpfennig zu retten.

transportieren waren, dort zurückgelassen werden müssen.[1] Da die Stellung des sächsischen Korps noch zu ausgedehnt war, so mußte es sich mehr konzentrieren. Das Husarenregiment marschierte daher den 29. Dezember nach Boity bei Morty und dann, da das sächsische Korps sich noch weiter auf Warschau zurückzog, den 2. Januar 1813 durch Morty nach Siedlice, wo es bis zum 5. Januar stehen blieb. Die Russen versuchten an diesem Tage einen Überfall auf unsere in Morty stehenden Vorposten, der aber durch die Wachsamkeit derselben vereitelt wurde.

Den 6. und 7. Januar war das Husarenregiment in Chodow und den 8. und 9. in Niewiska. Der Generalmajor v. Gablenz, der sich bis zu seiner Herstellung in Warschau aufgehalten hatte, traf wieder beim Korps ein und übernahm das Kommando der Arrieregarde, die aus Husaren, Polenz Dragonern und leichter Infanterie mit drei reitenden Geschützen bestand; auch waren einige polnische Ulanen und Voltigeurs von der Division Durutte der Nachhut zugeteilt worden. Dieselbe marschierte den 10. Januar durch Makaboda nach Wengrow. Wir waren kaum in dieser Stadt angelangt, als auch schon unsere auf der Straße nach Sokolow ausgestellten Vorposten mehrmals von den Kosaken angegriffen wurden. Vor Wengrow, durch das ein kleines Wasser, die Liwiec genannt, fließt, befinden sich in der Richtung nach Sokolow waldige Anhöhen, die sich nach einem von Waldungen umschlossenen, großen Wiesengrunde zu abdachen, der sich bis nach Liw erstreckt, einem Dorfe, das ungefähr tausend Schritte rechts seitwärts von Wengrow an der über Pniewnik und Stanislawo nach Warschau führenden Straße liegt. Diesen Wiesengrund durchschlängelt die Liwiec und nimmt dann ihren Lauf nach Liw und Wengrow. Schon während der Nacht war der vor dieser Stadt befindliche Wald vom Feinde stark besetzt worden, und am 11. Januar bei Tagesanbruch sah man bedeutende Massen von Kavallerie und Infanterie daraus hervorrücken und sich zum Angriffe formieren. Auch in dem oben beschriebenen, uns mehr rechts gelegenen Wiesengrunde zeigten sich viele Kosaken, die, wie gar nicht zu bezweifeln war, die Absicht hatten, die hinter Liw nach Warschau führende Straße, auf der wir uns nur zurück-

[1] Nach Cerrini 53 kranke Sachsen.

ziehen konnten, noch vor unserer Ankunft zu besetzen nnd dadurch uns abzuschneiden. Obgleich nun die drei Geschütze, die in Liw aufgestellt waren, die aus dem Wiesengrunde herankommenden Kosaken sogleich heftig beschossen, so konnten sie doch nicht zum Weichen gebracht werden. Der General von Gablenz war unterdessen von Wengrow nach Liw zurückgegangen und hatte die dort befindliche Brücke über die Liwiec besetzt, in der Absicht, den Feind von dem Übergange abzuhalten. Die zahlreiche russische Kavallerie ging jedoch unterhalb Liw über die zugefrorene Liwiec, wodurch wir uns zum weiteren Rückzuge genötigt sahen, da auch die durch den Wiesengrund gekommenen Kosaken sich schon der hinter uns gelegenen Warschauer Straße genähert hatten. Die sehr überlegene feindliche Reiterei, der wir nur wenig Kavallerie, zwei schwache Kompagnien Infanterie und drei Geschütze entgegenstellen konnten, griff nun von allen Seiten heftig an, wurde aber durch die Kartätschenschüsse unserer Geschütze und das Flintenfeuer der Infanterie noch in einer gewissen Entfernung gehalten, so daß wir unseren Rückzug auf Pniewnik fortsetzen konnten. Dort trafen wir auf einen starken Unterstützungsposten von der Division Durutte und waren nun in den Stand gesetzt, dem uns verfolgenden Feinde größere Streitkräfte entgegenzustellen, wodurch er sich jedoch von seinen hartnäckigen Angriffen noch nicht abhalten ließ, da es in seiner Absicht liegen mochte, uns aufzureiben, noch ehe wir das Hauptkorps erreicht haben würden. Dies wollte jedoch den Russen, obgleich sie uns heftig zusetzten, nicht gelingen, da wir immer mehr Verstärkung bekamen. Der Verlust während unseres Rückganges war nicht bedeutend und bestand bloß aus einigen Toten, Verwundeten und Vermißten, die wohl in Gefangenschaft geraten sein mochten. Auf diesem Rückzuge von Liw nach Pniewnik wäre ich fast den Kosaken, die uns eifrig verfolgten, in die Hände gefallen. Die Straße war nämlich auf vielen Stellen mit Glatteis bedeckt, und ich konnte mein Pferd, das sehr zaghaft war, wenn es über das Eis gehen sollte, nicht schnell genug vorwärts treiben, weshalb ich denn einer von den letzten Reitern des hintersten Zuges war und schon das Hurrageschrei der nachsetzenden Kosaken hörte, als zufällig die im Rückgehen begriffene Kolonne

wieder Front machte und die Kartätschenschüsse unserer Geschütze die feindliche Kavallerie zurückscheuchten.

Dieser ernste Angriff auf unsere Nachhut ließ vermuten, daß der Feind es nicht dabei bewenden lassen, sondern einen Hauptschlag auf das sächsische Korps ausführen werde. Es zog sich daher, um sich noch mehr zu konzentrieren, näher gegen Warschau zurück. Demnach ging das Husarenregiment den 12. Januar nach Kniffnicky und traf den 13. in Dobre ein, wo es bis zum 25. kantonierte, ohne vom Feinde sehr beunruhigt zu werden. Nur die von uns ausgesandten Patrouillen und Rekognoszierungen stießen manchmal auf feindliche Streifscharen, wobei unbedeutende Gefechte vorfielen. Die sächsische Infanterie stand hinter uns in Stanislawow und den umliegenden Dörfern. Am 24. und 25. bemerkte man in den feindlichen Stellungen eine große Beweglichkeit. Die Russen griffen überall unsere Vorposten an und drängten sie zurück, weshalb der General Reynier den weiteren Rückzug gegen Warschau hin anordnete, da das sehr geschwächte sächsische Korps gegen den viel stärkeren Feind nichts unternehmen konnte, auf die Unterstützung der Österreicher aber nicht zu rechnen war, da sie zu entfernt von uns standen. Das Husarenregiment ging daher den 26. auf Stanislawow zurück, wo es bis zum 28. verblieb. Hier wurde ich von dem Oberstleutnant von Lindenau auf einem requirierten Schlitten nach Warschau gesandt, das nur 4 Meilen von Stanislawow entfernt ist, um verschiedene Geschäfte und Einkäufe für ihn dort zu besorgen. Die Schlittenfahrt ging rasch vorwärts, und bald sah ich Warschau vor mir liegen, das ich seit dem April 1809, wo ich das letzte Mal darin gewesen, nicht wieder gesehen hatte. Aber wie verändert fand ich die Stadt gegen damals, wo das lebenslustige Getreibe der Menschenmenge durch die Straßen wogte! Es schien mir, als wenn Warschau jetzt von ganz anderen Menschen bewohnt würde, denn sie zogen in sich gekehrt, still ihres Weges dahin, was sonst nicht die Art der überaus lebhaften polnischen Bewohner war. Hier bekam ich nun die ersten sicheren Nachrichten von dem traurigen Schicksale der großen französischen Armee. Sie hatte schon im Oktober 1812 den Rückzug von Moskau nach Smolensk angetreten, war Ausgangs November

in einem kläglichen Zustande über die Beresina gegangen[1], und es hatten die Trümmer dieser ehemaligen großen Armee, nachdem sie Wilna passiert und den Njemen überschritten, in der zweiten Hälfte des Dezember Königsberg erreicht. Die Polen, die große Hoffnungen auf Wiederherstellung ihres Reiches, die Napoleon ihnen verheißen, an die Siege der französischen Armee geknüpft hatten, sahen mit der Vernichtung derselben auch ihre Erwartungen getäuscht und sich nun eine sichere Beute der Russen werden. Daher ließ sich die Niedergeschlagenheit erklären, die ich auf allen Gesichtern der Polen in Warschau bemerkte. Da nach diesen wenig erfreulichen Nachrichten eine große französische Armee gar nicht mehr existierte, so lag die Besorgnis sehr nahe, daß die Russen nun mit ihrer ganzen Macht sich auf das schwache, ungefähr noch gegen 6000 Mann starke Korps der Sachsen werfen und es aufzureiben versuchen würden, was allerdings keine ermutigende Aussicht gewährte. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die große französische Armee namentlich auf ihrem unheilvollen Rückzuge viel mehr gelitten hat als die Truppenteile, die zum sächsischen Korps gehörten. Man mag aber bedenken, daß auch dieses viele Strapazen zu ertragen hatte und bei großer Kälte und so manchen Entbehrungen fast zwei Monate länger gegen die Übermacht des Feindes kämpfen mußte.

TRENNUNG VON DER TRUPPE. KRANK UND VERLASSEN. ÄUSSERSTES ELEND. ANKUNFT IN DER HEIMAT.

In Warschau besorgte ich die mir aufgetragenen Geschäfte und fiel mit wahrem Heißhunger über die dort zum Verkauf ausgestellten Eßwaren her, um mich für die langen Entbehrungen zu entschädigen. So ging ich denn unter anderm auch zu dem deutschen Glaser, den ich schon während meines ersten Aufenthaltes in der Stadt im Jahre 1808 kennen lernte, der neben dem Betriebe seines Handwerks noch eine Schank- und Speisewirtschaft etabliert hatte. Hier ließ ich mir einen tüchtigen Heringssalat machen, der früher dort immer sehr gut zu haben war, und trank nachher eine Flasche vortreffliches Bier dazu. Obgleich ich alles mit vielem Wohlbehagen und gutem Appetit verzehrte, so

[1] Der Übergang über die Beresina erfolgte in den Tagen des 26. bis 29. Nov.

verspürte ich doch am Abend, als ich zum ersten Male nach langer Zeit mich wieder in ein Bett legen wollte, einiges Unwohlsein; denn ich mochte meinen zusammengetrockneten und ausgehungerten Magen mit etwas zuviel Speise und Trank angefüllt haben, was seine sehr geschwächten Verdauungskräfte zu stark in Anspruch genommen hatte.[1] Freilich hätte ich nur allmählich meinen Magen an kräftigere Nahrungsmittel gewöhnen und anfangs die strengste, bei vorhandenem Überflusse an Speisen für mich Ausgehungerten doppelt schwere Enthaltsamkeit üben sollen. Die Folgen meiner Unmäßigkeit waren nicht ausgeblieben und sollten sich noch fühlbarer machen; denn am Morgen nach meiner Abreise von Warschau befand ich mich sehr unwohl und kam ganz krank in Stanislawow an, wo ich nach abgestattetem Berichte über die vollzogenen Aufträge mich in meinem Quartier sogleich auf die Streu legen mußte.

Den 29. Januar früh beim Abmarsche nach Okuniew war ich noch so krank, daß ich mein Pferd nicht besteigen konnte. Der Oberstleutnant von Lindenau ließ mich daher auf einen Deckelwagen des Regiments legen, der mit verschiedenen hölzernen Kisten und Kasten beladen war. Denn er wollte, wie er mir sagte, mich nicht in das Lazarett nach Warschau bringen lassen, weil darin ein bösartiger Typhus ausgebrochen sei, der die dahin gebrachten Kranken schnell ergreife und hinwegraffe.[2] Diese fast väterliche Sorge und Teilnahme um mein Geschick rührte mich sehr, und obgleich ich in dem Deckelwagen auf den dort befindlichen harten Gegenständen ein schlechtes Lager hatte und bei den holprigen Wegen darin so herumgeworfen wurde, daß mir alle Glieder am Leibe weh taten, so war ich doch sehr froh, daß ich nicht in das Lazarett geschafft worden war.

Den 30. Januar, an dem der Marsch nach Pudcziska fortgesetzt wurde, hatte sich die Kälte etwas vermindert.

[1] Ähnliche Erfahrungen mußten damals viele Teilnehmer an dem Feldzuge machen. Vergl.: Die Deutschen in Rußland, II, 123, 188f.

[2] Der Typhus zog wie ein Würgengel mit und hinter den aus Rußland zurückkehrenden Resten des großen Heeres einher, von Moskau bis an den Rhein. Über diese schreckliche Epidemie vergl.: Die Deutschen in Rußland II, 60, 160, 190 u. ö. Auch den Husaren Goethe werden wir noch von der Krankheit befallen sehen.

Den 31. Januar gingen wir oberhalb Warschau über die zugefrorene Weichsel nach Sielce. Das Eis dieses Stromes war so stark, daß unsere Geschütze hinübergehen konnten.

Den 1. Februar marschierten die Husaren mit einer reitenden Batterie durch Warschau nach Blonie, wo den anderen Tag gerastet wurde. Während des Zuges durch die Stadt konnte ich nichts sehen, da ich auf dem Deckelwagen lag und mich darin aufzurichten nicht imstande war.

Bei der großen Übermacht und dem Andrange des Feindes war vorauszusehen, daß das sächsische Korps sich auch hier nicht lange würde halten können. Es wurde daher die schnelle Räumung des in Warschau befindlichen sächsischen Lazaretts, worin über 1500 Kranke und Verwundete liegen sollten, angeordnet und diese nach Kalisch abgeführt.[1] Die Schwerkranken mußten zurückgelassen werden und fielen später den Russen bei der Besetzung von Warschau in die Hände, die sie als Kriegsgefangene behandelten. Die Österreicher waren seither von den Russen gar nicht beunruhigt, sondern nur durch bloße Scheinbewegungen gegen ihre beiden Flügel zum Rückzuge auf Warschau genötigt worden; es schien daher, als wenn hinsichtlich dieses allmählichen Rückganges ein gegenseitiges Übereinkommen getroffen worden wäre. Daß die Österreicher absichtlich von den Russen geschont wurden und ein einstweiliger Stillstand zwischen beiden Heeren eingetreten war, ging aus so manchen Vorfällen unzweifelhaft hervor.[2] Eine gleiche Schonung wollten jedoch die Russen den Sachsen nicht zuteil werden lassen, vielmehr wurden unsere Vorposten fortwährend mit Heftigkeit angegriffen, was ihnen, da sie sich immer in Bereitschaft halten mußten, sehr beschwerlich fiel, um so mehr, als die Kälte wieder stärker geworden war. Um den sächsischen Truppenteilen einige Ruhe zu gönnen, sah sich daher der General Reynier veranlaßt, beim Fürsten Schwarzenberg darauf anzutragen, daß von den Österreichern, die in Warschau eingerückt waren, die Vorposten übernommen würden. Das säch-

[1] Nach Cerrini waren aus dem sächsischen Lazarett »bis zur Mitte Januar bereits 2000 Kranke nach Radom, Petrikau und Kalisch abgegangen.«
[2] Eine Folge der Schwarzenbergschen Unterhandlungen (vergl. die Einführung!)

sische Korps zog sich nun, nachdem es noch zwei schwache Bataillone Infanterie zur Besetzung der Festung Modlin abgesendet hatte, auch der schwache Rest des Infanterieregiments Prinz Friedrich zur Neuformierung nach Sachsen abgegangen war, ganz auf das linke Weichselufer zurück. Das Husarenregiment marschierte daher den 3. Februar nach Bolimow und den 4. bis Lobicz, wo den anderen Tag gerastet wurde. Ferner den 6. nach Solkowize, wo wir ebenfalls einen Rasttag hatten. Nach eingegangenen Nachrichten waren die beiden russischen Armeekorps der Generale WINTZINGERODE und DOCHTUROW schon vor einigen Tagen bei Plock an der Weichsel eingetroffen und die große russische Armee im Anmarsche begriffen, auch die Festung Thorn vom Feinde bereits eingeschlossen. Ferner hatten die beiden russischen Korps der Generale SACKEN und MILORADOWICZ[1] sich dem rechten Weichselufer jenseits Warschau sehr genähert. Der Fürst SCHWARZENBERG, der diese Stadt bis jetzt besetzt gehalten, sah sich daher genötigt, dieselbe zu räumen und sie mit Praga den Russen zu überlassen, worauf sich die Österreicher nach Galizien hinter die Pilica zurückzogen. Da sich diese, ohne von den Russen verfolgt worden zu sein, vom Kriegsschauplatze ganz entfernt hatten, auch von der sogenannten großen französischen Armee schon lange nichts mehr zu hören und zu sehen war, so blieb nur noch das schwache sächsische Korps, dem sich einige französische Infanterie und polnische Ulanen angeschlossen hatten, übrig, das den Angriffen des von allen Seiten heranrückenden überlegenen Feindes die Spitze bieten sollte. Unter diesen Umständen, und da auch die bei Plock und Thorn stehenden Russen unsere rechte Flanke bedrohten, war es notwendig, den beabsichtigten Rückzug auf Kalisch mehr zu beschleunigen. Das Korps brach daher den 8. Februar auf, und es marschierten die Husaren bis Lenczyce. Die Kolonne des Generalmajors VON GABLENZ, bestehend aus den schwachen Überresten der beiden Kavallerieregimenter von Polenz Dragoner und Husaren, etwas leichter Infanterie, einer reitenden Batterie und einem Detachement polnischer Ulanen, hatte seither auf dem Rückzuge die rechte Flanke des sächsischen

[1] MILORADOWITSCH, der bekannte Avantgardeführer, ein geborener Serbe, mit einiger Übertreibung der »russische Murat« genannt.

Korps gedeckt. Während des heutigen Marsches wurde nun diese Seitenkolonne von den zwischen Warschau und Thorn über die Weichsel gegangenen Russen sehr beunruhigt, es mußte daher öfters Halt gemacht und der zudringliche Feind zurückgewiesen werden. Dabei war der Deckelwagen, auf dem ich krank lag, einigemal in Gefahr, von den Russen genommen zu werden, und schon befürchtete ich in die Hände derselben zu fallen, als ich durch eine im Wagendeckel befindliche Lücke einen Trupp mit Lanzen bewaffneter Reiter in der Ferne bemerkte, die auf den Wagen zu sprengten. Wie sie näher herankamen, sah ich jedoch zu meiner großen Beruhigung, daß es keine Kosaken, sondern polnische Ulanen waren, mithin meine Besorgnis unbegründet gewesen war. Ein eigentümliches Gefühl ergriff mich in meiner hilflosen und verlassenen Lage in diesem Wagen, wenn ich das Schießen, Hin- und Hersprengen der Reiter vernahm, ohne zu sehen und zu wissen, wie das Gefecht enden werde. Denn jeden Augenblick mußte ich gewärtig sein, daß die überall herumschwärmenden Kosaken den Wagen als gute Beute in Beschlag nehmen, mich ausziehen und dann in meinem kranken Zustande halbnackt auf dem Erdboden liegen lassen würden. Schon einmal war der Trainknecht, der den Regimentswagen fuhr, nahe daran, die Stränge abzuschneiden und sich mit den Pferden zu flüchten, als glücklicherweise ganz unvermutet noch ein Trupp Husaren von unserem Regimente ankam, um den Wagen zu schützen und weiter zu eskortieren.

Den 9. Februar marschierten wir bis Orczewsko und den 10. durch Uniejow nach Przygonna. Da ich mich wegen meiner Mattigkeit und der steif gefrorenen Glieder im Wagen nicht in die Höhe richten konnte, so mußte ich jedesmal, wenn das Regiment den Ort seiner Bestimmung erreicht hatte, herunter gehoben werden. Einstmals aber hatte man dies zu tun ganz vergessen, und ich würde gewiß noch lange darauf haben liegen müssen, wenn nicht der Oberstleutnant von Lindenau, der sich immer sehr teilnehmend gegen mich bezeigte, an den Wagen herangekommen wäre, um sich selbst zu überzeugen, ob ich heruntergebracht worden sei. Da dies nicht geschehen, so war er sehr ungehalten darüber, daß man mich in der Kälte noch so lange auf dem Wagen hatte

liegen lassen, und gab Befehl, mich sofort herabzunehmen und in ein Haus zu tragen. Dadurch, daß ich über acht Tage lang auf den hölzernen Kisten des Wagens hatte liegen und bei den hart-gefrorenen holprigen Wegen alle Stöße darauf aushalten müssen, waren meine Achseln und Hüftknochen ganz wund geworden und schmerzten mich sehr. Denn das wenige Stroh, das man über die Kasten gebreitet hatte, war nicht hinreichend, mir auf diesen harten Gegenständen ein weiches Lager zu gewähren. Unter diesen mißlichen Umständen und da ich keine gehörige Diät beobachten, auch mich vor Erkältungen nicht hüten konnte, hatte sich mein krankhafter Zustand sehr verschlimmert.

Den 11. Februar erreichten wir Slodkowo. Alle Vorposten wurden heute von den Russen heftig angegriffen und zurückgedrängt, weshalb der General Reynier sich veranlaßt sah, den Rückzug des sächsischen Korps auf Kalisch noch mehr zu beschleunigen, um dort eine gedrängtere Stellung zu nehmen. Auch wurde in dem heutigen Tagesbefehle angeordnet, daß alle bei den verschiedenen Truppenteilen noch befindlichen Kranken und Verwundeten des andern Tages nach Schlesien und Sachsen transportiert werden sollten. Der Oberstleutnant von Lindenau, der mich von diesem Befehle in Kenntnis setzte, eröffnete mir, daß er mich nun nicht länger zurückhalten dürfe, es auch für mich gut sei, wenn ich bei den bedrohlichen Anzeichen eines baldigen und heftigen Kampfes mit den Russen in Sicherheit gebracht würde, damit ich dann unter besserer Pflege und mit mehr Zeit und Ruhe meine Herstellung abwarten könne. Dabei versprach er mir noch, darauf zu sehen, daß ich einen guten Wagen bekäme.

Den 12. Februar früh wurden in Wolnow, wohin das Husaren-regiment noch in der vorigen Nacht gerückt war, die requirierten Bauernwagen mit den vorhandenen Kranken beladen, die sodann nach Kalisch abfuhren. Auf meinen Wagen hatte man noch einen kranken Husaren, namens Blumenstengel, gebracht, den ich gut kannte, da er zur zweiten, in Artern garnisonierenden Eskadron gehörte. Nachdem alle Kranken und Verwundeten, die sich noch beim Regimente befanden, auf den Transport gebracht worden, hatte sich der Bestand desselben so vermindert, daß nur noch gegen 100 Mann diensttüchtig waren und das Husarenregiment

seiner Schwäche wegen in eine Eskadron formiert werden mußte. Von den 8 Eskadrons, aus denen es ursprünglich bestand, war daher nur noch eine übrig geblieben. Wird nun angenommen, daß der Ersatz, den das Husarenregiment während des Feldzuges einigemal aus Sachsen bekommen, mindestens aus 100 Mann bestanden habe, so fehlten bei diesem Regimente, da es über 1000 Reiter stark ausmarschierte, jetzt aber vor Kalisch nur noch 100 zählte, fast 1000 Mann, die geblieben, gefangen, erfroren und verwundet waren, krank in den Lazaretten lagen oder darin bereits verstorben waren. Durch das Mißgeschick des Krieges war also das Husarenregiment sehr zusammengeschmolzen, und ich konnte daher froh sein, daß ich noch einer von den wenigen war, die bis vor Kalisch dem Regimente hatten folgen können.

Nachdem die Wagen in dieser Stadt angekommen, wurden die Kranken für die Nacht in ein Gebäude gebracht. Am Morgen des 13. Februar, wo wieder aufgebrochen werden sollte, kamen noch viele Wagen mit Kranken und Verwundeten von andern sächsischen Truppenteilen in Kalisch an, so daß nun der ganze Krankentransport jetzt wohl mehr als 60 Wagen zählen mochte. Zur Bedeckung war ein Offizier mit einer Abteilung sächsischer Infanterie kommandiert worden, unter der sich mehrere Unteroffiziere befanden, die nach Sachsen zurückgehen sollten, um bei Ausbildung der Rekruten und einer neuen Formation der Armee mit verwendet zu werden. Auch einige Chirurgen befanden sich bei dem Transporte. Die polnischen Bauernwagen sind sehr klein und unbequem eingerichtet; so lange daher ich und der Husar, mit dem ich von Wolnow hierher gefahren war, einen Wagen allein hatten, fanden wir gerade so viel Raum darauf, als wir bedurften, um uns in liegender Stellung bequem ausstrecken zu können. In Kalisch bekamen wir aber bei der Abfahrt leider noch zwei Gefährten, da die gestellten Wagen zur Aufnahme der vielen Kranken nicht ausreichend waren, mithin solche stärker besetzt werden mußten. Der eine davon gehörte zum Regiment Polenz Dragoner, und der andere war ein Schütze von der leichten Infanterie. Beide waren verwundet, der erste hatte einen Hieb in den Arm und der zweite einen Schuß durch die Hand, sonst befanden sie sich, die Verwundungen

abgerechnet, noch ziemlich munter. Dieser Zuwachs war uns freilich nicht angenehm, weil dadurch der Raum auf dem Wagen so beschränkt wurde, daß wir uns weder drehen noch wenden konnten, ohne einander zu berühren. Da ich und der andere Husar so krank waren, daß wir weder sitzen noch stehen konnten, so überließen uns zwar die andern zwei Gefährten so viel Räumlichkeit, um uns zu legen und ausstrecken zu können. Es ließ sich aber nicht wohl vermeiden, daß, wenn der Wagen auf den schlechten Wegen hin- und herwankte, die beiden Fahrgenossen, die größtenteils stehen mußten, entweder auf uns geworfen wurden oder uns mit ihren Füßen traten, was eine große Belästigung war. Unsere Wagenkolonne konnte seit der Abfahrt von Kalisch wohl 3 Stunden Weges zurückgelegt haben, als wir eine starke Kanonade hinter uns, in der Richtung nach dieser Stadt zu, vernahmen, die uns sehr beunruhigte. Nach den von dem verstorbenen Stabssekretär Winkler mir mitgeteilten Notizen aus seinem Tagebuche war nämlich den 13. Februar vormittags das schwache sächsische Korps, das mit Hinzurechnung der dabei befindlichen Franzosen von der Division Durutte und einiger polnischen Ulanen kaum noch 6000 Mann unter den Waffen hatte, von den Russen mit großer Übermacht auf allen Seiten angegriffen worden und hatte sich von den besetzt gehaltenen Dörfern mit bedeutendem Verluste auf Kalisch zurückziehen müssen. Da es sich auch hier nicht behaupten konnte, so hatte es am 14. Februar den weiteren Rückzug über Raszkow, Kobylin, Rawicz und Guhrau nach Glogau fortgesetzt und auf den Dörfern bei dieser von den Franzosen besetzten Festung Kantonierquartiere bezogen. Die Seitenkolonne des Generals von Gablenz, zu der auch der Rest des Husarenregiments gehörte, war von den Russen ganz abgeschnitten worden[1] und mußte, da jede Verbindung mit dem sächsischen Korps durch das schnelle Vordringen des Feindes unterbrochen worden war, sich noch am Abend nach dem Gefechte bei Kalisch über Opatowek, Brzeziny und Grabow nach Ostrenzow, auf deutsch: Schildberg, zurückziehen, wo die Kolonne nach einem sehr beschwerlichen Nachtmarsche am Morgen des 14. Februar anlangte. Ein vom

[1] Odeleben deutet leise an, daß General v. G. nicht ganz frei von Schuld dabei war.

General REYNIER abgesandter Offizier brachte hier dem General VON GABLENZ den Befehl, mit seiner abgeschnittenen Kolonne die Richtung auf Radomsk zu nehmen und sich an das dort ste= hende österreichische Korps anzuschließen. Sie brach daher den 16. Februar auf und setzte ihren Marsch über Kempen, Broska, Klowotzka, Biala, Sorambize nach Kumecpol[1] fort, wo die Kolonne den 20. Februar ankam und dort das auf den umliegenden Dörfern in der größten Ruhe kantonierende österreichische Korps er= reichte. Nach einigen gehaltenen Rasttagen bekam der General VON GABLENZ eine im österreichischen Hauptquartiere ausgefer= tigte Marschroute nach der Gegend von Krakau, wo er mit den zu seinem Kommando gehörigen Truppenteilen bis zu dem im April erfolgten Rückmarsche nach Sachsen Kantonierquartiere bezog.

Nun kehre ich wieder zu unserer Wagenkolonne und zur Zeit zurück, wo wir am Morgen des 13. Februar den starken Kanonen= donner von Kalisch her vernahmen, nachdem wir erst vor einigen Stunden dort abgefahren waren. Da man nicht wissen konnte, wie dieser Kampf enden werde, der, nach der starken Kanonade zu urteilen, sehr heftig sein mußte, so wurde, um uns von dem Kampf= platze immer weiter zu entfernen, die Fahrt auf alle Weise be= schleunigt und nicht nur den ganzen Tag, sondern auch noch in die Nacht hinein fortgesetzt. Das anhaltende, nur durch wenige Pausen unterbrochene Fahren im offenen Wagen auf schlechten Wegen und in kalter Nachtluft hatte mich sehr angegriffen, meine Hände und Füße waren von der Kälte ganz erstarrt, auch fühlte ich bedeutende Kopf= und Rückenschmerzen. Mein Leidensge= fährte, der Husar BLUMENSTENGEL, hatte während dieser Fahrt ebenfalls viel gelitten, aber nur dann und wann einige Klagelaute ausgestoßen, sonst lag er ziemlich ruhig, aber in einem sehr ab= gespannten Zustande da. Wenn ich sein blasses und abgezehrtes Gesicht im stillen betrachtete, so fühlte ich mich vom innigsten Mitleid ergriffen, obgleich ich selbst krank und elend war. Es mochte gegen 10 Uhr abends sein, als wir nach einer Fahrt über Ostrowo in Sulmierzyce, fast 6 Meilen von Kalisch entfernt, an= langten, wo übernachtet werden sollte. Nachdem Halt gemacht

[1] Koniecpol.

worden, wurden ich und der Husar BLUMENSTENGEL von dem Wagen gehoben, in ein Haus getragen und auf eine Streu gelegt, die uns in der Stube bereitet worden war. Da wir aus Mangel an Appetit nichts zu essen begehrten, so begaben sich auch die Bewohner des Hauses bald zur Ruhe und ließen uns beide in der Stube allein zurück. Da ich, obgleich sehr matt, dennoch nicht schlafen konnte, so bemerkte ich spät in der Nacht, wie der neben mir liegende Husar sehr unruhig wurde und unter Ächzen und Stöhnen sich auf der Streu herumwälzte, dann aber das bekannte Kirchenlied: »Meinen Jesum laß ich nicht« mit heller und kräftiger Stimme zu singen begann. BLUMENSTENGEL gehörte nämlich zu dem im Regimente gebildeten Sängerchor und besaß einen hübschen Tenor, weshalb er denn auch die Solopartien sang. Nach einiger Zeit, nachdem von ihm der Anfang dieses Liedes mehrmals wiederholt worden war, wurde er ganz still, und da ich glaubte, daß er eingeschlafen sei, so wollte ich ihn durch eine Frage über sein Befinden nicht stören. Am andern Morgen, den 14. Februar, noch vor Tagesanbruch, kamen die Soldaten von der Bedeckung, um uns auf den Wagen zu bringen. Aber wie groß war meine Bestürzung, als der Husar BLUMENSTENGEL neben mir tot gefunden wurde, denn er war in der Nacht verschieden und hatte sich in den ewigen Schlaf gesungen! Dieser plötzliche und unerwartete Tod meines Leidensgefährten, den ich gar nicht für so gefährlich krank gehalten, erregte die wehmütigsten Gefühle und die größte Besorgnis in mir, denn wie leicht konnte auch mich ein so schneller Tod ereilen, fern von meiner Heimat und den teuren Lieben! Ganz entmutigt und höchst niedergeschlagen brachte man mich auf den Wagen, und die Fahrt wurde heute über Zduny, Jutroszyn bis Sarne fortgesetzt. Während derselben kam es mehrmals vor, daß der laute Ruf von einem oder dem andern Wagen sich hören ließ: »Hier ist einer tot«, worauf von den andern die trockene und teilnamlose Antwort erfolgte: »Werft ihn herunter!«, was denn auch während des Fahrens sogleich geschah, da man es gar nicht für nötig hielt, bei dem Herabwerfen eines Toten den Wagen halten zu lassen, auch bei der eiligen Fahrt jede Stockung in der Kolonne vermieden werden sollte. So hatten die erlebten Jammerszenen, Not und Elend das Gefühl für Menschlichkeit in der Brust der

Soldaten abgestumpft, daß sie ganz gleichgültig mit ansehen konn-ten, wie ein toter Kamerad auf die Straße hinabgeworfen wurde und dort unbegraben liegen blieb. Im stillen knüpfte ich an diese traurigen Vorfälle die ernste Betrachtung, wie bald es kommen könne, daß auch einmal von unserm Wagen ein gleicher Ruf er-töne und ich als ein Toter herabgeworfen werde. Es war übrigens nicht zu verwundern, daß während des Transports von den Kran-ken mehrere starben. Denn sie hatten nicht nur ein schlechtes Lager auf diesen elenden Fuhrwerken und waren dem scharfen Luftzuge ausgesetzt, sondern man konnte ihnen auch, da die anhaltende Fahrt durch eine kurze Rast nur selten unterbrochen wurde, die erforderliche Pflege nicht angedeihen lassen und sie mit wärmen-den Suppen oder Medizin versehen. Wir mußten indes noch froh sein, daß die Kälte seit ein paar Tagen etwas nachgelassen hatte, denn sonst würden gewiß viele Kranke, die keine warme Beklei-dung hatten, auf diesen offenen, nur mit etwas Stroh belegten Wagen erfroren sein. Die Bekleidung war nämlich fast bei allen in einem erbärmlichen Zustande. So hatte ich über meinen ganz zerfetzten Husarenpelz einen kurzen russischen Bauernpelz ge-zogen, der unzählige Brandlöcher vom Biwakfeuer zeigte, dann ein paar zerrissene Reithosen und mit Stricken zusammengebun-dene Stiefel an, in die ich statt der Strümpfe etwas Stroh gelegt hatte. Eine kleine Fouragiermütze, deren Farbe einmal blau ge-wesen war, bedeckte meinen Kopf und einige daran befestigte Pelzlappen die Ohren, denn den Mantel, der bloß noch aus einigen Tuchfetzen bestand, hatte ich schon längst nicht mehr brauchen können. Obgleich dieser beschriebene Anzug nur ein sehr notdürftiger genannt werden konnte, so gab es doch viele Kranke, die noch schlechter bekleidet waren als ich und die selbst einen halbverbrannten Bauernpelz, wie ich einen besaß, noch ent-behren mußten.

In Sarne, einem Städtchen, kamen wir nach einer Fahrt von fast 7 Meilen erst in der Nacht an; die Wagen fuhren in einen Hof, in dem ein langes Gebäude stand, das ehemals ein Kloster gewesen sein sollte. In diesem Gebäude, worin schon ein Lazarett gewesen sein mochte, da alle Räume noch mit altem Stroh bedeckt waren, wurden die Kranken untergebracht. Es schien auch, als

wenn wir hier längere Zeit bleiben sollten; denn bald, nachdem wir uns auf das Stroh gelagert, kam ein Militärarzt, begleitet von einem Unteroffizier und Lazarettwärter, in unsere Stube und befragte die Kranken der Reihe nach, wie sie lagen, nach Namen, Alter, Geburtsort und Charge. Die Antworten wurden von dem Unteroffizier aufgeschrieben, und der Krankenwärter, der eine große Flasche Medizin trug, die, wie ich nachher schmeckte, viel Kampfer enthielt, gab dann jedem Kranken einen Löffel davon. Es mußte dies also ein Universalmittel sein, und wir schluckten die Tropfen begierig hinunter, da es die erste Medizin war, die wir seit der Abfahrt von Kalisch bekommen hatten. Wie ich so auf der Streu lag, machte ich die unangenehme Bemerkung, daß ganze Scharen von Ungeziefer auf meinen blauen Reithosen ungeniert herumspazierten. Die Aussicht war gewiß nicht reizend, auf diesem mit Ungeziefer bedeckten alten Stroh noch die Nacht zubringen zu müssen. Während ich mich gegen das Andringen der unverschämten Gäste mit beiden Händen wehrte, wurde von zwei Lazarettwärtern ein großes hölzernes Gefäß hereingebracht, woraus sie kleine blecherne Näpfe füllten und sodann den Kranken mit einem Löffel reichten. Auch ich bekam eine Portion, die aus gekochter Grütze bestand, konnte aber nur wenig davon genießen, da mein Magen zu schwach war, um das Genossene zu behalten.[1] Indem ich versuchte, ein wenig zu schlafen, wurde die Tür plötzlich aufgerissen und hereingerufen: »Auf, schnell zu Wagen, die Kosaken kommen!« Dieser unerwartete Ruf ging allen durch Mark und Bein, da wir geglaubt hatten, hier ganz sicher zu sein. Mit Anstrengung aller meiner wenigen Kräfte suchte ich an die Türe zu gelangen, denn alles strömte, von einem gewissen Schrecken ergriffen, auf diese zu, und so kam ich denn im Gedränge, mehr getragen als gehend, die Treppe glücklich hinunter, wo man uns schnell auf die Wagen hob. Nachdem wir in der kalten Nachtluft fast eine Stunde darin gelegen hatten, kam die von unserer Bedeckung abgesandte

[1] Diese Krankenbehandlung darf gegen das, was die Gefangenen der Großen Armee in den russischen Hospitälern erlebten, noch erträglich genannt werden. Der Abschnitt »Die Greuel in Wilna« in meinem mehrfach erwähnten Werke wird dem Leser hierüber genaueren Aufschluß erteilen.

Patrouille mit der Nachricht zurück, daß das Geschrei von den Kosaken nur durch ein Mißverständnis veranlaßt worden sei. Die Kranken wurden also wieder von den Wagen genommen und in die verlassenen Stuben zurückgebracht. Nun vermißte ich erst mit großem Bedauern meinen Mantelsack, diesen alten Begleiter auf allen meinen Zügen, in dem ein Hemd und noch andere Kleinigkeiten gesteckt hatten. Er mochte mir wohl im Gedränge unter dem Arme, wo ich ihn trug, entfallen sein, und obgleich ich durch einen Lazarettwärter danach suchen ließ, wurde er doch nicht aufgefunden, und ich habe ihn seitdem nicht wieder zu Gesicht bekommen. Alles, was ich besaß, bestand daher nur noch aus meinem zerlumpten Anzuge. Da es hinsichtlich der Kosaken doch nicht so recht sicher sein mochte, so wurde der Plan eines längeren Aufenthaltes der Kranken in Sarne aufgegeben.

Die Wagenkolonne brach daher den 15. Februar früh wieder auf, um die Fahrt über Rawicz[1] nach der schlesischen Grenze fortzusetzen. Bei derselben befand sich nun auch ein mit Ochsen bespannter Wagen, auf den ich bei der heutigen Abfahrt zufällig gebracht wurde, was mir unangenehm war, da Ochsenfuhren, wie bekannt, sich nur langsam fortbewegen. Hierzu kam, daß die Ochsen vor unserm Wagen noch von der gestrigen Fahrt ermüdet waren, daher öfters stehen blieben oder sich sogar legten und daß dann die Peitsche des polnischen Bauers nicht vermögend war, sie eher zum Aufstehen und Fortgehen zu bewegen, bis sie gehörig ausgeruht hatten. Durch diesen oftmaligen Aufenthalt war denn unser Ochsenwagen der letzte vom ganzen Transporte geworden. Es mochten wohl zwei Stunden verflossen sein, seitdem die Wagenkolonne durch Rawicz gegangen war, als einige Reiter davon, die in diesem Orte sich etwas verweilt, eiligst uns nachgesprengt kamen und die Nachricht brachten, daß man jenseits Rawicz auf der Straße von Sarne her Kosaken bemerkt habe. Diese Nachricht teilte sich wie ein Lauffeuer der ganzen Kolonne mit und verbreitete überall Schrecken und Bestürzung. In wilder Hast zerstreuten sich die Wagen nach allen Richtungen hin, um den gefürchteten Kosaken zu entgehen, die, wie man wohl mit Grund annehmen konnte, die Aufhebung dieser Wagenkolonne beab-

[1] Rawitsch.

sichtigten. Die Infanteriebedeckung, die unserem, dem letzten Wagen vom ganzen Transporte folgte, eilte, als sie von der Annäherung der Kosaken hörte, sich weiter vorn anzuschließen, indem der Offizier erklärte, daß er sich bei unserm langsamen Ochsenwagen, der sehr weit zurückgeblieben sei, nicht länger aufhalten könne; wir möchten daher für unser ferneres Fortkommen selbst sorgen. Auf dem Wagen befanden sich nun außer mir noch zwei Schützen und ein Trompeter von den Dragonern, welche drei Personen aber nur leicht verwundet waren. Diese hatten kaum die Nachricht von der unwillkommenen Nähe der Kosaken und die Erklärung des Offiziers vernommen, als sie auch sogleich den Wagen halten ließen, schnell herabsprangen und unter vielen Verwünschungen gegen die Kosaken auf einem in den nahen Wald führenden Seitenwege davoneilten. Da ich ganz unvermögend war, mich zu erheben, so blieb ich allein auf dem Wagen zurück. Der polnische Bauer, der nun gern auch den Wagen mit seinen Ochsen in Sicherheit bringen wollte, stand an der Seite und sah mich mit Blicken an, als wollte er sagen: »Nun, was soll denn mit dir werden, warum gehst du nicht auch herunter, damit mein Wagen leer wird?« Seine Gedanken erratend, winkte ich ihn zu mir heran, und indem ich mit schwacher Stimme die Worte an ihn richtete: »Prosba chlopie«, auf deutsch: »Bitte, Bauer«, machte ich Gestikulationen mit meinen beiden Armen, als wenn ich in die Höhe gehoben sein wollte. Dies hatte der Pole recht gut begriffen, denn er packte mich sogleich mit seinen kräftigen Fäusten und hob mich vom Wagen herab. Da ich aber nicht stehen konnte, so legte er mich auf den Erdboden nieder, drehte eiligst seinen Wagen um und fuhr auf einem Seitenwege davon. Eine Weile lag ich auf dem kalten, noch mit Schnee bedeckten Boden da; indem ich aber bedachte, daß ich hier doch nicht lange liegen bleiben könnte und daß, wenn die Kosaken kämen, es mir sehr schlecht ergehen werde, so stellte ich mehrere Versuche an, um auf die Beine zu gelangen, aber vergebens. Denn außer einer großen Mattigkeit fühlte ich in den Fußsohlen einen so stechenden Schmerz, als wenn lauter Stecknadeln darin wären. Ein Glück für mich war es, daß ich mich schon ganz nahe an der schlesischen Grenze befand und das Dorf, das ich ungefähr eine Viertelstunde

weit vor mir liegen sah, schon preußisch war, wie ich nachher erfuhr. Um zu diesem Dorfe, dessen Namen mir entfallen ist, zu gelangen, blieb mir nun nichts weiter übrig, als zu versuchen, ob ich es durch Kriechen auf Händen und Füßen zu erreichen vermöchte. Dieses allerdings nur langsame und sehr beschwerliche Fortbewegen konnte ich jedoch nicht lange aushalten, sondern blieb bald erschöpft liegen, um dann immer wieder von neuem einen weiteren Versuch zu beginnen. Durch die vielen Wagen unserer Kolonne, die das vorliegende Dorf in größter Eile passiert hatten, waren die Bewohner veranlaßt worden, aus ihren Häusern auf die Straße zu kommen, um etwas Näheres darüber zu erfahren. Einige davon hatten nun vom Dorfe aus bemerkt, wie ich auf dem Wege mich nur kriechend fortbewegte, und daraus geschlossen, daß ich ein zurückgebliebener Kranker von der geflüchteten Wagenkolonne sei. Zwei Einwohner kamen mir daher eine ziemliche Strecke Wegs entgegen, hoben mich vom Boden auf und brachten mich nach ihrem Dorfe, was ihnen viel Mühe verursachte, da sie bei meiner großen Schwäche mich abwechselnd tragen mußten. In einem Hause ließen sie mir sogleich eine warme Suppe kochen, aber leider konnte ich nichts davon genießen, da mein Magen so schwach war, daß er den ersten Löffel der hinuntergeschluckten Flüssigkeit sogleich wieder von sich gab.

Diese beiden gutmütigen Einwohner, die auf Befragen von mir gehört hatten, daß ich ein sächsischer Husar sei und aus Rußland käme, bedauerten sehr, daß sie mich in diesem kranken Zustande nicht länger behalten könnten, denn bei der Ankunft der Kosaken würde es mir übel gehen, wenn sie mich hier fänden. Sie meinten daher, daß es gut sei, wenn ich, sobald als möglich, das Dorf verließe und von der Landstraße abwärts weiter fortzukommen suchte, indem es wahrscheinlich wäre, daß auf der letzteren die Kosaken vorrücken würden. Da ich diesen Ratschlägen nur beistimmen konnte, so hatte man schnell einen Wagen herbeigeschafft, der mich nach dem nächsten, links seitwärts von der Straße gelegenen Orte bringen sollte. Bei dem Abschiede, den ich unter herzlichen Danksagungen von diesen guten Leuten nahm, gaben sie mir noch eine warme Decke mit, deren ich mich auf dem Wagen bedienen sollte. Im ersten Dorfe fand ich wieder mitleidige

Seelen, die mir einen andern Wagen gaben, und so wurde ich heute noch von Ort zu Ort bis Trachenberg gefahren, wo ich ein gutes Quartier bekam. Überhaupt muß ich hier der Gutmütigkeit und Gastfreundlichkeit rühmend gedenken, die ich mit wenigen Ausnahmen auf meinem elenden Zuge durch Schlesien fast überall gefunden habe. Wie ich in meinem Quartiere hörte, war ein großer Teil von unsern Krankenwagen schon heute vormittag in Trachenberg angekommen. Sie hatten aber nach kurzem Verweilen die weitere Fahrt auf der nach Breslau führenden Straße eiligst fortgesetzt; welche Richtung die übrigen Wagen genommen, konnte ich jedoch nicht erfahren. Hier sagte man mir auch auf Befragen, daß der Weg nach Sachsen über Steinau näher sei, als wenn ich über Breslau gehen würde, da letztere Stadt noch 6 Meilen von hier entfernt war. Seit langer Zeit hatte ich wieder ein wenig geschlafen und auch einige Löffel Suppe genießen können. Leider war es aber schlimm, daß ich am Morgen des 16. Februar, als ich von Trachenberg meinen Weg nach Steinau, wohin noch 4 Meilen sein sollten, fortsetzen wollte, keinen Wagen bekommen konnte, da alle disponiblen Pferde gestern zum schnellern Fortschaffen der Krankenwagen hatten gestellt werden müssen. Da ich nun aber auch hier nicht länger verweilen durfte, denn man sprach schon wieder von Annäherung der Kosaken, so blieb mir nichts weiter übrig, als zu versuchen, ob ich bis auf das nächste, ungefähr eine halbe Stunde an der Straße nach Steinau gelegene Dorf zu Fuß gelangen könnte, indem ich hoffte, dort vielleicht einen Wagen zu bekommen. Nachdem man mir einen Stock gegeben, auf den ich mich stützen konnte, trat ich meine kleine Fußwanderung mit schwankenden und langsamen Schritten nach jenem Dorfe an, denn es fehlte mir an Kräften, auch waren meine Füße angeschwollen und schmerzten beim Gehen sehr. Seit gestern war Tauwetter eingetreten und dadurch der Schnee weich und wässerig geworden, weshalb ich einen unsichern Tritt hatte. Auch mußte ich, wenn ich ein paar langsame Schritte mit Hilfe meines Stockes vorwärts getan, immer wieder stehen bleiben und ausruhen. Auf den Boden konnte ich mich nicht setzen, da er durch das Tauwetter ganz durchnäßt worden war. Über eine Stunde lang hatte ich unter Anstrengung meiner wenigen Kräfte mich bemüht,

vorwärts zu kommen, aber nur erst ein kleines Stück vom Wege nach dem Dorfe zurücklegen können. Ich verzweifelte daher fast, daß ich imstande sein würde, dahin zu gelangen, da meine Ermattung immer größer wurde. So kam ich an einen durch Windwehen mit Schnee ganz angefüllten Hohlweg, und indem ich auf dem noch hervorragenden schmalen Rand desselben vorbeizukommen suchte, mochte ich wohl durch meinen schwankenden und unsicheren Tritt der Hohle zu nahe gekommen sein; denn plötzlich glitt ich mit beiden Füßen in den tiefen Schnee hinab, so daß mein ganzer Körper bis an den Kopf davon bedeckt war. Zu kraftlos, um mich aus dem Schnee, in dem ich wie eingekeilt lag, wieder hervorarbeiten zu können, blieb mir nichts weiter übrig, als mich in das unvermeidliche Schicksal ruhig zu ergeben und nach so vielen überstandenen Trübsalen hier mein Ende zu erwarten; denn ich hatte nun alle Hoffnung zur Erhaltung meines Lebens aufgegeben. Im Geiste nahm ich daher noch einen bewegten Abschied von meiner armen Mutter, die nun auch mich verlieren, mithin von ihren drei Söhnen keinen einzigen mehr behalten sollte, der ihr im Alter eine Stütze gewähren könnte. Denn mein jüngster Bruder verlor sein Leben in der Schlacht bei Podobna, und der älteste Bruder hatte schon vor mehreren Jahren eine Seereise angetreten, seitdem aber nichts von sich hören lassen, mithin war anzunehmen, daß auch er nicht mehr lebe.[1] Kurz nachdem ich dieses gedacht, muß ich das Bewußtsein verloren haben, denn ich weiß nicht, wie lange ich im Schnee dieser Hohle gelegen haben mag. Noch sollte ich aber nicht untergehen, denn die gütige Vorsehung sandte mir einen Retter in der Person eines Chirurgen von der sächsischen Infanterie. Dieser war, nachdem sich die Krankenwagen auf den Ruf: »Die Kosaken kommen!« nach allen Richtungen hin geflüchtet, davon abgekommen und suchte nun auf die Breslauer Straße zu gelangen, wo er einige Wagen vom Transporte wieder anzutreffen hoffte. Sein Weg hatte ihn, wie er mir nachher erzählte, zufällig zu dem Hohlwege gebracht, in dem ich unter dem Schnee begraben lag. An der über denselben noch hervorragenden Militärmütze hatte er er-

[1] Dieser dritte und jüngste Bruder Theodor Goethes, August Christoph mit Namen, war 1805 in Hamburg zur See gegangen und verschollen.

kannt, daß es ein sächsischer Husar sei, der hier liege. Er hatte mich hierauf mit vieler Mühe, da ich schon ganz steif und leblos gewesen, aus dem Schnee hervorgezogen und mir einige Tropfen Liquor eingeflößt, auch die Schläfe damit eingerieben, worauf ich wieder zum Bewußtsein gekommen war. Indem ich dem Retter in der höchsten Not meinen herzlichsten Dank stammelte, führte er mich in das vorliegende, kaum noch eine Viertelstunde entfernte Dorf, wo ich in einem Hause etwas ausruhen konnte. Nachdem dies geschehen, verschaffte er mir einen Wagen, der mich nach Winzig, einer kleinen Stadt, die an der Straße nach Steinau liegt, bringen sollte, da er der Ansicht war, daß ich bei meiner großen Körperschwäche einer baldigen Ruhe und Pflege durchaus bedürftig sei, die ich in dem näheren Steinau eher finden könne, als in dem entfernteren Breslau. Nachdem ich auf den Wagen gebracht worden und der Chirurg mir noch etwas Liquor eingeflößt, verließ er mich, um seinen Weg auf der Straße nach Breslau fortzusetzen, wohin der größte Teil von den Krankenwagen gegangen war. Leider habe ich damals vergessen, nach dem Namen dieses edlen Mannes zu fragen; ohne seine Hilfe hätte ich nimmer das Tageslicht und meine Heimat wieder erblickt.

In Winzig gab man mir bereitwillig einen andern Wagen, und so wurde ich heute noch bis Kunzendorf gefahren, von welchem Dorfe man ungefähr eine halbe Viertelstunde bis zur Oder und dem Fährhause hat, wo nach Steinau übergesetzt wird, da die Stadt am linken Ufer des Stromes liegt. Bei meiner Ankunft in Kunzendorf hörte ich jedoch, daß die Oder infolge des eingetretenen Tauwetters nicht mehr zu passieren sei und das Wasser schon über dem Eise stehe. Es war mir nun aber sehr daran gelegen, heute noch nach Steinau zu gelangen, da, wenn die Oder von mir passiert war, ich von den Kosaken, über deren Annäherung auch hier gesprochen wurde, nichts mehr zu befürchten hatte. Auch hoffte ich in dieser Stadt eine bessere Pflege zu finden, als in einem Dorfe, wo ich so lange hätte bleiben müssen, bis der Eisgang vorbei und die Passage über die Oder wieder frei geworden war, worüber, wie die Leute meinten, wohl acht bis zehn Tage vergehen könnten, indem bei einem Eisgange dieser Strom fast jedesmal austrete und die umliegende Gegend unter Wasser setze. Da ich unter diesen

Umständen keine Zeit zu verlieren hatte, ein Wagen aber nicht gleich zu bekommen war, so entschloß ich mich schnell, bis an das Fährhaus, obgleich die Leute mir davon abrieten, zu Fuß zu gehen, um wenigstens den Versuch zu machen, ob ich noch über die Oder kommen könne. Nur nach vieler Anstrengung erreichte ich im langsamen und schwankenden Schritte endlich das Fährhaus und bat die Männer dort, mich über die Oder zu bringen. Wie groß aber war meine Bestürzung, als diese mein Begehren geradezu abschlugen, indem sie erklärten, wie gefahrvoll es sei, das infolge des anhaltenden Tauwetters mürbe gewordene Eis zu betreten, über dem, wie ich selbst sehen könne, bereits viel Oberwasser stehe, das durch die Risse des Eises gedrungen sei. Obgleich ich dringend bat, sie möchten nur einen Versuch machen, so blieben die Fährleute doch bei ihrer Weigerung, wobei sie noch bemerkten, daß jeden Augenblick sich das Eis in Bewegung setzen könne. Nur einer von diesen Männern schien mich mit besonders mitleidigen Blicken zu betrachten; an diesen wandte ich mich daher, und da er hörte, daß ich aus Rußland käme, ich ihm auch meine ganze Barschaft, die noch in sechs preußischen Groschen bestand, geben wollte, wenn er mich über die Oder brächte, so ließ er sich endlich dazu bereit finden. Er nahm eine lange Ruderstange und sondierte erst vorsichtig das unter dem Wasser befindliche Eis, ob es zum Betreten noch fest genug sei. Dann schritt er vor mir her, während ich ihm folgte, aber genau die Stellen betreten mußte, wo er das Eis, nach erfolgter Untersuchung mit der Stange, noch fest gefunden hatte, und so brachte er mich denn glücklich an das jenseitige Ufer. Obgleich ich bei diesem Gange über das Eis der Oder bis über die Knöchel, an manchen Stellen aber sogar fast bis an die Waden in das Wasser hatte treten müssen und letzteres in die zerrissenen Stiefel überall eingedrungen war, ich auch vor Kälte bebte, so war ich doch froh, am jenseitigen Ufer nun in Sicherheit zu sein, da bei der jetzigen Beschaffenheit des Stromes die Kosaken ihn mit ihren Pferden nicht überschreiten konnten. Noch in der darauffolgenden Nacht setzte sich das Eis der Oder in Bewegung, und dadurch wurde die Passage völlig unterbrochen; es war daher gut, daß ich mich durch die vorhandenen Schwierigkeiten von dem Übergange über diesen

Strom, der nun eine Scheidewand zwischen mir und den Kosaken bildete, nicht hatte abhalten lassen. Wenn ich meinen damaligen krankhaften und kraftlosen Körperzustand bedenke, so ist es mir heute, wo ich dieses schreibe, noch ein Rätsel, wie ich unter so elenden Umständen das über dem Eise stehende kalte Oderwasser habe durchwaten können. Der Mensch kann aber viel ertragen, wie ich dies aus eigener Erfahrung kenne. Da Steinau nahe an dem linken, etwas ansteigenden Ufer der Oder liegt, so kam ich bald dahin, und es wurde mir auf meine Bitte ein Quartier angewiesen, wo ich eine liebevolle Pflege fand. Denn die Wirtin kochte mir nicht nur sogleich eine kräftige Biersuppe, die, da ich von Kälte erstarrt war, mich etwas erwärmte, obgleich ich nur wenig davon genießen konnte, sondern der Wirt, der ein Tischler war, gab mir auch ein paar Hosen und Stiefel, um die meinigen, die ganz durchnäßt waren, ausziehen und trocknen zu können. Wie gern wäre ich bei meinem erschöpften Zustande einige Tage bei diesen guten Leuten geblieben, denn ich war des immerwährenden Herumziehens herzlich satt; aber noch sollte ich keine Ruhe haben.

Den 17. Februar früh fuhr ein Wagen vor mein Quartier, und da ich darauf einige sächsische Soldaten bemerkte, die, wie mir mein Wirt sagte, sich von den bei Rawicz zerstreuten Krankenwagen hierher geflüchtet hätten und einen Tag eher hier angekommen wären als ich, so war ich der Meinung, daß dieser Wagen dazu bestimmt sei, uns weiter zu transportieren. Nachdem ich darauf gebracht worden war, erfuhr ich jedoch, daß er uns nach dem in Steinau befindlichen Lazarette bringen sollte, welche Nachricht mich mit Besorgnis erfüllte. Denn ich hatte oftmals gehört, daß ein großer Teil von den in die Lazarette geschafften Kranken an den dort herrschenden epidemischen Fiebern gestorben wäre. Meine Abneigung gegen die Lazarette war daher sehr groß und tief eingewurzelt. Dazu kam, daß ich mich mit unwiderstehlicher Gewalt nach meiner Heimat hingezogen fühlte, wo ich bei meiner Mutter eine liebevollere und bessere Pflege finden konnte als unter ganz fremden Menschen. Daher entschloß ich mich schnell, nicht in das Lazarett zu gehen, ließ den Wagen halten, der schon auf dem Wege dahin war, und mich von demselben herunter heben, indem ich dem Führer versicherte, wie ich nicht so krank

wäre, daß meine Aufnahme in das Lazarett notwendig sei. Es enthielt diese Versicherung nun allerdings eine große Unwahrheit, denn ich fühlte mich im Gegenteil jetzt immer noch sehr krank und matt, glaubte aber unter den obwaltenden Verhältnissen, mir diese Notlüge wohl gestatten zu dürfen. Bei meinem Wirte hatte ich mich schon gestern über den nächsten Weg nach Sachsen erkundigt, und er hatte mir die Städte Lüben, Haynau und Bunzlau bezeichnet, über die ich gehen müsse, mir auch gesagt, daß das erste Dorf auf der Straße nach Lüben zu Tauer heiße und nur eine halbe Stunde von Steinau entfernt sei. Dieses Dorf hoffte ich, obgleich ich sehr kraftlos war, dennoch zu erreichen und dort auch mitleidige Menschen zu finden, die mir wieder einen Wagen geben würden; ich lenkte also meine Schritte darauf zu. Der Weg war, da ich mich auf einer Landstraße befand und nur noch an einzelnen tiefen Stellen etwas Schnee lag, zwar gut, aber dennoch konnte ich mich wegen zu großer Mattigkeit nur langsam vorwärts bewegen und brauchte über zwei Stunden Zeit, um die kleine Strecke von einer halben Stunde zurückzulegen. Dazu kam noch, daß ich eine heftige Diarrhöe bekommen hatte, die mich sehr beunruhigte und am Vorwärtsgehen behinderte, da ich öfters auf die Seite gehen mußte. Diesen lästigen Krankheitszufall, der meine noch wenigen Kräfte ganz aufzuzehren drohte, hatte ich wohl dem Umstande beizumessen, daß ich am Tage vorher beim Übergange der Oder durch das Wasser waten mußte, wodurch ich mir eine starke Erkältung zugezogen. Bei meiner Ankunft in Tauer war ich so erschöpft, daß ich keinen Schritt mehr vorwärts tun konnte, und so bekam ich, nicht allein aus Mitleid, sondern wohl auch aus Rücksicht darauf, daß ich dort krank liegen bleiben und dadurch der Gemeinde zur Last fallen könnte, schnell einen Wagen, der mich zum nächsten Dorfe brachte. Diese Rücksicht mochte wohl auch hauptsächlich die Veranlassung sein, weshalb die andern Orte, die ich auf meiner Tour durch Schlesien nach Sachsen berührte, mich gleich nach meiner Ankunft schnell weiter bringen ließen. Denn was sollte die Ortsbehörde mit einem kranken Soldaten machen, dem sie im Dorfe nicht einmal ein passendes Lokal zu seinem Unterkommen anweisen, auch die erforderliche ärztliche Hilfe nicht gewähren konnte!

Von Ort zu Ort gefahren, kam ich gegen Abend in Haynau an, wo man mich gleich in das Stadtkrankenhaus brachte. Durch das anhaltende Rütteln und Schütteln des Wagens auf der heutigen Fahrt, die wohl fünf Meilen betragen mochte, war ich sehr angegriffen worden und die Schwäche so groß, daß ich auf dem Wagen ohne Fühlung lag. Es konnte daher nur wohltätig für mich sein, daß man im Krankenhause, ehe ich auf ein Lager gebracht wurde, mich vorher erst einem Reinigungsverfahren unterwarf. Der Arzt, der abends mich besuchte und, nachdem er sich von meinem Krankheitszustande unterrichtet, mir etwas Medizin verschrieb, schüttelte bedenklich den Kopf als er hörte, daß ich beabsichtige morgen weiterzufahren. Auf meine Bitte versprach er zwar, mir auf den andern Tag einen Wagen zu verschaffen, aber mit einer sehr besorglichen Miene, als wollte er sagen: »Du wirst nicht weit mehr kommen.« Wie der Arzt zugesagt, kam den 18. Februar früh ein einspänniger Wagen vor das Krankenhaus gefahren, ich ward sogleich darauf gebracht, und fort ging es nach Bunzlau, das dreieinhalb Meilen von Haynau noch entfernt ist. Wie am gestrigen Tage, so geschah es auch heute: ein jeder Wagen fuhr nur bis zum nächsten Orte, wo ich einen andern bekam, um mich schnell weiter zu bringen, da man überall Bedenken trug, mir bei meinem kranken und elenden Zustande einen längeren Aufenthalt zu gestatten. Auch mochte wohl befürchtet werden, ich könnte während desselben sterben, und dann hätte der Ort noch die Begräbniskosten tragen müssen. Diese Besorgnis entnahm ich nicht nur aus den hier und da laut werdenden Äußerungen, sondern auch aus den bedenklichen Gesichtern der Ortsbewohner, die mich zwar mit vielem Mitleid betrachteten, aber doch auch im stillen den Wunsch hegen mochten, mich, sobald wie möglich, aus ihrem Orte entfernt zu sehen, um der Kosten eines langwierigen Krankenlagers oder eines Begräbnisses enthoben zu sein. Während der heutigen Fahrt hatte meine Diarrhöe etwas nachgelassen, und es konnte wohl sein, daß die Medizin, die ich gestern abend bekommen, eine Besserung bewirkt hatte und daß auch die Ruhe auf einem guten Lager mir sehr dienlich gewesen war; doch fühlte ich beim Mangel an Appetit immer noch eine große Mattigkeit und einen stechenden Kopfschmerz.

In Bunzlau angekommen, fuhr man mich auf Anweisung eines am Tore stehenden Polizeibeamten gleich nach dem Lazarette, obgleich ich dringend um ein Quartier bat, das aber verweigert wurde. Man brachte mich im Lazarettgebäude eine hohe Treppe hinauf in einen großen, mit Stroh bedeckten Saal, auf dem an den Wänden herum schon viele kranke sächsische Soldaten von allen Waffengattungen lagen, worunter ich auch einen Husaren von unserem Regiment bemerkte. Diese Kranken waren, wie ich nachher hörte, aus einem Lazarette in Polen nach Schlesien geschafft worden und erst gestern hier angekommen. Da sie alle Plätze im Saale schon besetzt hatten, so war nur noch ein kleiner Raum an der Tür übrig geblieben, wohin man mich auf altes, wie es schien, schon lange im Gebrauch gewesenes Stroh legte, denn es war durch die öftere Benutzung fast so klar geworden wie Häckerling. Nun dachte ich mir gleich, daß dieses alte Stroh, worauf schon viele Kranke gelegen haben mochten, eine Menge Ungeziefer beherbergen werde, und ich sollte auch bald durch den Augenschein davon überzeugt werden; denn es dauerte nicht lange, so war meine zerlumpte Bekleidung ganz damit bedeckt. Da nun aber nur dann eine Aussicht vorhanden war, mich von diesem Ungeziefer befreien zu können, wenn das alte Stroh, in das es sich eingenistet, fortgeschafft würde, so ersuchte ich einen Lazarettwärter um etwas frisches Stroh. Dieses Verlangen wurde jedoch abgelehnt. So mußte ich mich also in die unvermeidliche Notwendigkeit fügen, von diesem Ungeziefer die Nacht über mich peinigen zu lassen. Es war auch so zudringlich, daß ich einzelne davon, die mir im Gesicht herumspazierten, in der Dunkelheit mit der Hand greifen und auf die Seite in eine Ecke der Tür werfen konnte. Zufällig hatte ich aber dort meine alten Pelzhandschuhe hingelegt, und am andern Morgen sah ich zu meinem Leidwesen, daß sie überall vom Ungeziefer wimmelten, denn alle, die ich während der Nacht dahin deportiert, hatten sich in diesen Handschuhen festgesetzt. Da es durch die Tür, an der ich lag, sehr hereinzog und ich die Nacht über einige Male hatte aufstehen und die Treppe hinunter nach dem Appartement im Hofe tappen müssen, auch das Ungeziefer mich nicht hatte schlafen lassen, so konnte es nicht anders

kommen, als daß ich mich am Morgen des 19. Februar wieder kränker fühlen mußte. Nachdem eine Mehlsuppe ausgeteilt worden war, wurde von den Krankenwärtern bekannt gemacht, daß wir noch heute nach Görlitz in das dort errichtete Lazarett transportiert werden würden, wenn die Wagen ankämen, die uns dahin bringen sollten. Der eine Husar, den ich schon gestern unter den Kranken bemerkt hatte, kam nun auf mich zu und erzählte mir, daß die sächsische Grenze nur noch zwei Meilen von hier entfernt sei, und da er dann nach seinem Geburtsorte nicht mehr weit habe, so wollte er sich nicht erst in das Lazarett nach Görlitz schaffen lassen, sondern versuchen seine Heimat zu erreichen, wo er bei seinen Verwandten eine bessere Pflege haben könne als im Lazarette. Er fragte mich daher, ob ich mit ihm gehen wolle, indem er noch versicherte, die Wege genau zu kennen. Bei der großen Abneigung, die ich gegen alle Lazarette hegte, erklärte ich ihm, daß ich zwar gern bereit wäre, mich ihm anzuschließen, meine Mattigkeit aber so groß sei, daß ich nur eine ganz kleine Strecke des Tages über würde zurücklegen können. Der Husar meinte jedoch, daß wenn wir nur erst die sächsische Grenze erreicht hätten, er dann wohl Bekannte finden würde, die uns einen Wagen verschafften. Diese Aussicht beseitigte mein Bedenken, und ich entschloß mich schnell, ihm zu folgen. Wir schlichen daher, einer nach dem andern, aus dem Lazarette fort, meine von Ungeziefer strotzenden alten Pelzhandschuhe zurücklassend, die ich, abgesehen von ihrer üblen Bequartierung, schon wegen der vielen darin befindlichen Löcher doch nicht länger mehr hätte brauchen können.

Da wir die Landstraße nach Görlitz, die die Krankenwagen passieren mußten, nicht wohl verfolgen konnten, ohne von der dabei befindlichen Bedeckung angehalten zu werden, so gingen wir von der Stadt aus, die Straße links lassend, gleich dem nächsten, eine Stunde von Bunzlau gelegenen Dorfe Dobrau zu, freilich nur mit unsicheren und schwankenden Schritten, wobei wir nur langsam vorwärts kommen konnten, da wir uns öfter hinsetzen und ausruhen mußten. Mein Gefährte, der nicht so matt in den Füßen war wie ich, unterstützte mich beim Gehen, und so wandelten wir beide mühsam unseres Weges dahin, einer den andern führend. Wir mochten wohl kaum die Hälfte der Ent-

fernung nach dem Dorfe zurückgelegt haben, als mich plötzlich ein bedeutender Schwindel erfaßte und ich, obgleich mein Gefährte mich zu halten versuchte, doch hinstürzte und eine lange Zeit liegen bleiben mußte, ehe ich mit seiner Hilfe mich wieder in die Höhe richten konnte. Als wir endlich das Dorf Dobrau erreicht hatten, waren wir gänzlich erschöpft und bedurften der Ruhe sehr, weshalb wir um ein Quartier baten, das uns auch bereitwillig angewiesen wurde. Da man aus unserem lumpigen Anzuge wohl schließen mochte, daß wir nicht frei von Ungeziefer wären, so machte die Wirtin uns bloß eine Streu in die Stube, worauf wir uns sogleich legten. Während der Nacht bekam mein Kamerad einen bedenklichen Anfall; er stöhnte heftig, als wenn er keine Luft bekommen könne, dabei warf er sich unter Klagen über große Beängstigungen auf der Streu unruhig hin und her. Besorgt über diesen Zustand, fragte ich ihn, ob ich die Wirtsleute wecken sollte, was er aber verneinte.

Den 20. Februar wären wir nun gern noch in diesem Quartiere geblieben, um einen Tag auszuruhen, aber der Wirt, der in der Kammer neben der Stube geschlafen und aus dem nächtlichen Gestöhne und dem Zwiegespräch auf unserer Streu entnommen hatte, daß mein Gefährte kränker geworden sei, war schon zum Ortsschulzen gegangen und hatte diesem vermutlich die Notwendigkeit vorgestellt, daß wir, sobald wie möglich, weitergeschafft würden. Denn in aller Frühe kam ein mit zwei Ochsen bespannter Wagen vor unser Quartier, auf den wir gebracht und nach Siegersdorf gefahren wurden. Da man uns hier nicht gleich einen andern Wagen geben konnte, die sächsische Grenze aber nur noch eine halbe Stunde von diesem Orte entfernt sein sollte, so zog es uns mit großer Sehnsucht dahin. Wir beschlossen daher, zu Fuß unsere Wanderung bis zum ersten Dorfe jenseits der sächsischen Grenze fortzusetzen. Beim Überschreiten derselben warfen wir uns mit großer Rührung auf die Kniee nieder und küßten den vaterländischen Boden,[1] den nur wenige von den nach Rußland ge-

[1] Das haben viele andere ebenso gemacht. Die nach unserem Geschmack etwas auffallende Äußerung der Gefühle entsprach der größeren Sentimentalität der Zeit, freilich auch der Furchtbarkeit der in Rußland ausgestandenen Leiden. Vollborn erzählt, daß die noch in Reih und Glied

zogenen sächsischen Streitern wieder betreten sollten. Die Freude, die wir darüber empfanden, nun wieder in unserem lieben Sachsen zu sein, und das Anwehen der vaterländischen Luft hatten unsere Kräfte wunderbar gestärkt, und so steuerten wir mit frischem Mute auf das Ziel unserer heutigen Wanderung, das Dorf Waldau zu, das wir zwar mit langsamen Schritten, aber doch glücklich erreichten. Wir waren die ersten Heimkehrenden aus Rußland, die von den Bewohnern dieses Dorfes erblickt wurden. Sie sammelten sich daher um unsere elenden Gestalten und betrachteten uns mit vielem Mitleiden, auch wurde uns gleich ein Quartier bei einer schon etwas bejahrten Witwe angewiesen, die ein Häuschen und etwas Feld besaß. Die Wirtin, als sie uns in diesem jammervollen Zustande sah und hörte, daß wir sächsische Husaren wären und aus Rußland kämen, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. Auch entstürzten Tränen ihren Augen, als sie die hastige Frage an uns richtete, ob wir nicht wüßten, wie es ihrem lieben Sohne, dessen Namen sie nannte, ergangen sei, der mit dem Kürassierregiment von Zastrow auch nach Rußland marschiert wäre. Leider konnten wir diese Frage der besorgten Mutter nicht beantworten, denn gedachtes Regiment gehörte zur schweren Reiterbrigade des General von Thielmann, die der großen französischen Armee zugeteilt worden war. Mehrmals bemerkte ich, wie die Augen der Frau mit kummervollen Blicken auf unseren kranken und abgezehrten Gestalten hafteten und sie dann vor sich hinseufzte: »Ach Gott! wie mag es wohl meinem armen Sohne jetzt gehen? Möchte er doch auch bald heimkehren und auf seinen Wegen überall gute Menschen finden!« Diese Frau, die uns so liebevoll pflegte, als wäre sie unsere Mutter, dauerte mich sehr, wenn ich bedachte, daß sie ihren einzigen Sohn, der eine Stütze in ihrem Alter sein sollte, vielleicht nimmer wiedersehen werde, da er seinen Tod in Rußland gefunden. Denn nach eingegangenen Nachrichten, die ich aber der Wirtin verschwieg, um ihren Kummer nicht noch zu vermehren, hatte das Kürassierregiment von Zastrow bei Erstürmung der großen Schanze in der Schlacht an der Moskwa

---

marschierenden sächsischen Truppen bei dem Überschreiten der Grenze in ein freudiges Vivat ausbrachen, worauf das Lied: Nun danket alle Gott! angestimmt wurde.

sehr viel gelitten, da fast dreiviertel von den Mannschaften dieses schönen Regiments dort getötet oder verwundet worden waren.[1]

Den 21. Februar brachte uns ein Wagen von Waldau nach Hennersdorf, eine Stunde von Görlitz gelegen. Da wir wegen großer Schwäche der Ruhe sehr bedurften, mithin, um jede Anstrengung zu vermeiden, nur kleine Touren machen konnten, so ließen wir uns in diesem Orte wieder ein Quartier geben. Abends teilte mir der Husar mit, daß sein Geburtsort nur noch einige Stunden von hier entfernt sei, weshalb er sich morgen früh von mir trennen müsse, um den nächsten Weg dahin zu verfolgen. Mit Bedauern vernahm ich, daß dieser gute Kamerad, der, obgleich selbst krank, mich auf den kleinen Fußwanderungen immer so treulich unterstützt hatte, mich bald verlassen werde und daß ich nun wieder allein fortzukommen suchen müsse. Wie sehr wünschte ich, daß auch meine Heimat nicht mehr fern sein möchte, um endlich die Ruhe und Pflege zu finden, die mein kranker und ermatteter Körper dringend forderte. Noch hatte ich aber einen Weg von 30 Meilen zurückzulegen, ehe ich nach Artern zu meiner Mutter kommen und dort in den ersehnten Hafen der Ruhe gelangen konnte. Wenn ich meine Kraftlosigkeit bedachte, so verzweifelte ich fast, daß ich imstande sein werde, eine so weite Reise zu vollenden.

Am Morgen des 22. Februar nahm ich herzlichen Abschied von meinem treuen Gefährten, der nun auf der nächsten Straße seiner Heimat zusteuerte. Seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen, er mag daher wohl ein Opfer seiner Krankheit geworden sein. Da ich in Hennersdorf nur einen Wagen bis Görlitz bekommen sollte, aber befürchten mußte, daß, wenn ich dort ankäme, man mich in das Lazarett bringen würde, was ich doch durchaus vermeiden wollte, so entschloß ich mich, zu Fuße weiter zu wandern und zwar nach einer Richtung hin, in der ich Görlitz nicht berührte. Der Wirt, als er meinen Entschluß vernahm, diese Stadt zu umgehen, sagte mir, daß ich in diesem Falle den Weg über

[1] Das Regiment Zastrow Kürassiere verlor bei Borodino an Toten und Verwundeten 18 Offiziere, 219 Mann und 240 Pferde. Am Morgen der Schlacht hatte es noch 400 Mann in Reih und Glied gehabt.

Rosenfeld, Markersdorf und Reichenbach verfolgen müßte, um dann wieder auf die nach Bautzen führende Straße zu gelangen. Nach Rosenfeld sollte die Entfernung nur eine Stunde betragen; ich trat daher, nachdem der Mann mir den dahin führenden Weg noch näher beschrieben hatte, meine Wanderung an. Bald sollte ich aber bereuen, diese Fußtour unternommen zu haben, denn nicht nur war der Weg weiter, als der Wirt angegeben, sondern auch so holprig, daß ich mich nur mühsam fortbewegen konnte. Sehr abgespannt und matt kam ich in Rosenfeld an und hoffte dort wieder ein Quartier zu bekommen, um ausruhen zu können. Dem sollte aber nicht so sein, denn man gab mir ungefordert sogleich einen Wagen, der mich weiter nach Markersdorf bringen sollte. Aber auch in Markersdorf wollte man mich nicht behalten, sondern ich bekam dort ebenfalls sogleich einen Wagen, der mich nach dem Städtchen Reichenbach brachte. Da es nun fast dunkel geworden als ich daselbst anlangte, so mußte man mir für die Nacht schon ein Unterkommen verschaffen, was auch bereitwillig geschah.

Den 23. Februar früh wurde die Fahrt auf den gestellten Wagen, wie gestern, von Ort zu Ort über Löbau bis nach Bautzen ununterbrochen fortgesetzt. Obgleich ich, durch das anhaltende Fahren sehr angegriffen, mehrmals, wenn in einem Dorfe angehalten wurde, um Anweisung eines Quartiers bat, wurde ich doch ohne Verzug von einem Wagen auf den andern geladen und schnell weitergebracht, da man überall Bedenken trug, mir einen längeren Aufenthalt zu gestatten. Wenn es mir nun auch auf der einen Seite angenehm sein mußte, durch die Bereitwilligkeit, mit der die Wagen gestellt wurden, mein Fortkommen beschleunigt zu sehen, so war es mir doch aber auch schmerzlich, wenn ich mitunter wie ein Pestkranker gemieden und wegen meines elenden Aussehens nur ungern in ein Haus aufgenommen wurde. Doch habe ich auch sehr viele gute Menschen gefunden, die sich nicht vor mir scheuten, sondern unter Bezeigung ihres herzlichen Mitleids mich freundlich aufnahmen und pflegten.

Auf der Straße zwischen Löbau und Bautzen holte der Wagen, auf dem ich lag, einen sächsischen Schützen von der leichten Infanterie ein, der in einem ärmlichen Anzuge des Weges dahin

wandelte. Sobald der Wagen in seine Nähe gekommen war, blieb er stehen und bat, ihm einen Platz darauf zu vergönnen, was der Wagenführer auf meine Fürsprache gestattete. Der Schütze erzählte mir nun im Weiterfahren, daß er auch aus Rußland komme und als Invalide entlassen sei, weil er einen Schuß durch die rechte Hand bekommen und dabei zwei Finger verloren habe. Er sah nun zwar auch sehr elend und abgezehrt aus, war aber doch dabei noch ziemlich munter, nur beklagte er seine verstümmelte Hand. So hatte mir denn ein günstiger Zufall wieder einen Reisegefährten zugeführt, worüber ich sehr froh war. In Bautzen angekommen, ließen wir den Wagen vor das Rathaus fahren; mein Gefährte, der mehr Kräfte hatte als ich, stieg die Treppe hinauf, um sich ein Quartier für uns beide anweisen zu lassen. Mit dem Quartierbillett hatte man ihm auch noch eine schriftliche Anweisung auf einen Wagen, der uns am andern Tage weiterbringen sollte, eingehändigt, mit dem Bedeuten, daß dieser Zettel morgen früh dem auf dem Markte anwesenden Polizeibeamten nur vorgezeigt zu werden brauche, worauf uns dieser von den dort in Bereitschaft stehenden Wagen einen überweisen würde. Froh darüber, daß wir nun auch der Sorge über das weitere Fortkommen des folgenden Tages enthoben waren, legte ich mich zeitig nieder, da sich ein heftiger Kopfschmerz bei mir eingestellt hatte und ich ein eigentümliches Frösteln durch den ganzen Körper verspürte.

Am Morgen des 24. Februar ging der Schütze gleich nach dem Markte, um sich gegen Vorzeigung der Anweisung einen Wagen geben und an unserm Quartier vorfahren zu lassen. Der dort befindliche Beamte nimmt nun zwar die Anweisung in Empfang, eröffnet aber dem Schützen, daß der Major von Spiegel gestern abend in Bautzen angekommen sei, der den Befehl habe, alle aus Rußland zurückkehrenden kranken Soldaten anzuhalten und in das daselbst errichtete Lazarett bringen zu lassen, weshalb wir uns bei ihm zu melden hätten. Dieser Vorfall, den der Schütze bei seiner Rückkunft referierte, war mir höchst unangenehm. Denn nur nach großen Mühen und Anstrengungen war ich dem Lazarette, in das man mich in Steinau und Görlitz hatte bringen wollen, glücklich entgangen, und nun sollte ich,

unter so manchen Mühseligkeiten endlich bis hierher gelangt, dennoch nicht daran vorbeikommen. Der Schütze, der aus meinen Äußerungen entnahm, daß ich keine Lust habe, mich in das Lazarett bringen zu lassen, erklärte, daß auch er nicht gesonnen wäre, sich bei dem Major zu melden, da er zwar sehr abgemagert, aber eigentlich nicht krank, auch seine Heimat von Dresden nicht mehr fern sei, die er bald zu erreichen hoffe. Seinem Vorschlage, zu Fuß bis auf das nächste Dorf zu gehen und zu versuchen, ob wir dort einen Wagen bekommen könnten, stimmte ich um so lieber bei, als ich doch nun wieder einen Gefährten hatte, der mir nötigenfalls die erforderliche Unterstützung gewähren konnte. So wandelten wir nun, ohne angehalten zu werden, zum Stadttore hinaus, auf das nächste, eine halbe Stunde entlegene Dorf Rattwitz zu. Unsere Bemühungen, hier einen Wagen zu erlangen, waren leider vergebens; wir mußten daher unsere Fußtour bis nach dem eine gute Stunde weiter entfernten Orte Göda fortsetzen. Hier waren wir so glücklich, wieder einen Wagen zu bekommen und von Ort zu Ort weitergefahren zu werden, bis Weissig, das noch eine Meile von Dresden liegt. Da es schon Nacht zu werden begann, als wir in diesem Dorfe ankamen, so wurden wir in ein Quartier gebracht und den 25. Februar früh weitergefahren. Eine Stunde vor Dresden verließ mich mein Gefährte, um nun den Weg in der Richtung rechts nach seiner nur einige Meilen noch entfernten Heimat fortzusetzen, ich war daher wieder ganz allein und fühlte mich traurig gestimmt. Auch wurde die Besorgnis in mir rege, daß, wenn ich nach Dresden käme, man mich nicht fortlassen, sondern in das Lazarett bringen werde. Um diesem mir abermals drohenden Geschick zu entgehen, verließ auch ich kurz vor der Stadt den Wagen und ging, dieselbe links lassend, auf der am rechten Elbufer nach Meißen führenden Straße weiter. Eine günstige Fügung des Himmels wollte es, daß mehrere mit sächsischer Infanterie besetzte Wagen dieselbe Straße hinter mir her kommen mußten. Sie gehörten zu einem Kommando, bestehend aus einem Offizier, mehreren Unteroffizieren und Soldaten, die, wie ich nachher hörte, nach Torgau gehen sollten, um dort bei der neuen Formierung der sächsischen Truppen mit verwendet zu werden. Mein matter und schwankender Gang mochte schon in

der Ferne die Aufmerksamkeit dieser Soldaten auf mich gelenkt haben, denn sobald der erste Wagen an mich herangekommen war und der darauf befindliche Offizier aus den einzelnen, an mir herumhängenden Fetzen der Husarenuniform erkannt hatte, von welchem Regimente ich sei, ließ er sogleich halten und befragte mich, woher ich käme. Als er hörte, daß ich aus Rußland zurückkehre und mich in einem so elenden Zustande sah, gebot er, von Mitleid bewegt, daß mich einige Soldaten auf seinen Wagen heben sollten, da ich zu schwach war, um ihn allein besteigen zu können. Durch die Güte dieses menschenfreundlichen Offiziers kam ich wieder drei Meilen vorwärts bis nach Zehren, einem Dorfe, jenseits Meißen gelegen, woselbst das Kommando Quartiere bezog und mir auch ein solches anweisen ließ. Die Wirtin, die sich besonders teilnehmend gegen mich bezeigte, fragte sogleich, was ich zu essen wünsche. Ich bat, da ich feste Speisen noch gar nicht vertragen konnte, um eine mit Ingwer gewürzte Biersuppe, die bei Diarrhöe gut ist, an der ich seit gestern wieder litt. Leider konnte ich aber auch hiervon nur wenig genießen, da mir ganz übel darauf wurde. Die Räumlichkeit in dem Hause war sehr beschränkt, da sich unten nur eine Stube befand, in der ein Bett stand, worin die beiden Wirtsleute schliefen. Es wurde mir daher abends eine Streu in derselben gemacht. Ehe ich mich aber hinlegte, bat ich den Wirt, eingedenk meiner Diarrhöe, die mich öfters nötigte, des Nachts aufzustehen, mir ein Geschirr außen vor die Stubentüre in eine Ecke der Hausflur hinzustellen, was er auch tat. Die Wirtsleute löschten das Licht aus und gingen dann zu Bett; bald darauf hörte ich auch ein nicht angenehmes Duett von schnarchenden Tönen, woraus ich schloß, daß sie schon fest eingeschlafen waren. Obgleich ich mich auf meinem Strohlager hin und her wendete, so blieb doch der Schlaf fern von mir, weshalb ich die beiden Eheleute beneidete, die einen gesunden Schlaf hatten, während ich diese Wohltat entbehren mußte. Ein heftiges Poltern im Leibe kündigte mir an, daß ich ein Bedürfnis zu befriedigen habe; ich erhob mich daher mit Anstrengung von meiner Streu, tappte im Finstern nach der Stubentür auf die Ecke hin, wo ich wußte, daß das Geschirr stand. Plötzlich überfiel mich jedoch ein solcher Schwindel, daß ich hinstürzte, ohne mich wieder erheben zu kön-

nen. Durch diesen Lärm, denn ich war auf das Geschirr gefallen und hatte es zerbrochen, waren die Wirtsleute erwacht, und ich hörte den Wirt zu seiner Frau sagen: »Dieser Mann scheint sehr krank zu sein und wird wohl nicht mehr weit kommen«, worauf sie erwiderte: »Steh doch auf und hole den armen Menschen herein!« So geschah es auch, der Wirt kam heraus, hob mich in die Höhe und brachte mich wieder in die Stube auf die Streu zurück. Noch in dieser Nacht bekam ich den ersten Fieberanfall, der so heftig war, daß die Zähne aufeinander klappten, was mich sehr beunruhigte, da ich einen so starken Frost, der alle Glieder durchbebte, noch nicht gehabt hatte.

Den 26. Februar früh, wo das Kommando aufbrechen wollte, brachte mich mein Wirt, da ich allein zu gehen nicht vermochte, auf den Platz wo die Wagen zur Abfahrt bereit standen. Heute fuhren wir durch Oschatz bis Calbitz, einem zwei Stunden jenseits der gedachten Stadt gelegenen Dorfe, wo das Kommando Halt machte und sich wieder einquartieren ließ. In der Nacht bekam ich in dem mir angewiesenen Quartier wieder einen starken Fieberanfall, der mich heftig durchschüttelte, so daß ich nur wenig schlafen konnte.

Am Morgen des 27. Februar eröffnete mir der Offizier, daß das Kommando heute den nächsten Weg über Dahlen nach Torgau einschlagen werde, ich aber, um nach Leipzig zu gelangen, die Straße nach Wurzen verfolgen müsse; er habe daher gleich noch einen Wagen requiriert, der mich nach dieser Stadt bringen werde. Nachdem ich ihm für die liebevolle Teilnahme, die er mir bewiesen, den herzlichsten Dank gesagt, fuhr ich ab und kam gegen Mittag in Wurzen an. Gern wäre ich hier geblieben, da mein erschöpfter Zustand der Ruhe dringend bedurfte, doch schien niemand meine Bitte um Anweisung eines Quartiers berücksichtigen zu wollen; denn ich bekam sogleich einen andern Wagen, der mich ohne Aufenthalt nach dem ersten, an der Straße belegenen Dorfe brachte, und so gelangte ich, wieder von Ort zu Ort gefahren, nachmittags bis Leipzig. Aus abermaliger Besorgnis, daß, wenn ich dort ankäme, man mich nach dem Lazarette bringen möchte, ließ ich wieder eine Strecke vor dem Tore den Wagen halten und mich herunterheben, worauf ich die mir be-

kannte Promenade um die Stadt herum gleich auf Lindenau zu ging, wo ich zu bleiben gedachte. Die Leute, die mir begegneten, betrachteten mit Erstaunen und Mitleiden meine Jammergestalt, denn ich sah einem mit Lumpen behangenen und sich nur mühsam fortbewegenden Knochengerippe ähnlicher als einem Menschen. In Lindenau wankte ich, durch den kleinen Fußweg von Leipzig heraus sehr matt geworden, in den an der Chaussee stehenden Gasthof, um mich nach der Wohnung des Ortsschulzen zu erkundigen, den ich bitten wollte, mir ein Quartier anzuweisen. Der Kellner, den ich deshalb befragte, betrachtete mich und die unter dem russischen Bauernpelz hervorragenden Fetzen meiner Uniform mit vieler Aufmerksamkeit, und nachdem er von mir gehört, daß ich vom sächsischen Husarenregimente sei und aus Rußland komme, seufzte er tief auf und brach mit wehmutsvoller Gebärde in die Worte aus: »Ach Gott! wie mag es meinem armen Vater dort ergangen sein?« Nun erfuhr ich, daß auch sein Vater, der Wachtmeister Helle, mit dem sächsischen Husarenregimente nach Rußland marschiert sei, seitdem aber keine Nachricht von sich gegeben habe. Zwar kannte ich den letzteren wohl, da er aber bei einer anderen Eskadron stand, so war ich selten in seine Nähe gekommen, weshalb ich denn auch dem Sohne über das Befinden seines Vaters, welches Schicksal ihn betroffen und ob er noch lebe oder in diesem furchtbaren Feldzuge umgekommen sei, nichts Näheres mitteilen konnte. Mit herzlicher Teilnahme heftete der junge Helle seine Augen auf meine elende Gestalt, und ich mußte ihm erzählen, wann und wo, auch in welchem Zustande ich das Regiment verlassen. Als ich mich in das Dorf begeben wollte, um mir ein Quartier anweisen zu lassen, ließ er dies nicht geschehen, sondern brachte mich in ein freundliches Stübchen, worin auch ein Bett stand. Der Gedanke, daß ich heute in einem solchen schlafen sollte, machte mich glücklich, und ich vergaß im Vorgefühl dieses lange entbehrten Genusses meinen kranken und miserablen Zustand. Der Bettwärme ganz entwöhnt, war jedoch mein Schlaf sehr unruhig, und ich fühlte mich am Morgen nicht davon gestärkt. Der gute Kellner hatte mich so liebevoll gepflegt, als wenn ich sein eigener Vater wäre; von dem Wirte aber wurde weder für die Stube noch für

das, was mir gereicht worden, eine Bezahlung gefordert, die zu leisten ich auch außer stande gewesen wäre, da ich nicht einen roten Pfennig besaß. Der Gasthofbesitzer hatte mir bereitwillig einen von seinen Wagen gegeben, der mich den 28. Februar vormittags nach Rückmarsdorf, dem ersten an der Straße belegenen Orte, brachte, wo ich ein anderes Fuhrwerk bekam und so, wieder von Dorf zu Dorf gefahren, bis Tragart gelangte, das eine halbe Stunde vor Merseburg liegt. Da in diesem nur kleinen Orte nicht gleich ein anderer Wagen zu bekommen war, so wies man mir ein Quartier an, in dem ich wieder die Ruhe genießen konnte, die mein entkräfteter Körper so nötig bedurfte. Leider mußte ich, um ein dringendes Bedürfnis zu befriedigen, in der Nacht von meiner Streu, auf der mir ein Lager in der Stube bereitet worden war, aufstehen, und da ich die Lokalität in diesem Hause nicht kannte, in der Dunkelheit mühsam nach dem Hofe tappen und dort in der kalten Nachtluft verweilen, was sehr unangenehm war und mir wieder einen heftigen Fieberschauer zuzog. Behufs meines weiteren Transportes hatte man einen einspännigen Wagen beschafft, der mich den 1. März früh bis Merseburg vor das dortige Rathaus am Markte fuhr. Da ich zu schwach war, um hinaufgehen zu können, so hatte der Geschirrführer auf meine Bitte es übernommen, in meinem Namen um einen anderen Wagen zur Weiterfahrt nachzusuchen, den ich denn auch bald bekam. Wie die Tage vorher, so geschah es auch heute; ich wurde nämlich bei meiner Ankunft in jedem Orte von dem Wagen herabgenommen und auf einen andern geschafft, der mich sodann ohne Verzug weiterbrachte. So gelangte ich schnell vorwärts und kam nach einer Fahrt über die Dörfer Wünsch, Barnstedt, Kleineichstedt, Ziegelrode, Schönewerda und Kalbsrieth gegen Abend bei der sogenannten Ölmühle an, die nur noch eine Viertelstunde von Artern entfernt liegt. Die Gefühle, die mich beim Erblicken der Turmspitzen meines Garnisonortes ergriffen, lassen sich nur empfinden, aber nicht beschreiben. An der gedachten Mühle, in der ich früher oft gewesen war, da auch Schenkwirtschaft darin betrieben wurde, ließ ich halten und mich vom Wagen herunterheben; denn ich wollte hier so lange verweilen, bis es dunkel geworden wäre, da ich mich meines verwilderten und elenden Aussehens wegen schämte, Artern am Tage zu

betreten. Während ich mich der mir wohlbekannten Schenkstube näherte, trat mir vor der Tür der Wirt entgegen und machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung, als wenn er mich fortweisen wollte. Da ich jedoch bat, daß man mir vergönnen möchte, nur eine halbe Stunde hier auszuruhen, so wies er mich in ein kleines, neben der Mühle befindliches Gemach, das zum Aufenthalte für das Gesinde bestimmt war, und ging wieder von dannen, ohne nur zu fragen, ob ich etwas begehre. Also für einen Bettler oder Vagabunden mochte der Müller mich gehalten haben, die man nicht gern in die Stube läßt. Mein Äußeres mußte noch viel schlechter beschaffen sein, als ich mir gedacht, da mich der Mann, bei dem ich doch früher von Artern aus öfter als Gast gewesen war, nicht wieder erkannt hatte. So saß ich denn allein und traurig gestimmt in diesem düstern Gemache, in dem ich nur das eintönige und lärmende Klappern der Mühle vernahm. Da es nicht geheizt war, so fror mich sehr, auch fühlte ich im Körper, daß das Fieber wieder im Anzuge sei; ich beschloß daher, obgleich es noch etwas hell war, doch meine Wanderung nach Artern anzutreten, da ich auch eine heftige Sehnsucht nach meiner Mutter empfand. Langsamen Schrittes wankte ich des Weges dahin und schlug die Augen nieder, wenn mir jemand begegnete, damit man mich nicht erkennen sollte. Am Tore der Altstadt in Artern wendete ich mich rechts und ging hinter der Stadtmauer herum bis an eine Lücke, durch die ich an das innere Tor gelangte.

In dieser erbärmlichen, mit Ungeziefer bedeckten Kleidung, das Gesicht mit einem unförmlichen und verwilderten Barte ganz bedeckt, abgezehrt bis auf Haut und Knochen, hielt ich mit langsamen und schwankenden Schritten, gestützt auf einen Stock, meinen kläglichen Einzug in Artern. Frisch und gesund, keck in die Welt schauend, war ich stolz zu Rosse im Jahre 1811 ausgezogen; krank und elend, mit Lumpen bedeckt, kehrte ich wie ein Bettler am Stocke wieder heim, nachdem ich gegen 70 Meilen von Kalisch bis Artern unter vielen Mühseligkeiten und Beschwerden, in einem kranken und kraftlosen Zustande, bei rauher Februarluft und mangelhafter Bekleidung hatte zurücklegen müssen. Nur der gnädigen Obhut des Himmels hatte ich es zu danken, daß ich bei so manchen Gefahren, die mein Leben be-

drohten, nicht untergegangen, sondern glücklich bis hierher gekommen war. Die Leute, die mir in Artern begegneten, blieben staunend stehen und sahen mir nach, ich aber schlich mit gesenktem Kopfe langsam weiter. So kam ich an einem Gasthofe vorüber, in dem ich früher öfter auch verkehrt hatte. Der Besitzer, ein Fleischer, mit Namen SCHWARZE, sah aus dem Fenster, und ich bot ihm beim Vorübergehen einen guten Abend, er dankte aber so gleichgültig, als wäre ich eine ihm ganz fremde Person. Mit unsicheren Schritten wankte ich daher dem Fenster näher und fragte mit schwacher Stimme, ob er mich nicht mehr kenne. Nein, war die Antwort. Als ich nun meinen Namen sagte, war der Mann über meine elende Gestalt ganz außer sich, er schlug die Hände zusammen und rief: »Ei du lieber Himmel, wie sehen Sie aus, so dürfen Sie Ihre Mutter nicht überraschen, denn sonst könnte sie vor Schreck den Tod haben; kommen Sie herein, damit sie auf Ihre Heimkehr erst vorbereitet werden kann.« Während man mir eine Biersuppe bereitete, da mir vor Fieberfrost die Zähne aufeinander klappten, sendete SCHWARZE ein Dienstmädchen zu meiner Mutter, um ihr sagen zu lassen, daß jemand im Gasthofe sei, der sie zu sprechen wünsche. Dem Mädchen war nun zwar ausdrücklich verboten worden, meinen Namen zu nennen oder von meiner Ankunft etwas zu erwähnen, aber sie mochte doch wohl davon geplaudert haben, denn meine Mutter war ihr mit eiligen Schritten gefolgt, riß die Türe auf und fragte, nachdem sie in die Stube getreten war und sich hastig darin umgesehen: »Wo ist mein Sohn?« Obgleich ich nur ein paar Schritte von ihr auf dem Stuhle saß, so erkannte sie mich in meiner jammervollen Gestalt doch nicht eher, als bis ich mich erhob und ihr mit den Worten entgegenwankte: »Hier bin ich ja, liebe Mutter.« Nun folgte eine Szene, die sich nur denken, in Worten aber nicht beschreiben läßt. Sie umschlang mich mit beiden Armen unter dem schmerzlichen Ausrufe: »Ach mein armer Sohn! wie elend siehst du aus, dir muß es sehr schlecht ergangen sein; wie danke ich Gott, daß ich dich wieder habe!« Dabei weinte sie bitterlich und betrachtete meine abgemagerte und zerlumpte Gestalt mit vieler Wehmut. Um kein Aufsehen zu erregen, warteten wir in einem abgelegenen Stübchen des Gasthofes, bis es ganz dunkel gewor-

den war, und begaben uns nach der mir wohlbekannten Wohnung am Markte, die wir schon vor meinem Ausmarsche inne gehabt. Darin angekommen, war die erste Frage meiner Mutter: »Was macht dein Bruder Philipp?«[1] Diese Frage schnitt mir in die Seele und setzte mich in große Verlegenheit. Sollte ich ihr, die mich krank und elend vor sich stehen sah und deshalb sehr betrübt war, sagen, daß ihr Liebling, vom feindlichen Geschoß tödlich getroffen, schon lange in Rußlands Erde sein Grab gefunden, und durch diese traurige Nachricht ihren Jammer auf das Höchste steigern? Nein, ich vermochte dies nicht, sondern stammelte verlegen und mit verhaltener Wehmut, daß es mir, seitdem er verwundet und in das Lazarett geschafft worden, an Gelegenheit gefehlt habe, mich nach seinem Befinden erkundigen zu können. Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust, als ahne sie, was ich aus Schonung ihr verschwiegen.

Nachdem meine Mutter reine Wäsche herbeigeholt, entledigte ich mich schnell des nur noch aus Lumpen bestehenden Anzuges. Alles wurde sogleich in den Hof geschafft und der zerfetzte russische Bauernpelz an dem dort befindlichen Schweinestall, den ich mir oft in Rußland zum Obdache gewünscht hatte, aufgehängt, da meine Mutter mit Schrecken bemerkte, daß die Sachen überall von Ungeziefer bedeckt waren. Wie wohl tat es mir, daß ich nach so langer Zeit mich wieder ordentlich waschen, ein weißes Hemd anziehen und in einem guten, reinlichen Bette liegen konnte, auch daß ich von dem ekelhaften Ungeziefer befreit wurde, das mich seither so gepeinigt hatte. Die rührende Szene des Wiedersehens meiner Mutter und das viele Sprechen hatten aber meine an sich schon schwachen Nerven sehr aufgeregt, so daß ich die Nacht über nur sehr wenig schlafen konnte. Auch mochte wohl das ungewohnte Liegen in einem warmen und weichen Federbett zu dieser Schlaflosigkeit mit beigetragen haben. Es schien überhaupt, als wenn die Krankheit, nachdem ich in Ruhe und Pflege gekommen, nun erst recht mit aller Wut ausbrechen wollte; denn gegen den Morgen hin bekam ich wieder einen starken Fieberanfall und befand mich so unwohl, daß ich das Bett nicht verlassen konnte. Es wurde daher Dr. Piper sogleich herbeigerufen, der meinen Zustand untersuchte und mir Medizin verschrieb.

[1] Der bei Gorodeczna gefallene Bruder Goethes.

Meine Mutter, die den Arzt bis an die Haustür begleitete, war sehr niedergeschlagen, als sie zurückkam, denn er hatte ihr gesagt, daß ich das Nervenfieber habe und sehr krank sei. Der Doktor kam in der ersten Woche jeden Tag zweimal und gab sich viele Mühe, den Fortschritt der Krankheit zu hemmen, aber vergebens; denn sie wurde so heftig, daß ich mehrere Tage ohne Besinnung lag, und es in meinem Kopf fortwährend tobte, als wenn Mühlräder darin herumgingen. Der Arzt hatte, wie ich später erfuhr, überall, wo er nach meinem Befinden befragt worden war, geäußert, wie ich an einem bösartigen Nervenfieber so krank darniederliege, daß keine Hoffnung zu meinem Aufkommen mehr vorhanden sei. Der Umstand, daß der Arzt mich aufgegeben hatte, mochte wohl auch die Veranlassung sein, weshalb er in der zweiten Woche nur selten kam, dann aber bloß an die Stubentür pochte und meine Mutter herauskommen ließ, um sie über meinen Zustand zu befragen. Aus den Tatsachen, daß der Doktor die Stube, in der ich lag, nicht mehr betrat, keine Medizin verschrieb, sondern nur verordnete, daß meine Mutter im Zimmer fleißig mit Weinessig sprengen sollte, ließ sich folgern, daß er meine Krankheit für ansteckend hielt, weshalb denn auch niemand von den vielen Bekannten, die ich in Artern hatte, mich besuchen wollte und selbst das Haus, in dem wir wohnten, von den Leuten gemieden wurde. Wenn mir die Besinnung auf kurze Augenblicke wiederkehrte, sah ich stets meine arme Mutter neben mir am Krankenlager sitzen, ihr abgehärmtes und blasses Gesicht traurig auf mich geheftet, denn sie kam Tag und Nacht nicht von meinem Bette weg, da sie niemanden bekommen konnte, der mich warten wollte, vermutlich aus Furcht vor der ansteckenden Krankheit. Es geht doch nichts über die mütterliche Liebe, die kein Opfer zu groß findet, wenn es sich um die Pflege ihrer Kinder handelt.

Während bei mir das Leben mit dem Tode rang, war ein aus Artern gebürtiger Soldat vom Infanterieregimente Prinz Clemens, bei dem auch mein Bruder Philipp gestanden, aus Rußland zurückgekehrt und hatte erzählt, daß er in der Schlacht bei Podobna geblieben sei. Dies hatte meine Mutter erfahren, als sie, während ich einige lichte Augenblicke hatte, ausgegangen war, um einige Bedürfnisse einzukaufen. Noch höre ich das herz-

zerreißende Jammergeschrei, mit dem sie in die Stube trat und im höchsten Schmerze ausrief: »Ach Gott, mein armer Philipp ist tot!« Sie warf sich auf einen Stuhl und weinte bitterlich, mich von Zeit zu Zeit mit großer Rührung anblickend, wobei sie denken mochte: Dich werde ich wohl auch bald verlieren, dann aber hilflos und verlassen in der Welt dastehen. Mehrere Tage hierauf hatte ich in der Nacht einen sonderbaren Traum; es war, als wenn mein in Rußland gebliebener Bruder Philipp vor meinem Bette stände in seiner weißen Uniform mit grünen Aufschlägen und mir freundlich die Hand reichte. Am Morgen erzählte ich meiner Mutter diesen Traum, sie weinte aber sehr und sagte: »Mein lieber Sohn, Dein Bruder wird Dich wohl bald nachholen.« Aber gerade von dem, was ich befürchtete, geschah das Gegenteil; denn von nun an war die Wut der Krankheit gebrochen, und obgleich es noch sehr im Kopfe tobte und ich einen gewaltigen Schmerz in den Füßen fühlte, so konnte ich mich doch nach einigen Tagen im Bette wieder etwas drehen und in die Höhe richten. Aber noch lange dauerte es, ehe meine Kräfte sich so weit wieder erholt hatten, daß ich, gestützt auf einen Stock, mit langsamen Schritten in der Stube auf und abwandeln, auch später mir im Freien eine kleine Bewegung machen konnte. Mein erster Ausgang war zum Arzte, um ihm meinen Dank abzustatten. Dieser freute sich, mich völlig wieder hergestellt zu sehen, sagte mir aber selbst, daß er an meinem Aufkommen gezweifelt hätte, da mein Körper zu kraftlos und erschöpft gewesen sei, um der sehr heftigen Krankheit widerstehen zu können.

Noch heute, wo ich dieses schreibe, verehre ich dankbar die gütige Vorsehung, die mich unter so vielen Gefahren gnädig beschirmte und glücklich in die mütterlichen Arme führte, wo ich wieder gesunden sollte. Darum möge der Mensch nicht verzagen, wenn Leiden und Trübsale über ihn hereinbrechen, sondern hoffend und vertrauend aufschauen zum Himmel, der die Geschicke der Menschen mit Weisheit und Güte zu ihrem Besten lenkt.

DRITTER ABSCHNITT.

HIN- UND HERZÜGE IM JAHRE 1813 BIS ZUR ANSTELLUNG IM ZIVILDIENST. WEITERES LEBEN DES VERFASSERS. SEIN TOD.

VOM HERAUSGEBER.

Wir hoffen, daß der Leser, der in der Erzählung unseres Helden dessen Schicksale bis hierher verfolgte, dies mit Interesse getan und sich keinesfalls gelangweilt hat. Etwas anders würde es wohl mit dem Schlußkapitel stehen, in dem der Autor sein weiteres Leben bis zum Eintritt in den preußischen Zivildienst auseinandersetzt. Zwar bietet auch dieses für den intimeren Freund der Geschichte jener merkwürdigen Jahre noch mancherlei Wissenswertes, namentlich auch in der Schilderung von Stimmungen und Zuständen; aber die etwas umständliche Art, in der gerade gegen Ende des Buches eine Menge an sich unwichtigerer Begebnisse vorgetragen wird, dürfte es rechtfertigen, daß wir dem Schreiber hier die Feder aus der Hand nehmen und nur das Wesentliche resümieren.

Hat doch das Drama *seines* Lebens mit der Rückkehr aus dem russischen Feldzug den Höhepunkt überschritten! Zwar noch immer ist Krieg, ein gewaltiger Krieg, und die Entwicklung der großen Weltbegebenheiten erreicht erst in der Leipziger Schlacht den Höhepunkt. Aber unser Autor hat sie nicht mitgemacht, auch an den anderen Schlachten in Deutschland und Frankreich keinen Teil genommen.

Nicht als ob er ein ruhiges Dasein geführt hätte, während die Völker in der weiten Ebene von Leipzig aufeinanderschlugen. Hören wir in Kürze, wie es ihm ergangen ist, und begleiten wir ihn, dessen bewegende Erzählung unsere Teilnahme erregte, bis in den stilleren Hafen einer friedlichen Bürgerexistenz, nach der er selbst sich sehnte.

Als Theodor Goethe aus dem Dämmerzustande wochenlanger Krankheit wieder zum Bewußtsein erwachte, hatte sich die politische Lage in Europa nicht unwesentlich geändert. Deutschland war bis an die Elbe von den französischen Truppen geräumt worden. Zwar war Napoleon noch einmal an der Spitze eines der

Zahl nach stattlichen Heeres zurückgekehrt; aber es bestand nicht mehr aus den kernhaften alten Soldaten, wie die große Armee von 12, die in Rußland schlafen gegangen war. Selbst die Garde, von der GOETHE in Pirna ein Bataillon vorbeimarschieren sah, hatte ein wesentlich jüngeres Aussehen angenommen; die Linien=truppen waren größtenteils Neuausgehobene, bartlose Jünglinge, die tapfer kämpften, aber der physischen Kraft ihrer Gegner erlagen.

Das unglückliche Sachsen schwankte zwischen den krieg=führenden Parteien hin und her und wurde von allen mißhandelt. Jetzt hatte es sich, nach den Siegen bei Lützen und Bautzen, wo der verwundete Löwe den Gegnern gezeigt, daß seine Klauen im russischen Winter nicht erfroren waren, NAPOLEON wieder in die Arme geworfen. Im Volke war die Stimmung geteilt. In Pirna, wo der zu seiner Truppe zurückgeeilte GOETHE beim Kavallerie=depot stand, war er bei einem Gerichtsdirektor LOTZMANN ein=quartiert, dessen Sohn Senator beim dortigen Stadtrate war: »Der erstere neigte sich zu den Franzosen hin, indes der letztere für die Verbündeten war und jene haßte.« GOETHE bekennt, daß er für seine Person in politischen Dingen mehr auf seiten des jüngeren LOTZMANN gestanden, aber der Streit zwischen Vater und Sohn ihm den gut besetzten Mittagstisch des Hauses verleidet habe.

Als auch Österreich an NAPOLEON den Krieg erklärt hatte — die Tage der Metternichschen »Vermittlungspolitik« waren vor=über — wurden die sächsischen Kavalleriedepots nach Mügeln verlegt, dann über Leipzig, Merseburg, Querfurt und Sanger=hausen bis Roßla am Harz zurückgezogen, wo sie längere Zeit stehen blieben. Inzwischen hatte des Kaisers Genie noch einmal bei Dresden die Oberhand gewonnen; aber die Niederlagen seiner Generale bei Kulm, Großbeeren und an der Katzbach hatten die den Gegnern auf dem Felde von Dresden beigebrachten Verluste reichlich aufgewogen. »Die Franzosen befanden sich in einer miß=lichen Lage«, sagt GOETHE, der, wenn auch gerade kein Freund ihrer Sache, doch als Soldat treu seine Pflicht erfüllte. Der Kom=mandeur des sächsischen Kavalleriedepots, Major von NOSTITZ, hatte ihn nach dem Städtchen Querfurt geschickt, wo er Nach=richten über die feindlichen Streifkorps einziehen sollte, die sich schon im Rücken der großen Armee zeigten, lästig wurden und

die Verbindungen unterbrachen. Sein Quartier nahm er dort in
einem am Marktplatz des Ortes gelegenen Wirtshause.

Hier hatte er Mitte September noch einmal eine unerfreuliche
Begegnung mit den Kosaken, die das Städtchen überfielen, in
dem eine nach der Schlacht bei Dennewitz in ihre Heimat ab-
gehende Abteilung bayrischer Jäger mit einigen Dragonern ein-
gekehrt war. Die Kosaken kamen an, als die Bayern gerade die
Stadt verlassen hatten. Dem Fourier GOETHE blieb nichts anderes
übrig, als seine Uniformstücke schleunigst unters Bett zu stek-
ken, mit zwei schnellen Schnitten den Husarenschnurrbart ab-
zusäbeln und den langen Rock seines Wirtes anzuziehen. In
dieser Verkleidung erschien er im Gastzimmer, ergriff die erste
beste Flasche Schnaps, die im Schranke stand, nahm zwei Glä-
ser in die Hand und ging damit zu den vor der Türe halten-
den Kosaken, die mit lauter Stimme nach ihrem Lieblingsgetränk
riefen. Es waren ihrer drei; die andern waren den abmarschier-
ten Bayern nachgeritten. Die struppigen Kerle ließen sichs gut
schmecken, da Husar GOETHE zufällig eine Flasche mit Doppel-
kümmel ergriffen hatte. »Die Rolle,« sagt dieser, »die mir durch
das merkwürdige Zusammentreffen so eigentümlicher Verhält-
nisse zugefallen, war in der Tat eine sehr sonderbare, wenn ich
bedachte, daß ich mich diesen rohen Kriegern dienstwillig be-
zeigen mußte, die mir in Rußland als Feinde gegenüberstanden
und uns nimmer Ruhe und Rast gönnten, weshalb ich denn auch
die vor mir haltenden, mit der Verzehrung des ihnen dargereich-
ten Doppelkümmels beschäftigten Kosaken noch mit stillem In-
grimm betrachtete. Abgesehen hiervon konnte aber auch mein
keckes Beginnen mir sehr nachteilig werden, wenn sie an meiner
blauen, mit schwarzen Streifen besetzten militärischen Reithose
und den Stiefeln mit Sporen erkannt hätten, daß ich ein Kavallerist
sei; denn dann würden sie mich gleich gepackt und als Gefange-
nen mit fortgeschleppt haben. Zum Glück war der Fleischerrock
meines Wirtes etwas lang. Auch hatten die Kosaken nicht viel
Zeit, Betrachtungen über meine Person anstellen zu können, denn
es kam ein Bagagewagen, der sich etwas verspätet haben mochte,
mit zwei bayrischen Dragonern als Bedeckung aus einem Gehöft
am Markte gefahren. Sobald die Kosaken das sahen, stürmten sie

mit ihrem gewöhnlichen Hurrageschrei darauf zu. Die beiden Bayern machten jedoch gleich Front, indes der Wagen weiterfuhr, und streckten jenen ihre Pistolen ruhig entgegen, worauf die Kosaken zurückwichen, die Bayern aber wieder Kehrt machten und ihrem vorausgesandten Wagen nachsprengten. Nun setzten auch erstere wieder hinterher, bis die Bayern abermals Front machten und durch Entgegenstrecken der Pistolen ihre Verfolger wiederum zurückscheuchten. Da der Bagagewagen mit seiner Bedeckung eine vom Markte aus abführende Seitengasse erreicht hatte, so konnte ich nicht mehr sehen, was sich weiter damit zugetragen. Dieser Vorfall, wo drei Kosaken sich von zwei bayrischen Dragonern zurücktreiben ließen, gibt wieder einen Beweis, wie wenig erstere in einem offenen Kampfe gegen reguläre Kavallerie auszurichten vermögen.« [1]

Nach dieser Affäre, bei der ihn seine Geistesgegenwart vor einer Verschickung an die sibirische Grenze rettete, ritt Goethe spornstreichs nach Frankenhausen, um dem dort stehenden Major von Nostitz von dem Vorfall Meldung zu machen. Auf dem Wege entging er abermals nur durch Zufall der Gefangennahme. Die sächsischen Depots brachen alsbald auf, um ihre Marschrichtung nach Langensalza zu nehmen. Die Furcht vor den feindlichen Streifkorps war überall im Lande verbreitet. In Sondershausen ließ der Fürst von Schwarzburg beim Erscheinen der Sachsen sofort durch einen Trabanten fragen, »was für Truppen eingerückt wären.« Man hatte sie für Preußen gehalten.

Nichts bezeichnet kenntlicher den Zusammenbruch der Herrschaft des großen Kaisers, als diese Ratlosigkeit in den kleinen Staaten des Rheinbundes, die noch immer zu ihm hielten. Die sächsischen Depots kamen schließlich nach Schleusingen, wo ein neuer Überfall durch ein Streifkorps unter den preußischen Majoren von Colomb und von Hellwig sie zur Auflösung zwang. Nach Abgabe ihrer Waffen und Pferde erhielten die Mannschaften gegen das übliche Versprechen, während der Dauer des Krieges nicht

[1] Gegen kampffähige Infanterie noch weniger. Die Kosaken errangen Erfolge fast nur gegen die Wehrlosen oder wenn sie selbst in starker Übermacht auftraten. Man hatte diese Beobachtung im russischen Feldzuge überall gemacht.

wieder zu dienen, Urlaubspässe in die Heimat. Bei dieser Gelegenheit gelang es Goethe, der sächsischen Armee drei Gäule zu retten.

Er hielt nun wiederum seinen Einzug in Artern, wo er eines Abends, ein Bündel unter dem Arme, in das stille Gemach der überraschten Mutter trat, der er alles berichten mußte. Während seines Aufenthaltes in Artern wurde die Schlacht bei Leipzig geschlagen, die Sachsens Verhältnisse gänzlich umgestaltete. Die sächsischen Truppen wurden reorganisiert, um von nun an im Kriege *gegen* Frankreich verwendet zu werden. Fourier Goethe kam abermals zum Depot nach Grimma. Da es an Pferden mangelte, hatte die sächsische Regierung mit einigen Dessauer Roßhändlern einen Kontrakt auf Lieferung von 600 Stück abgeschlossen, die in Leipzig gestellt werden sollten. Das Geschäft führte auch den Fourier Goethe auf längere Zeit in die Stadt an der Pleiße. Aber es war das Leipzig nach der Schlacht, nicht die »freundliche Lindenstadt«, wie sie der Dichter Goethe im Gedenken seiner Studentenjahre genannt hat. »Zu jener Zeit,« heißt es in den Erinnerungen unseres Steuerrates, »war in dieser sonst verkehrreichen und lebhaften Stadt kein angenehmer Aufenthalt; denn ein verheerendes Nervenfieber wütete nicht allein in den vielen Lazaretten, die mit den in der Schlacht bei Leipzig verwundeten Soldaten überfüllt waren, sondern diese tödliche Seuche war auch in die Bürgerhäuser eingedrungen und raffte viele Menschen weg, so daß die Straßen vom Morgen bis zum Abend immer mit Leichenwagen bedeckt waren. Dazu kam, daß noch viele tote Pferde von der Schlacht her auf den Feldern um Leipzig herumlagen und die Luft verpesteten, da sie noch nicht alle hatten eingescharrt werden können. Um die Atmosphäre von den schädlichen Beimischungen zu reinigen, wurden auf Anordnung der Sanitätsbehörde an den Straßenecken Haufen von Pferdemist aufgeschüttet und in Brand gesteckt, was zwar einen starken Rauch, aber eben keinen angenehmen Geruch verbreitete. Überall in den öffentlichen Lokalen war die heitere, gesellige Unterhaltung verstummt und hatte einer gewissen Niedergeschlagenheit Platz gemacht, die auf allen Gesichtern stark ausgeprägt war. Nur hier und da hörte man mit traurigen Gebärden die Opfer aufzählen, die der unerbittliche Tod im Laufe des Tages wiederum gefordert.«

Unter den zahlreichen Opfern der Typhusepidemie, der von namhaften Persönlichkeiten der berühmte hallische Kliniker Reil erlag, befand sich auch der sächsische Major Hoffmann v. Altenfels, der die Übernahme der Pferde zu leiten hatte. Goethe war ihm als Schreiber beigegeben worden, und er trat in ein näheres Verhältnis zu dem tapferen Manne, der in der Schlacht bei Borodino verwundet worden war, alle Schrecken des Rückzuges glücklich überstanden hatte und nun elend an der Seuche enden sollte. Der letzte Gedanke des sterbenden Reiteroffiziers war an seine Pferde: »Hörst du nichts?« rief er eines Nachts in den Fieberphantasien zu dem bei ihm wachenden Kürassier, »es poltert im Stalle, die Pferde müssen sich losgemacht haben, geh' hinunter und lege sie wieder an!« Als der Soldat sich zu dem Major hinwandte, war dieser verschieden. Wir erwähnten schon in der Einführung, daß — außer der zur Bestattung kommandierten Abteilung — unser Goethe der einzige war, der dem Sarge des Majors von Altenfels folgte. Er hatte ihn auch getreulich pflegen helfen.

Nach einiger Zeit kam das Husarendepot von Grimma nach Heldrungen, und auch Goethe mußte dorthin abgehen. Später wurde dem Generalmajor von Liebenau das Oberkommando der sämtlichen Kavalleriedepots übertragen und unser Fourier im März 1814 zu demselben nach Artern kommandiert, wo sich das Stabsquartier befand. So kam er abermals in seine Heimat. Auch bei Liebenau war der anstellige junge Mann gut angeschrieben; der General lud ihn öfter zu Tische. Nur daß sein Unteroffizier ihm im Trinken schlecht Bescheid tun konnte, mißfiel dem derben Kriegsmanne. Oft stieß ihn der hohe Vorgesetzte mit dem Ellbogen in die Seite, um ihn aufzumuntern: »Mein voriger Sekretär hatte eine andere Kriegsgurgel, bei dem lief es hinab, wie in einen Stiefelschaft.«

Liebenau ging später zur mobilen Armee nach Frankreich, und der Oberst von Lindenau übernahm das Kommando der Kavalleriedepots in Artern. Dieser Offizier ist uns wiederholt in den Aufzeichnungen Goethes begegnet, dessen er sich während des russischen Feldzuges freundlich angenommen hatte. Er blieb ihm auch fernerhin gewogen und setzte seine Ernennung zum Stabssekretär durch.

Lindenau war Goethes letzter Vorgesetzter in sächsischen Diensten. Bei der im Juni 1815 erfolgten Abtretung der Hälfte Sach-

sens war nämlich auch dessen Geburtsort Weißensee an Preußen gefallen. Er entschloß sich daher, in dieses Land zu gehen, wie es scheint, hauptsächlich weil die Aussichten auf eine Zivilversorgung dort besser waren, als in dem verkleinerten und zerrütteten Sachsen. An einem geschichtlich merkwürdigen Tage, dem 16. Juni 1815, dem Tage, als bei Ligny zum letztenmal die Kanonen den großen Imperator als Sieger begrüßten, hat der Veteran des 7. Korps die sächsischen Dienste verlassen. Nachdem er einige Zeit bei dem in den eroberten Provinzen eingesetzten Generalgouvernement gearbeitet hatte, kam er an die neu errichtete preußische Regierung nach Merseburg, wurde Regierungskalkulator und Sekretär, nach mehreren Jahren aber als Kreissteuereinnehmer nach Naumburg versetzt. Von hier ist er später als Steuerrat nach Halle gezogen.

Der an sich begreifliche Wunsch nach einer Zivilversorgung war bei THEODOR GOETHE um so berechtigter, als seine Gesundheit infolge der Strapazen des russischen Feldzuges gelitten hatte. Wenn er trotzdem ein verhältnismäßig hohes Alter erreichte, so wird er das seiner streng geregelten Lebensweise und der uns bekannten Mäßigkeit zu danken gehabt haben.

THEODOR DANIEL GOETHE war zweimal verheiratet. Seine erste Gattin, EMILIE WILHELMINE ZEIDLER aus Hirschberg, starb in blühendem Alter. Im Jahre 1831 ging der Wittwer mit EMILIE HENRIETTE VOGEL aus Lobstedt eine zweite Ehe ein, der fünf Kinder entstammten, von denen ihn vier überleben sollten. Am Weihnachtsabend des Jahres 1853 saßen die verlassenen Waisen traurig in der bescheidenen Wohnung in der Taubengasse zu Halle. Drei Tage vorher war der alte Steuerrat der Lungenschwindsucht erlegen; die Mutter hatte einen Schlaganfall erlitten. Aber sie haben dem Andenken ihres Vaters im späteren Leben Ehre gemacht. Seine Söhne HERMANN THEODOR und RUDOLF KONSTANTIN sind die bedeutenden, auch literarisch bekannten Pomologen. Sie starben beide im vorigen Jahre; dem jüngeren, dem früheren Leiter der Lehranstalt für Obst- und Weinbau in Geisenheim, wird an der Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit in dem freundlichen Rheingau in Bälde ein Denkmal gesetzt werden.

PERSONENREGISTER.

(Mit Hilfe des Königl. Sächs. Kriegsarchivs in Dresden angefertigt.)

Am Ende, österr. Feldmarschall⸗leutnant 33, 39, 44.

Apitzsch, Unteroffizier im sächs. Hus.⸗Regt. 6—7.

Auguste, Prinzessin von Sach⸗sen 19—20.

Bagration, Fürst, russ. General v. d. Inf. X, 55, 63.

Barclay de Tolly, russ. Gene⸗ral v. d. Inf. X.

Bassano, Herzog v., s. Maret.

Beauharnais, Eugen, Vizekö⸗nig von Italien XXVI, 107.

Berthier, Herzog v. Neufchâ⸗tel, Fürst von Wagram, franz. Generalstabschef XXIV.

Bevilaqua, v., Major im sächs. Inf.⸗Regt. König XV.

Bianchi, v., österr. Feldmar⸗schalleutnant 73.

Blumenstengel, Husar im sächs. Hus.⸗Regt. 131, **134—135.**

Bucher, sächs. Sousleutnant, Kommandant der Artillerie des Regts. Prinz Friedrich August XXI, 104.

Busch, sächs. Trainleutnant 70.

Cerrini, v., Kapitän im sächs. Generalstabe, Militärschrift⸗steller XXI, 65, 96, 98, 107, 123, 128.

Colloredo⸗Mannsfeld, österr. Inf.⸗Regt. XVII.

Colomb, v., preuß. Major 168.

Czettritz, Frhr. v., Rittmeister im sächs. Hus.⸗Regt., im Feld⸗zug von 1812 Major 1, 2, 84.

Damm v. Pflugk, Oberst und Kommandeur d. sächs. Hus.⸗Regts. 1, 2.

Daniel, Unteroffizier im sächs. Hus.⸗Regt. 109.

Dochturow, russ. General v. d. Inf. 129.

Durutte, Graf, franz. Divi⸗sionsgeneral XX, 97, 110.

Dyherrn, v., sächs. General⸗major 42.

Egidy, v., Oberstleutnant im 1. sächs. leichten Inf.⸗Regt. 92.

Engel, v., Oberst, Kommandeur d. sächs. Hus.⸗Regts. im Feld⸗zuge 1812 X, 46, **108.**

Feilitzsch, v., Sousleutnant im sächs. Hus.⸗Regt. 36.

Ferdinand, Erzherzog v. Öster⸗reich 25.

Franz I., Kaiser von Österreich, IX, XXV.

Frick, Chirurgus im sächs. Hus.⸗Regt. 81, 84.

Friedrich Wilhelm, Herzog v. Braunschweig 32, 34, 39.

Funck, v., sächs. Generalleut⸗nant XII, XIV, XIX, 91.

Gablenz, v., Major im sächs. Hus.⸗Regt., 1812 Oberst u.

Generalmajor XXVII, 14, 26, 30, 34, 39, 58, 63, 74, 89, 101, 116, 123, 133.
Geise, sächs. Ingenieurkapitän 84.
Goethe, August Christoph I., Sergeant im sächs. Inf.-Regt. Prinz Clemens, Vater Theodor Daniels V, 1.
Goethe, August Christoph II., Bruder Theodor Daniels 142.
Goethe, Friedrich, Frankfurter Bürger IV.
Goethe, Gottfried Christian, Großvater Theodor Daniels V.
Goethe, Hans Christian, Hufschmiedemeister in Artern IV.
Goethe, Hans Christoph IV.
Goethe, Hans Nikolaus, Syndikus zu Berka bei Sondershausen IV.
Goethe, Johann Christoph, Schwarz- und Kunstfärber in Wiehe IV.
Goethe, Johann Kaspar, Kaiserlicher Rat, Vater des Dichters IV.
Goethe, Johann Wolfgang III, IV, XXX.
Goethe, Philipp, Unteroffizier im sächs. Inf.-Regt. Prinz Clemens, Bruder Theodor Daniels 73, **76—77**, 162.
Goethe, Theodor Daniel, Fourier im sächs. Hus.-Regt., Verfasser des Buches, passim.
Helle, Wachtmeister im sächs. Hus.-Regt. 158.
Hellwig, v., preuß. Major 168.
Herrmann, Korporal im sächs. Hus.-Regt. 58.
Hessen-Homburg, Prinz v., österr. Generalmajor XVII.
Hoffmann v. Altenfels, sächs. Major XXXI, 170.
Jérôme, König von Westfalen X.
Jork, Korporal im sächs. Hus.-Regt. 28.
Kamensky (Kamenskoy), Graf v., russ. General v. d. Inf. 62.
Kauffberg (Kaufberg), Sousleutnant im sächs. Inf.-Regt. Prinz Friedrich August, Vetter Theodor Daniel Goethes 79.
Klausnitzer, Korporal i. sächs. Hus.-Regt. 24.
Klengel, v., sächs. Generalmajor XIII, XV, 63, **66**.
Kopitz, Korporal i. sächs. Hus.-Regt. 33, 41.
Krug, v., Kapitän i. sächs. Regt. Polenz-Dragoner (Chevaulegers) 67.
Langenau, v., Oberst (Generalmajor), 1812 Chef des Generalstabes des sächs. Korps XIV.
Langeron, Graf v., russ. Generalleutnant 86.
Le Coq, Edler v., Generalleutnant, Kommandeur der 1. sächs. Division im Feldzug von 1812 XII, XXVI.

Leidenfrost, Husar im sächs. Hus.-Regt. XXVIII, 51—52.
Liebenau, v., sächs. Generalmajor 170.
Liechtenstein, Aloys, Prinz v., österr. Generalleutnant VIII.
Lilienberg, österr. Generalmajor XVII.
Lindemann, Frhr. v., Adjutant im sächs. Hus.-Regt., im Feldzug von 1812 Rittmeister 12, 64.
Lindenau, v., Major (Oberstleutnant) im sächs. Hus.-Regt. 94, 104, 108, 111, 116, 121, 125, 130, 170.
Lotzmann, Gerichtsdirektor in Pirna 166.
Lotzmann, Senator in Pirna 166.
Mangoldt, v., Sousleutnant im sächs. Hus.-Regt. 84.
Maret, Herzog von Bassano, franz. Minister des Auswärtigen XX, XXIII.
Meckel, Sousleutnant im sächs. Hus.-Regt. (i. J. 1809) 30.
Metternich, Fürst v., österr. Staatsmann VIII.
Metzsch, v., sächs. Major im 1. sächs. leicht. Inf.-Regt. XIX, 92.
Miloradowitsch, russ. General v. d. Inf. 129.
Mitzschke, Husar im sächs. Hus.-Regt. 90.
Murat, Joachim, König von Neapel XXIV.
Napoleon I. VIII—IX, XX.
Nerrlich, Standartjunker im sächs. Hus.-Regt. 1.
Niesemeuschel, v., Rittmeister im sächs. Hus.-Regt. 10.
Nostitz, v., Major, Kommandeur des sächs. Kav.-Depots 166.
Odeleben, Frhr. v., Rittmeister im sächs. Generalstabe, Militärschriftsteller XIV, XVIII, XXI, 65, 133.
Oelschlägel (nicht: von O.), Karl Alexander, Kapitän im Regt. Prinz Maximilian, Kommandant von Wlodawa 88.
Osten-Sacken, Graf v. d., russ. Generalleutnant XXI, 103.
Peickwitz, Korporal im sächs. Hus.-Regt. 38.
Petrikowsky, v., Sousleutnant im 2. sächs. leichten Inf.-Regt. XXI.
Poniatowski, Fürst, poln. Divisionsgeneral 19, 25, 31, 54.
Porst, Akzisekommissarius in Pegau 1.
Rayski, v., Oberstleutnant im sächs. Hus.-Regt. 48.
Rebentisch, Chirurgus im sächs. Hus.-Regt. 19, 23—24, 90.
Reiss (Reifs?), Ulan im sächs. Chevaulegers- (Ulanen-) Regt. Prinz Clemens 98.
Reitzenstein, v., Sousleutnant im sächs. Hus.-Reg. 64.

Reynier, Graf, franz. Divisionsgeneral IX, XI, XII–XIII, XXI, XXIII, XXVI, 49, 54, 63, 66, 67, 89, 91, 96, 103, 107, 110, 125, 128.
Ryssel, v., sächs. Oberst im Generalstabe und Generalintendant, später preuß. General 111.
Sacken, siehe Osten-Sacken.
Sahr, v., sächs. Generalmajor, XVII, 55, 73.
Schirnding, v., Premierleutnant im sächs. Hus.-Regt. 84.
Schnell, Husar im sächs. Hus.-Regt. 29.
Schüssler, Fourier im sächs. Hus.-Regt. 98.
Schwarze, Fleischer in Artern 161.
Schwarzenberg, Fürst v., österr. General der Kav. (2. 12. 1812 Feldmarschall) VII, X, XVI, XVII, XIX–XX, XXIII–XXIV, XXV, 55, 91, 110, 128.
Seydlitz, v., Major im sächs. Chevaulegers- (Ulanen-) Regt. Prinz Clemens 94, **98**.
Sterzel, Wachtmeister im sächs. Hus.-Regt. 10.
Suppe, Fourier im sächs. Hus.-Regt. 19.
Taubenheim, v., Rittmeister im sächs. Hus.-Regt. 46, 54, 99.
Thielmann, v., sächs. Oberst, im Feldzug 1812 Generalleutnant 32, 34, 37, 38, 40, **41**, 42, 53, 107.
Thieme, Fourier im sächs. Hus.-Regt. 12.
Thümmel, v., Major im sächs. Regt. Leib-Kür.-Garde 98.
Tormassow, Graf, russ. General von der Kavallerie IX, XV, 62, 72, 86.
Tschitschagow, russ. Vizeadmiral XVIII, XX–XXI, 98, 116.
Unruh, v., Standartjunker im sächs. Hus.-Regt. 55.
Vogel, Emilie Henriette, zweite Gattin Theodor Daniel Goethes 171.
Vollborn, sächs. Feldwebel (später Sousleutnant) im sächs. Inf.-Regt. Prinz Clemens XII, XXIX, 96, 103, 114, 118, 150.
Watzdorff, v., Kapitän (25. 8. 12. Major) im sächs. Generalstabe 116.
Winkler, Stabssekretär beim sächs. Hus.-Regt. XXVIII, **50**, 133.
Zechmeister, v., österr. Generalmajor XVII, 63, 66, 73, 74, 84.
Zeidler, Akziseinspektor in Kirchberg 1.
Zeidler, Emilie Wilhelmine, erste Gattin Theodor Daniel Goethes 171.

Zezschwitz, v., Oberst des sächs. Chevaulegers= (Ulanen=) Regts. Prinz Clemens (vorher im Generalstabe) VIII, 63.

Zieger, Unteroffizier im sächs. Hus.=Regt. 71.

Zychlinski, v., Premierleutnant im 2. sächs. leicht. Inf.=Regt. **95**.

INHALT.

SEITE

VORWORT III

EINFÜHRUNG. DER FELDZUG DES ÖSTERREICHISCH-SÄCHSISCHEN KORPS IN POLEN, LITAUEN UND WOLYNIEN VII

ERSTER ABSCHNITT. EINTRITT BEIM SÄCHSISCHEN HUSARENREGIMENTE. MARSCH NACH WARSCHAU IM JAHRE 1808. FELDZUG 1809 IN POLEN. GEGEN DEN BRAUNSCHWEIGER HERZOG 1

ZWEITER ABSCHNITT. AUF DEM ZUGE NACH RUSSLAND. MARSCH NACH POLEN IM JAHRE 1811. DIE SACHSEN AN DER WOLYNISCHEN GRENZE 46

ABENTEUER IN DER SCHLACHT BEI GORODECZNA (PODDUBNY). TOD DES BRUDERS. AM STYRFLUSSE 71

RÜCKZUG ZUM BUG. IM GEFECHT BEI WOLKOWISK. NOCHMALIGER VORMARSCH. ZURÜCK NACH DER WEICHSEL 89

TRENNUNG VON DER TRUPPE. KRANK UND VERLASSEN. ÄUSSERSTES ELEND. ANKUNFT IN DER HEIMAT 126

DRITTER ABSCHNITT. HIN- UND HERZÜGE IM JAHRE 1813 BIS ZUR ANSTELLUNG IM ZIVILDIENST. WEITERES LEBEN DES VERFASSERS. SEIN TOD 165

PERSONENREGISTER 173

In unserem Verlage ist von dem gleichen Verfasser erschienen:

DIE DEUTSCHEN IN RUSSLAND 1812

Leben und Leiden auf der Moskauer Heerfahrt
Mit Plänen, Proklamationen und Handschriften

Broschiert Mk. 7.—, in Halbpergament Mk. 8.50.

Einige Kritiken mögen beweisen, welch glänzende Aufnahme das erst vor wenigen Wochen erschienene Werk in der deutschen und ausländischen Presse schon jetzt gefunden hat:

Berliner Tageblatt. ... Holzhausen hat alle nur erreichbaren literarischen Quellen aufgespürt und sie verständnisvoll dorthin geleitet, wo sie für seine Zwecke die besten Dienste zu leisten vermochten. Mit großer Geschicklichkeit weiß er die von ihm herbeigerufenen Zeugen jener Entsetzen erregenden Ereignisse mit ihren eigenen Worten redend einzuführen, so daß die Leser einen unmittelbaren, lebendigen Eindruck nicht bloß von den einzelnen Tatsachen erhalten, sondern auch einen Einblick in die Stimmungen der Schreiber selber und ihrer nächsten Umgebungen gewinnen. Es finden sich darunter Beobachter von packender Schärfe, von überraschend feiner psychologischer Erfassung jener Zustände, die ihresgleichen im Laufe der geschichtlichen Zeiten glücklicherweise nicht finden. Das vorzüglich ausgestattete Buch verdient die weiteste Verbreitung. ....

Karlsruher Zeitung. ... Ein Riesendrama der Menschheit ist es, welches aus den Blättern des Holzhausenschen Werkes zu uns spricht. Wie der Mensch unter der Einwirkung unsäglicher Leiden zum Tier, ja unter das Tier herabsinkt, und wie sich trotz alledem doch wieder Menschen finden, die mit der ungeheuren Kraft ihres sittlichen und physischen Wollens über das Elend und über das Tierische triumphieren, das sehen wir hier mit dem ehernen Griffel der Weltgeschichte verzeichnet........

Tägliche Rundschau. (Graf von Pfeil.) ... Niemals aber hat mich ein Werk so mächtig gepackt wie obiges, das zeitgemäß zum hundertjährigen Gedenken erschienen ist. Es stellt uns jene Erlebnisse dar von einem meines Wissens noch nie geschilderten Gesichtspunkte, indem es die Taten und Leiden der deutschen Stämme schildert, die 200000 der Ihrigen, gezwungen, dem Bezwinger zur Verfügung stellten......................

Universitätsprofessor Geheimerat Prof. Dr. Aloys Schulte in der Köln. Volksztg.: ... Das Werk ist vortrefflich gearbeitet und geschrieben. ...

Bonner Zeitung. ... Wir müssen es Holzhausen Dank wissen, daß er es unternahm, diesen gewaltigen, unübersehbaren Stoff zu einem Ganzen zu formen. Er tat es mit Meisterhand und schuf ein Buch nicht allein für die Gelehrtenwelt, sondern ein Buch, das jedem, der es in die Hand nimmt, Stunden tiefsten Erlebens schenkt...........................

General Staudinger, Vorstand des Königl. Bayrischen Kriegsarchivs und namhafter Militärschriftsteller, schreibt im Militär-Wochenblatt: Kein schöneres und würdigeres Denkmal der Feder ließ sich den bis in den Tod pflichtgetreuen Söhnen unseres großen Vaterlandes setzen, als es der Verfasser mit seinem ganz eigenartigen Werke schuf. ... ›Im Rahmen der Kriegsereignisse hat er uns über das Leben und Leiden unserer deutschen Truppen vom Einmarsche auf polnisches und russisches Gebiet bis zur Rückkunft ihrer letzten Trümmer und des letzten überlebenden Gefangenen ein so dramatisch wirkungsvolles und in seiner Wahrhaftigkeit erschütterndes Bild entrollt, daß wir diesem keine zweite literarische Schöpfung zum Kriege von 1812 als ebenbürtig zur Seite zu stellen vermögen....................................

Schlesische Zeitung. ... Das vorliegende Werk entrollt in packender Darstellung die Ereignisse des Jahres 1812 in ihrer ganzen ergreifenden Tragik...

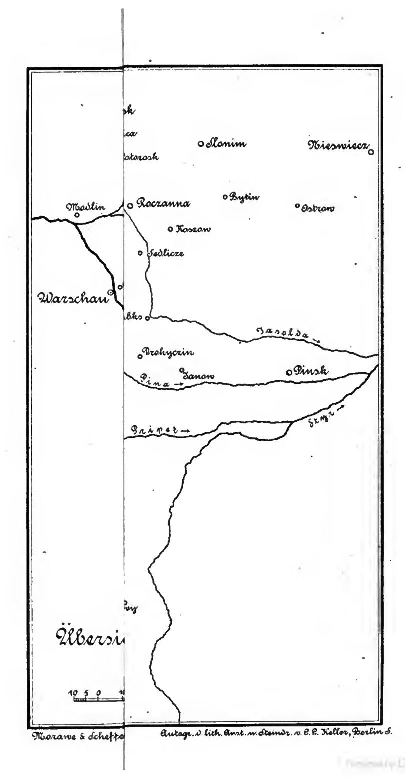
Dr. Castelle im Münsterischen Anzeiger. ... Holzhausen hat den Deutschen, die 1812 mit nach Rußland gegangen, ein stolzes Ruhmesdenkmal gesetzt. Er hat es verstanden, ihre Geschicke in diesem Feldzuge mit einer Anschaulichkeit und volkstümlichen Frische zu erzählen, die jeden Leser bis zum Ende in Spannung erhält........................

Friedr. Regensberg in Zeiten und Völker. ... Wir wünschen dem verdienstvollen Werke recht zahlreiche Leser.........................

Gustave Schlumberger, Mitglied des Institut de France, bezeichnet in der Sitzung der Pariser Académie des Inscriptions vom 28. Juni das Buch als »ein sehr wichtiges Werk für die Kenntnis des russischen Feldzuges«..

Das Institutsmitglied Arthur Chuquet, einer der hervorragendsten Kenner der napoleonischen Geschichte, schreibt in der Revue Critique d'Histoire et de Littérature am Ende einer eingehenden und für Buch und Verfasser gleich ehrenvollen Würdigung: Wir wollen diesem schönen und großen und köstlichen Werke all den Erfolg wünschen, den es verdient.

Henri Albert, der geistvolle Kritiker des Mercure de France: ... Die unter den französischen Adlern einrangierten deutschen Armeekorps werden unsern Augen in großen Fresken vorgeführt, in denen der Verfasser, nachdem er das Gesamtbild gehörig ans Licht gestellt, auch die kleinsten Einzelheiten nicht vergißt. In diesen historischen Gemälden ist alles an seinem Platz, die geschichtlichen Tatsachen, das Milieu, das Klima (das schreckliche Klima!) und die Anekdote.........................



Slonim
Nieswiecz
Rocranna
Bytin
Ostrow
Modlin
Koszow
Sedlicze
Warschau
Jasolda
Drohyczin
Janow
Pinsk
Pina
Pripet
Styr
Übersi
Morawe & Scheffe
Autogr. u. lith. Anst. v. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S.